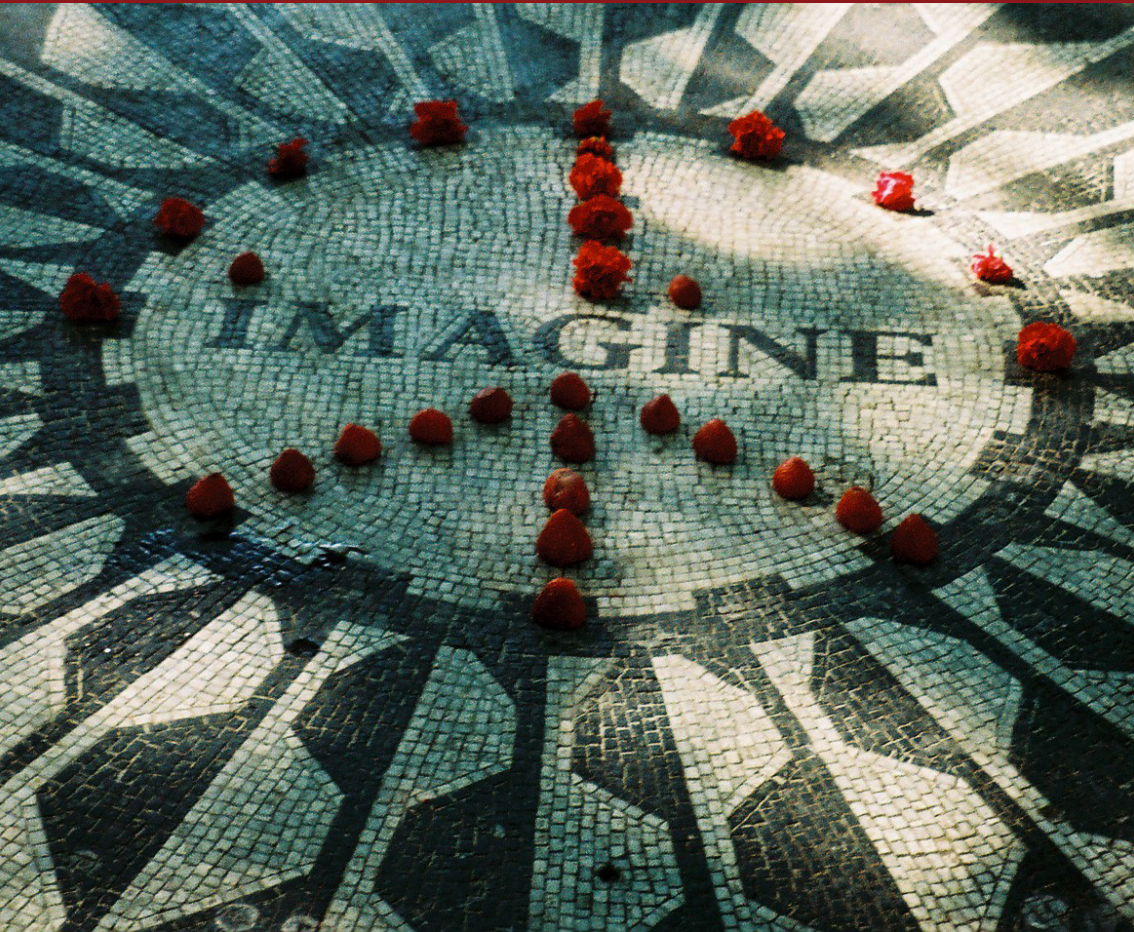


Michael Schober

Zeugnisse der Unterbrechung von Gewalt im Krieg

Grundlegung einer theologischen Ethik
des nicht suspendierten Zweifels



Michael Schober

Zeugnisse der Unterbrechung von Gewalt im Krieg

Angaben zum Autor

Dr. Michael Schober studierte Katholische Theologie, Germanistik und Politikwissenschaft an der Universität Tübingen und wurde mit der vorliegenden Arbeit an der dortigen Katholisch-Theologischen Fakultät promoviert. Nach längerer Tätigkeit in der Erwachsenenbildung und kirchlichen Jugendarbeit ist er derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Religionspädagogik/Fachdidaktik am Institut für Katholische Theologie der Universität Hildesheim. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören dort das erinnerungsgeleitete und das interreligiöse Lernen.

Michael Schober

Zeugnisse der Unterbrechung von
Gewalt im Krieg

Grundlegung einer theologischen Ethik des
nicht suspendierten Zweifels

UV Universitätsverlag
Hildesheim

Hildesheim
2019

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISO 9706

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Satz und Layout: Isaias Witkowski

Umschlaggestaltung: Jan Jäger

Umschlagfoto: © 2007 Michael Schober (Strawberry Fields – Gedenkstätte im
Namen des Friedens in Erinnerung an John Lennon, Central Park, New York)

Herstellung: rauer digital – druck und medien,

Markstraße 2-3, 31167 Bockenem

Printed in Germany

1. Auflage

Bei dieser Veröffentlichung handelt es sich um die durchgesehene und
überarbeitete Fassung der 2012 bei der Universitätsbibliothek Tübingen
veröffentlichten elektronischen Publikation

(<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-71063>).

© Universitätsverlag Hildesheim, Hildesheim 2019

www.uni-hildesheim.de/bibliothek/

forschen-publizieren/universitaetsverlag/

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-96424-021-7

Dieses Werk steht auch als elektronische Publikation
im Internet kostenfrei zur Verfügung: <http://dx.doi.org/10.18442/072>

Den Menschen, denen ich mein Leben, wie es ist, verdanke

In Dankbarkeit und bleibender Verbundenheit

Meinen Eltern

Christiane, Christoph und Jakob

Meinen Freundinnen

Meinen Freunden

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur ersten gedruckten Ausgabe 2019	11
Vorwort zur Online-Veröffentlichung 2013	13
Dank	13
Bemerkung zur Zitierweise	14
Einleitung	17
1 Begriffliche Vorklärungen	21
1.1 Alltagssprachliche Konstituierung des Begriffs der Unterbrechung	21
1.2 Gewalt als Objekt der Unterbrechung – eine begriffliche Annäherung ...	24
1.2.1 Alltagssprachliche Konstituierung des Begriffs in Bezug zu aktuellen Gewaltkonzepten	24
1.2.2 Das Verhältnis der Begriffe „Gewalt“ und „Krieg“	32
1.2.3 Formen von Gewalt im Krieg	34
1.3 Konstituierung der „Unterbrechung von Gewalt“	36
1.3.1 Die Waffenruhen um Weihnachten 1914 an der Westfront als Beispiel für die Unterbrechung von Gewalt	36
1.3.2 Analyse unter den fünf Aspekten des Unterbrechungsbegriffs	41
1.3.3 Aspekte der Gewalt	42
1.3.4 Unterbrechung von Gewalt	47
Exkurs: Zur theologischen Rezeption des Unterbrechungsbegriffs	47
1.4 Der Begriff der Unterbrechung im Kontext der Widerstandsforschung	52
1.4.1 Ein Blick auf die Widerstandsforschung	52
1.4.2 Eine Analyse des Fallbeispiels mit Hilfe von Begriffen aus der Widerstandsforschung	56
1.4.2.1 Das Begriffsfeld „Verweigerung und Widerstand“	56
1.4.2.2 Begriffe im Umfeld des „Eigensinn-Konzeptes“	58
1.4.3 Möglichkeiten der Analyse mit dem Begriff der „Unterbrechung“	61
1.5 Die Analysekontexte	62
1.5.1 Begründung der Auswahl des Analysekontextes „Weltkrieg“	62
1.5.2 Der Erste Weltkrieg als „mechanisierter Massenkrieg“	64
1.5.3 Der Zweite Weltkrieg – der doppelte Bezugspunkt der Gewalt als Analyseproblem	72

1.6	Zur Methode: eine hermeneutische Adaption von Rawls' „Überlegungs-Gleichgewicht“	73
2	Historische Beispiele	81
2.1	Beispiele aus dem Ersten Weltkrieg	83
2.1.1	Dominik Richert – Zeugnis eines elsässischen Pazifisten in Uniform	83
2.1.1.1	Vorbemerkungen zur Quelle und zu Richerts Biographie	83
2.1.1.2	Zur Desertion im Ersten Weltkrieg	85
2.1.1.3	Dominik Richerts Bericht „Meine Erlebnisse im Kriege 1914-1918“	89
2.1.1.3.1	Richert als elsässischer Pazifist in Uniform – eine paradigmatische Episode	90
2.1.1.3.2	Die Bedeutung der Bikulturalität des Elsasses für den Soldaten Richert	96
2.1.1.3.3	Die Religion als Brücke bei „Feind“-Begegnungen an und hinter der Front	102
2.1.1.3.4	Soldatentricks zwischen stiller „Drückebergerei“ und offener Verweigerung	106
2.1.1.3.5	Richerts langer Weg zur Desertion in der Nacht vom 23.-24.07.1918	111
2.2	Beispiele aus dem Zweiten Weltkrieg	118
2.2.1	Heinrich Böll – Aufzeichnungen eines „unsoldatischen“ Soldaten	118
2.2.1.1	Vorbemerkungen zur Quelle und zu Bölls Biographie ... Exkurs: Zur Feldpost als Quelle	118 121
2.2.1.2	Heinrich Böll – Briefe aus dem Krieg	124
2.2.1.2.1	Heinrich Böll als Soldat in der „inneren Emigration“	124
2.2.1.2.2	Heinrich Böll als „unsoldatischer Soldat“	126
2.2.1.2.3	Die existentielle Bedrohung der eigenen Integrität	128
2.2.1.2.4	Die Bedeutung der „Kleinen Fluchten“	130
2.2.1.2.5	Bölls Soldatsein zwischen „Bewährung im Krieg“ und Antimilitarismus	133
2.2.1.2.6	Der Preis der „Resistenz“: Einsamkeit und Isolation	135
2.2.1.2.7	Das Schreiben als Medium der Selbstbehauptung	146

2.2.1.2.8	Die „Unehrgierigkeit“ des Soldaten Böll und die Kameraden	149
2.2.1.2.9	Bölls Kriegsgegnerschaft	154
2.2.1.2.10	Kraftquellen im „toten Leben“: Die Liebe, der Glaube und das Schöne	161
2.2.1.2.11	Zwischenfazit: Bölls unsoldatisches Soldatsein und die Unterbrechung von Gewalt.....	169
2.2.1.2.12	„Intermezzi der Menschlichkeit“ und die Frage der Unterbrechung von Gewalt.....	175
2.2.2	Heinz Droßel – Ein „Gerechter“ im Krieg.....	192
2.2.2.1	Vorbemerkungen zur Quelle und zur Biographie Droßels	192
2.2.2.2	Zum Hintergrund des Rettungswiderstandes.....	203
2.2.2.3	Heinz Droßel: Die Zeit der Füchse. Lebenserinnerungen aus dunkler Zeit	206
2.2.2.3.1	Droßels Bewährung als Retter – Widerstand aus Menschlichkeit.....	206
2.2.2.3.2	Droßel als verantwortungsbewusster Soldat	214
2.2.2.3.3	Arrangements mit der Gegenseite	223
2.2.2.3.4	Begegnungen mit der Zivilbevölkerung	232
2.2.2.3.5	Episoden der Menschlichkeit	238
2.2.2.3.6	Bewunderte Konsequenz – Die Begegnung mit einem Kriegsdienstverweigerer.....	246
2.2.2.3.7	Das Gewissen des „Gerechten“: Leiden am eigenen „Versagen“	249
2.2.2.3.8	Nonkonformität im Namen der Humanität: Verweigerungen	254
2.2.2.3.9	Soldatische Versuche, sich zu entziehen: Selbstverstümmelung, Desertion.....	261
2.2.2.3.10	Fazit.....	264
3	Theologische und theologisch-ethische Implikationen – Grundlegung einer Ethik des nicht suspendierten Zweifels.....	267
3.1	Vorüberlegungen zur theologisch-ethischen Bedeutung des Zweifels.....	267
3.1.1	Das Verhältnis von Unterbrechung und Zweifel	267
3.1.2	Grundsätzliches zur Gestalt des Zweifels	267
3.1.3	Produktive und befreiende Formen des Zweifels	269

3.1.4	Deformationen des Zweifels.....	272
3.1.4.1	Unterdrückung des Zweifels.....	273
3.1.4.2	Selbstlähmung durch radikales Ausgreifen des Zweifels.....	274
3.2	Menschenwürde als Kern eines Zweifels, der die Ausübung von Gewalt in Frage stellt.....	275
3.3	Impulse, die den Zweifel in Gang setzen können.....	279
3.3.1	„Nackte Soldaten“ – „Naked Soldiers“	279
3.3.2	Tötungshemmung.....	283
3.3.3	Brücken	290
3.3.4	Mitgefühl.....	297
3.3.5	Gewissen	302
3.4	Von der Sinnhaftigkeit des Ineffizienten.....	304
3.5	Problematik des „Gerechten“	309
3.6	Lernen ex negativo aus der Täterforschung.....	311
3.7	Zusammenfassung und Fortführung: Theologische Ethik des nicht suspendierten Zweifels.....	318
4	Ausblick: Relevanz der Überlegungen für die Friedensarbeit.....	321
5	Literatur	327
5.1	Quellen/Primärliteratur	327
5.2	Sekundärliteratur	329
5.3	Internet-Dokumente	343
5.4	Filme.....	344

Vorwort zur ersten gedruckten Ausgabe 2019

Für den hiermit vorliegenden erstmaligen Druck wurde meine Dissertation von 2012 nochmal redigiert, korrigiert und im Fußnotenteil mit kleineren Ergänzungen versehen. Das Literaturverzeichnis wurde auf die zitierte Literatur reduziert und neu unterteilt. In den Fließtext der Arbeit habe ich inhaltlich nicht mehr eingegriffen.

In den letzten Jahren konnte ich das Anliegen meiner Dissertation praktisch weiterführen. So sehe ich meine wissenschaftliche wie praktische Tätigkeit in den Bereichen des erinnerungsgeleiteten und des interreligiösen Lernens als meinen persönlichen Beitrag im Sinne der „Unterbrechung von Gewalt“. Für die in diesen Bereichen gemachten Erfahrungen und die mir geschenkten Begegnungen bin ich zutiefst dankbar. So habe ich am Institut für Katholische Theologie der Universität Hildesheim einen Ort des Wirkens gefunden, an dem ich quasi meine Berufung zum Beruf machen konnte. Mein Dank geht deshalb zunächst an die Studierenden der Universitäten Hildesheim und Hannover und die Kolleginnen und Kollegen am Institut.

Dass ich mich jetzt doch noch zu einer gedruckten Ausgabe entschlossen habe, ist neben der wunderbaren Unterstützung durch PD Dr. Mario Müller, Isaias Witkowski und Jan Jäger vom Universitätsverlag Hildesheim vor allem vier unvoreingenommenen Lesern zu verdanken, vor deren menschlicher wie fachlicher Größe ich mich verneige und die mich, was den Wert meiner Überlegungen angeht, bestärkt und ermutigt haben:

meinem inzwischen emeritierten Kollegen Prof. Dr. Guido Bausenhardt, der den wissenschaftlich freien Geist und die kollegiale Atmosphäre am Institut für Katholische Theologie geprägt hat, wie es nur wenige tun,

dem Publizisten Peter Bürger, der die erste Rezension zu dieser Arbeit verfasst hat und dem ich die erste Veröffentlichung eines Artikels daraus in Buchform verdanke (vgl. Bürger [2018] bzw. Schober [2018a]),

Pastor Hans Christoph Hermes, dessen tiefes Verständnis und genaues Lesen unsere Freundschaft begründet hat und

Dr. Werner Seidler, der selbst einen weitaus umfangreicheren, stärker historisch ausgerichteten wissenschaftlichen Beitrag zur Zeit des Nationalsozialismus vorgelegt hat (vgl. Seidler 2013).

Ich meine, dass es – nicht nur in den extremen Kontexten der beiden Weltkriege und der Shoah – notwendig ist, Alternativen zur Gewalt zu denken, im Sinne der Menschenwürde Machtstrukturen in Zweifel zu ziehen, Frieden zumindest für möglich zu halten, sich vorzustellen, was wäre, wenn...

Diesen Gedanken drückt für mich auch John Lennons „Imagine“ oder „Imagine Peace“, wie es seine Partnerin Yoko Ono weitergeführt hat, aus. Gerade weil John Lennons Leben neben seinen unvergleichlichen Verdiensten durchaus abgründige Seiten aufweist, er die hohe Forderung der Gewaltfreiheit selbst nicht immer leben konnte, passt sein Impuls zu den von mir untersuchten drei Biographien aus „finstere[r, M.S.] Zeit“ (Brecht 1993a, S. 724). Um allerdings jede Form von Vereinnahmung auszuschließen, sei hier neben den historisch völlig verschiedenen Kontexten noch ein wesentlicher Unterschied genannt: Während John Lennon die Religion eher als Zwang und als Hindernis für Frieden erlebte, war sie für Dominik Richert, Heinrich Böll und Heinz Droßel eine Kraftquelle, die ihnen den Mut zur Nonkonformität bis hin zum (Rettungs-)Widerstand gab.

Um ihren Weg wird es im Folgenden gehen, aus der Sicht eines Kriegsenkels dargestellt, der sich bemüht, ihnen auch für die Nachgeborenen eine Stimme zu geben.

Vorwort zur Online-Veröffentlichung 2013

Dank

Die vorliegende Arbeit wurde im Sommersemester 2012 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen als Dissertation angenommen. Für die Veröffentlichung wurde sie nur geringfügig überarbeitet, nach 2011 erschienene Literatur konnte so gut wie nicht mehr berücksichtigt werden.

Eine Doktorarbeit, gerade wenn sie interdisziplinär angelegt ist, gibt letztlich auch Zeugnis von intensiven Dialogen und Begegnungen, ist zudem auf Unterstützung verschiedenster Art angewiesen. Allen Beteiligten, auch denjenigen, die ich hier nicht namentlich erwähnen kann, meinen herzlichen Dank.

Meinem Doktorvater Prof. Dr. Dietmar Mieth danke ich für wichtige Hinweise zur Präzisierung in der Begrifflichkeit, weiterführende Anregungen und viel Freiheit im Arbeiten.

Prof. Dr. Matthias Möhring-Hesse danke ich dafür, dass er die Zweitkorrektur übernommen hat.

Meinen Kolleginnen und Kollegen in den Doktorand/innen-Kolloquien bei Prof. Dr. Dietmar Mieth, Prof. Dr. Hille Haker und Prof. Dr. Andreas Holzem, bei der Sommerakademie wissenschaftlichen Nachwuchses des Ethik-Netzwerkes Baden-Württemberg 2004 sowie beim Tübinger SFB 437: „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ der DFG danke ich für die Diskussion meines Projekts, den jeweiligen Leiter/innen für die Möglichkeit, es dort vorzustellen.

Für weiterführende Kritik danke ich Prof. Dr. Wolfram Wette und Dr. Klaus Latzel.

Der Franz Furger-Gedächtnisstiftung danke ich für ein Stipendium, das den Beginn dieser Arbeit erst möglich gemacht hat. Ferner danke ich der Stiftung, insbesondere ihrer Präsidentin Dr. Elisabeth Hasse, für die in jeder Hinsicht unbürokratische und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit mir als Stipendiaten.

Für unermüdliches Korrekturlesen und Ermunterung zur rechten Zeit danke ich: Dr. Uta Fenske, Lisa France, Dr. Johannes Grützmacher, Dr. Barbara Lukoschek, Christiane Schober, Ulrike Schober und Sonja Steinmaier-Berner.

Für spannende Diskussionen, kollegialen Austausch und Beratung danke ich: Dr. Katrin Bentele, Verena Brenner, Dr. Uta Fenske, Dr. Sebastian Friese, Dr. Susanne Glietsch, Dr. Andeselassie Hamednaka, Max Heidelberger, Christoph Holzapfel, Wolfgang Kohlstruck, Ursula Konnertz, Dr. Andreas Jasper, Dr. Wedig Kolster, Traugott Manz, Dr. Thomas Nielebock, Dr. Urszula Pękala, Dr. Claudia Schlager, Jörg Sindlinger.

Euch, die Ihr in besonderer Weise in der nicht immer einfachen Zeit des Promovierens für mich da wart, mich ermutigt und auf sehr verschiedene Weise, die ich hier nicht annähernd angemessen würdigen kann, unterstützt habt, danke ich in erster Linie:

Tilo Berner, Monika Blank, Ellen Braun, Christoph Dudenbostel, Ulrika Engler, Susanne Fleischer, Lisa France, Moritz Geisel, Dr. Johannes Grützmaker, Dr. Hussein Hamdan, Dr. Kristine Hannak, Georg Kammerer, Dr. Stefan Knödler, Nicole Kuhlmann, Elisabeth Kurfeß, Andrea Lauer, Dr. Barbara Lukoschek, Peter Meyer, Bernd Nowack, Dr. Margit Schad, Alois Schober, Christiane Schober, Ulrike Schober, Sonja Steinmaier-Berner, Johannes Streicher, Dr. Gürbüz Tekin, Stefanie Walter und Marianne Wolf.

Bemerkung zur Zitierweise

Die Besonderheit des Arbeitens mit edierten historischen Quellen macht einige Veränderungen in der sonst üblichen Zitierweise notwendig. Im Falle des Berichts des Soldaten Dominik Richert ist ein Kommentar der Herausgeber/innen Bernd Ulrich und Angelika Tramitz in den Text eingearbeitet. Außerdem werden von den Herausgeber/innen auch selbst Auslassungen vorgenommen. Ähnlich verhält es sich mit den Briefen Heinrich Bölls, für die Böll selbst ebenfalls kleinere Auslassungen verfügt hat, die in der Regel nur die Anrede und ganz Persönliches betreffen. Um offenzulegen, welche Auslassungen und Änderungen ich selbst vorgenommen habe, habe ich mich entschieden, auch bei kleinsten Änderungen dies durch meine Initialen zu dokumentieren. Nicht mit „M.S.“ gekennzeichnete Klammern und Auslassungen sind demnach Bestandteil des edierten Textes.

Das Manuskript Heinz Droßels wiederum weist durch die Veröffentlichung im Selbstverlag inhaltlich unbedeutende formale Mängel wie Tippfehler etc. auf. Ich hab mich dafür entschieden sie nicht stillschweigend zu korrigieren, sondern den Text der Originalquelle zu erhalten und etwaige Mängel unkorrigiert zu übernehmen. Ich kennzeichne sie durch „[sic!, M.S.]“ Eine gelegentlich in wissenschaftlichen Texten gebrauchte polemische Verwendung des „[sic!]“ liegt mir fern, was aus dem Text meiner Arbeit auch ersichtlich ist.

Um die ursprüngliche Fußnotennummerierung beizubehalten, wurden in dem Vorwort zur ersten Druckausgabe 2019 abweichend vom sonstigen Text Belege in Klammern angegeben.

Einleitung

„Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut
In der wir untergegangen sind
Gedenkt
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht
Auch der finsternen Zeit
Der ihr entronnen seid.“¹
(Bertolt Brecht: An die Nachgeborenen)

Manche Zeilen begleiten einen ein Leben lang, und so mag es vielen wie mir mit den obigen gehen, die in der politischen Lyrik Bertolt Brechts wenn nicht „Wahres“, so doch zumindest Schlüssiges gefunden haben und immer wieder aufs Neue finden.

In den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts verfasst, ragen sie in unsere Zeit, in der die Flut dieses Meers an Grauen abgeebbt ist – zumindest, was die europäische Perspektive anbelangt. Die Shoah und die beiden Weltkriege haben dem 20. Jahrhundert für immer ihren Stempel aufgedrückt. Es wird ungeachtet manchen Hoffungsgrunds immer auch ein Jahrhundert ausnehmender Gewalt bleiben mit dem zweifelhaften „Verdienst“, in dieser Hinsicht neue Dimensionen des Schreckens eröffnet zu haben.

Nun ist über Gewalt und Krieg zweifelsohne viel Verdienstvolles geschrieben worden, so dass eine Perspektive gut gewählt sein muss, um hier noch Neues ans Licht bringen zu können. Gerade aufgrund der extremen Gewalt des Zeitalters von Weltkriegen und Shoah mag es außerdem zunächst etwas verwegen erscheinen, den Blick auf die „Unterbrechung von Gewalt“ zu richten. Bei näherer Betrachtung ergibt sich dann aber möglicherweise ein anderes Bild. So bieten Extremfälle die Möglichkeit, Licht und Schatten im Kontrast deutlicher hervortreten zu lassen. Was sich im Extremfall zeigt und bewährt, muss nicht zwangsläufig, kann aber doch in vielen Fällen von nachhaltiger Bedeutung sein. In diesem Sinne hege ich die leise Hoffnung, im Durchgang durch diese finsternen Zeiten auf einige Erkenntnisse zu stoßen, die uns einerseits das Phänomen von Gewalt im Krieg besser verstehen lassen, andererseits der nie abzuschließenden Friedensarbeit einige Impulse geben können (vgl. dazu insbesondere den Ausblick in Kapitel 4 dieser Arbeit).

Ausdrücklich sei hier schon gesagt, dass es um die „Unterbrechung“, nicht um die vollständige „Überwindung“ von Gewalt geht. Die Wahl

1 Brecht 1993a, S. 724.

dieses vorsichtigeren Begriffs wird dem Leser/der Leserin² angesichts der überwältigenden Dimension der Gewalt im untersuchten Zeitraum sowie unserer auch gegenwärtig gegen den Zivilisationsbruch nicht gefeierten Lage fürs Erste einleuchten. Nähere begriffliche Überlegungen finden sich im ersten Kapitel dieser Arbeit.

Damit sind die friedensethischen Koordinaten dieser Arbeit bereits benannt: die Unterbrechung von Gewalt im Krieg.

Modellhafter Bezugspunkt der Analyse sind dabei die spontanen Waffenruhen um Weihnachten 1914 an der Westfront im Ersten Weltkrieg. Von dort ausgehend werden entlang dreier biographischer Linien von Soldaten, die sich in mancherlei Hinsicht nicht konform verhalten haben, Handlungen auf der Mikroebene in den Blick genommen, die unter dem Aspekt der Unterbrechung von Gewalt ihre Relevanz erhalten. „Kleine Fluchten“³, in denen sich der jeweilige Soldat aus dem Kriegskontext ausklinkt, gehören ebenso zu den untersuchten Handlungen wie die unter hohem persönlichem Risiko vollzogene Rettung gefährdeter oder verfolgter Menschen. Einen besonderen Stellenwert nehmen dabei auch Begegnungen jenseits des Freund-Feind-Denkens ein (vgl. Kapitel 2 dieser Arbeit).

Das untersuchte Erleben der drei auf deutscher Seite kämpfenden Soldaten Dominik Richert im Ersten Weltkrieg sowie der Soldaten Heinrich Böll und Heinz Droßel im Zweiten Weltkrieg ist dabei nicht so sehr als „neuer historischer Fund“ von Bedeutung, sondern gewinnt seinen besonderen Wert in der Zusammenschau unter der Perspektive der Unterbrechung von Gewalt. Aus diesem Grunde ist diese Arbeit in erster Linie als theologisch-ethische Arbeit zu verstehen. In Auseinandersetzung mit den historischen Quellen kann so ein Konzept entwickelt werden, das als „Ethik des nicht suspendierten Zweifels“ die Problematik der Unterbrechung von Gewalt analytisch fasst (vgl. Kapitel 3 dieser Arbeit.). Es ist möglich, dass es auch für andere ethische Reflexionsprozesse modellhaft werden kann. Das mag weiteren Forschungen vorbehalten bleiben.

2 Im Rahmen dieser Arbeit wird weitestgehend eine inklusive Schreibweise angestrebt. Eine Ausnahme bildet die Rede von Soldaten in den Weltkriegen, wo ich ausschließlich die männliche Form verwende, weil Männer in den Weltkriegen das Kriegsgeschehen dominieren und im Wesentlichen sie es waren, die Gewalt ausgeübt haben. Nichtsdestotrotz waren in beiden Weltkriegen auch Frauen z. B. als Sanitäterinnen eingesetzt. Dies soll hier nicht übersehen werden. Allein der Forschungsgegenstand richtet den Fokus auf die Kriegserfahrung dreier (männlicher) Soldaten. An einigen Stellen formuliere ich auch abwechselnd in der männlichen und weiblichen Form, wobei sich aus dem Zusammenhang zweifelsfrei ergibt, wenn hier auch die jeweils andere Form stehen könnte.

3 Humburg 1998, S. 40.

Der Rahmen dieser Arbeit bietet zudem die Möglichkeit, den ambivalenten Weg dreier Menschen im Krieg zu skizzieren, die mehr Mut zur Nonkonformität aufbrachten als viele andere. Ihr couragiertes Handeln gleichermaßen wie die Ambivalenz, in der sie sich bewegten und handelten, verdienen es, erinnert zu werden.

Aufgetaucht sind wir aus der Flut, gedenken wir ihrer denn mit der Nachsicht, die wir selbst zu finden hoffen.

1 Begriffliche Vorklärungen

1.1 Alltagssprachliche Konstituierung des Begriffs der Unterbrechung

Nähert man sich dem Begriff der Unterbrechung alltagssprachlich, so fällt zunächst der Aspekt der *Vorläufigkeit* ins Auge. „Unterbrechen“ bedeutet eben nicht „definitiv abbrechen“ oder „endgültig unterbinden“. Dementsprechend bedeutet die Unterbrechung auch nicht das Ende eines Vorgangs. Sie bezeichnet vielmehr „eine Lücke, Pause oder Phase, in der etwas, was vorher und nachher andauert“, ausgesetzt bzw. aufgehoben wird. Auf Ganze gesehen stellt sie den kleineren Teil des Vorgangs dar. Der Aspekt des „Aufhebens“ einer Regelmäßigkeit lässt sich in den sprachlichen Entsprechungen bis ins Lateinische zurückverfolgen. Im Lateinischen finden sich zwei Wortfamilien, die dem deutschen Wort „unterbrechen“ zugeordnet sind. Zum einen ist das die Wortfamilie „*interrumpere*“, zum anderen die von „*suspendere*“ her kommende. Letztere hat in den Wortbedeutungen „aufhängen“ sowie „in die Höhe bzw. emporheben“ diesen Aspekt bewahrt. Noch im deutschsprachigen Fremdwort *suspendieren* („zeitweilig ausschließen“) ist der Aspekt der Vorläufigkeit enthalten. Auf ähnliche Weise ist auch im englischen Ausdruck „*suspended sentence*“, der im deutschen der Bewährungsstrafe entspricht, die Vollstreckung des Urteils (vorläufig) außer Kraft gesetzt bzw. aufgehoben. Wenn der oder die Verurteilte gegen die entsprechenden Auflagen oder Weisungen verstößt oder gar wieder straffällig wird, droht die Vollstreckung erneut. Dieses Beispiel weist jedoch bereits in eine andere Richtung. Es besteht nämlich auch die Möglichkeit, dass der oder die Verurteilte die Bewährungszeit besteht. In diesem Fall wird die Aussetzung des Strafvollzugs verstetigt. Der Strafvollzug gilt dann als „erledigt“. Es sei hier nur angemerkt, dass in der politischen Praxis der Suspendierung vom Dienst sehr oft die Entlassung oder Versetzung folgt. Auch in diesen Fällen liegt die Verstetigung eines zunächst vorläufig gedachten Vorgangs dar, das „*Provisorische*“ wird zur neuen Regel.

Einen „klarerer“ Status unter dem Aspekt der Vorläufigkeit haben die folgenden Beispiele: die Arbeit oder Reise unterbrechen, die Diskussion, den Redefluss unterbrechen oder das Programm, die Sendung unterbrechen. In allen diesen Fällen wird nach der Unterbrechung an einen bereits laufenden Vorgang angeschlossen. Dabei kann die Unterbrechung planmäßig sein (wie etwa in der Mittagspause eines Arbeiters oder in der Halbzeitpause eines Fußballspiels) oder unplanmäßig (wie etwa in der Regenpause

eines Tennismatches oder durch einen aktuellen Verkehrshinweis im Radioprogramm). Insbesondere bei unplanmäßigen Unterbrechungen stellt sich die Frage, ob sich der Vorgang in seinem Wesen nach der Unterbrechung verändert. So kann ein Tennismatch nach der Regenpause einen völlig anderen Verlauf nehmen, wenn sich die mentale oder körperliche Verfassung der Spieler oder Spielerinnen durch die Unterbrechung verändert hat. Ein Verkehrshinweis im Radio kann den Musikgenuss doch erheblich stören. Umgekehrt kann ein Arbeiter oder eine Arbeiterin nach der Mittagspause die Arbeit mit neuen Kräften besser tun. So sei an dieser Stelle schon einmal festgehalten, dass die Unterbrechung eine Veränderung in positiver wie in negativer Hinsicht bewirken kann, aber nicht muss.

Ein weiterer Alltagssprachlicher Aspekt des Begriffs der Unterbrechung ist das *Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität*. In der lateinischen Wortfamilie *interrumpere* drückt sich dieser Aspekt besonders gut aus. So ist in den Bedeutungen „auseinanderreißen“ bzw. „stören“ der Bruch oder zumindest die Beeinträchtigung markiert, den bzw. die die Unterbrechung hinsichtlich eines laufenden Vorgangs bewirkt. Die unter dem Aspekt der Vorläufigkeit bereits angeführten Beispiele zeigen unter dieser Perspektive, dass hier im Wesentlichen drei Auswirkungen denkbar sind.

1. Der unterbrochene Vorgang geht nach der Unterbrechung gänzlich oder nahezu unverändert weiter. Es erfolgt also keine grundlegende Veränderung. Die Unterbrechung bleibt auf den Moment begrenzt.
2. Dementsprechend ist nun weiterhin denkbar, dass es zu einer Veränderung kommt, die nun wiederum in ihren Auswirkungen den Vorgang positiv verstärken kann (2a, vgl. neue Kräfte für den Arbeiter nach der Mittagspause) oder aber den Vorgang negativ beeinflussen kann (2b). Zu letzterem Phänomen gehört die Möglichkeit einer Verstetigung der Unterbrechung (vgl. Jobverlust nach Suspendierung) ebenso wie eine andere Form der Veränderung etwa im Sinne eines „Spiels mit neuen Karten“ (vgl. mentale Auswirkungen auf die Spielerinnen nach der Regenpause in einem Tennismatch). In letzterem Fall bleiben die Spielregeln gleich, es ändert sich die Verfassung der Akteur/innen. Positiv bzw. negativ soll hier nicht normativ, sondern deskriptiv verstanden werden. Positiv bedeutet dann eine Verstärkung des Vorgangs im Sinne einer (Fließ-)Richtung, negativ eine Schwächung, Beeinträchtigung oder Umkehrung des Vorgangs.
3. Schließlich ist noch die Neutralität in den Folgen der Unterbrechung auf den Vorgang zu nennen.

Ein dritter Aspekt des Unterbrechungsbegriffs zeigt sich, wenn man den Blick von der Folgenseite zu der *Initiierung der Unterbrechung* lenkt. Dieser Aspekt wird wichtig hinsichtlich der Reichweite des Begriffs. Sie vergrößert sich dadurch, dass der Begriff „Unterbrechung“ die Aufmerksamkeit des/der Betrachtenden auf den Vorgang an sich lenkt. Nicht wer unterbricht,

sondern was wie unterbrochen wird, ist das Zentrum einer solchen Analyse. Bezogen auf einen Konflikt zwischen zwei Parteien sind hinsichtlich der Initiative der Unterbrechung vier Szenarien denkbar. Zunächst einmal kann jede der beteiligten Parteien Initiatorin sein, es ist aber auch denkbar, dass beide Parteien initiativ sind sowie dass die Unterbrechung ohne Einfluss der Parteien, sprich von außen zustande kommt. Der Begriff der Unterbrechung lässt somit auch reziproke Szenarien zu, im Gegensatz etwa zum Widerstand, der nicht „gegenseitig“ geleistet werden kann, sondern in der Regel die nicht dominante Partei in einem Macht- bzw. Herrschaftskontext bezeichnet. Als dritter Aspekt ist hier also die *Möglichkeit der Reziprozität* festzuhalten.

Mit diesem Aspekt eng verknüpft und in der vorigen Argumentation schon angelegt ist der Aspekt der „Neutralität“. Die Unterbrechung lässt sich als ein „kühler“⁴ Begriff, das heißt als ein normativ wenig aufgeladener Begriff fassen. Eine normative Aufladung erfolgt erst durch das Objekt der Unterbrechung. Wenn beispielsweise ein negativ belegter Gewaltbegriff im Sinne der angelsächsischen Terminologie „violence“ an Stelle von „power“ Grundlage der Analyse ist, wie es in dieser Arbeit der Fall ist⁵, bekommt die Unterbrechung der Gewalt eine positive Aufladung. Ein nicht wünschenswerter Zustand oder Vorgang wird unterbrochen. Im Vergleich zum alltagssprachlichen Verständnis des Widerstandes lässt sich dies gut demonstrieren, indem man die Akteurinnen und Akteure solcher Handlungen zu benennen versucht. Zum Wortfeld Widerstand ergibt sich sehr schnell die Bezeichnung „Widerstandskämpferin bzw. Widerstandskämpfer“, die, egal wie man zu den so bezeichneten Menschen stehen mag, nicht frei von Pathos ist. Die analoge Bildung „Unterbrecher/in“ ist nicht nur nicht gebräuchlich, sondern wäre meines Erachtens auch nicht derart emotional aufladbar.

Den fünften Aspekt der Unterbrechung möchte ich nun als „den kleineren Teil des Ganzen“ bezeichnen. Sprachlich fällt hier der Zusammenhang der Wortwahl „Unterbrechung“ mit der der „Pause“⁶ ins Auge. Ob in einem Musikstück, in einem Arbeitsprozess oder in einer Sportveranstaltung – in der Regel handelt es sich bei einer Pause um den bedeutend kleineren Teil einer größeren Einheit. Dies gilt im Sport auch dann, wenn eine Sportlerin beispielsweise verletzungsbedingt „pausiert“, im Unterschied zu einer Kollegin, die ihre Karriere bereits „beendet“ hatte, sich also aus dem aktiven Sport zurückgezogen hatte und sich nach einer doch verhältnis-

4 Hier verwende ich eine Formulierung von Klaus Latzel, dem ich eine konstruktiv kritische Kommentierung meines Projektes verdanke.

5 Vgl. Kapitel 1.2.

6 Vgl. hierzu die englische Bezeichnung „break“ für „Bruch“, „Unterbrechung“ und „Pause“.

mäßig längeren Zeit an einem „Comeback“ versucht. Im letzteren Fall ist also nicht von einer direkten Fortsetzung der Karriere, sondern eher von einem Neuanfang die Rede. Im Falle der verletzungsbedingten Pause bleiben die Vorzeichen doch die gleichen, auch wenn sich, wie bereits erörtert, auch durch eine kurze Unterbrechung eine grundsätzliche Veränderung ergeben kann.

1.2 Gewalt als Objekt der Unterbrechung – eine begriffliche Annäherung

1.2.1 Alltagssprachliche Konstituierung des Begriffs in Bezug zu aktuellen Gewaltkonzepten

Nach dieser ersten Konturierung des hier verwendeten Begriffs der Unterbrechung wende ich mich nun der Frage nach dem Objekt der Unterbrechung zu, also der Frage, was eigentlich unterbrochen wird. Ich rede hier bewusst von Gewalt und nicht von Krieg, um nicht dem Missverständnis Vorschub zu leisten, eine einzelne Handlung auf der Mikroebene könne einen Krieg unterbrechen. Der Anspruch der hier fokussierten Handlungen liegt deutlich darunter. Es geht mir um Denken und Handeln, das der Gewalt im Krieg bzw. der Gewaltlogik zuwiderläuft. Bevor ich jedoch in einem eigenen Abschnitt diesen Gedanken noch weiter ausführe und die von mir gewählte Begrifflichkeit „Unterbrechung von Gewalt“ in ihrer Zusammensetzung konstituiere, ist eine nähere Bestimmung dessen notwendig, was hier unter Gewalt verstanden wird. Diese möchte ich durch eigene von der Alltagssprache ausgehende Überlegungen sowie in Auseinandersetzung mit verschiedenen wissenschaftlichen Gewaltkonzepten leisten. Weil es bisher weder im wissenschaftlichen noch im gesellschaftlichen oder politischen Bereich eine einheitliche oder zumindest breit akzeptierte Definition von Gewalt gibt⁷ und der Begriff daher unterschiedliche Phänomene einbeziehend bzw. ausschließend in den jeweiligen „Bedeutungsfarben“ schillert, kann dies nur annähernd und vorläufig geschehen.

Im Gegensatz zum deutschen Sprachgebrauch, in dem das Wort *Gewalt* sowohl neutral als auch negativ wertend verwandt wird, lässt sich in der angelsächsischen und romanischen Terminologie eine bis ins Lateinische zurückreichende begriffliche Differenzierung zwischen der neutralen Wort-

7 Vgl. Gugel 2006, S. 47.

familie *power* (frz. *pouvoir, puissance*, span. *poder* vgl. lat. *potestas, potentia*) und der negativ konnotierten *violence* (frz. *violence*, span. *violencia* vgl. lat. *vis, violentia*) belegen.⁸ *Power* bezeichnet Imbusch zufolge

„neutral die Fähigkeit etwas zu tun oder eine Wirkung zu erzielen oder Einfluss auszuüben, während ‚violence‘ als problematische Ausübung physischer Stärke verstanden wird mit dem Ziel, eine Person oder Sache zu schädigen oder zu verletzen.“⁹

Eine Betrachtung etymologisch verwandter Wörter lässt auch im Deutschen die beiden Aspekte durchscheinen. Der neutrale Charakter des Wortes ist etwa in dem Verb „ver-walten“ greifbar, wohingegen das Adjektiv „gewalt-tätig“ mit einer starken negativen Konnotation behaftet ist. In der Wortverwendung stehen sich sprachlich beispielsweise die modernen demokratischen Verfassungsprinzipien der Volkssouveränität („Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus“ (Art. 20 (2) GG)) und der Gewaltenteilung den Negativbegriffen „Gewalt-täter“, „Ver-gewalt-igung“ gegenüber. „Gewalt ausüben“ heißt eben nicht zwangsläufig „gewalttätig sein“.

Im Folgenden sollen nun analog zu den bereits festgehaltenen Überlegungen zum Begriff der Unterbrechung Bedeutungselemente des Gewaltbegriffs dargestellt werden. Dabei folge ich weitgehend der scharfsinnigen Analyse von Peter Imbusch.¹⁰

Einen ersten Zugriff auf diese Bedeutungselemente erhält Imbusch durch die Analyse anhand von sieben der so genannten „W-Fragen“, wobei es ihm zunächst um einen „engen Gewaltbegriff“¹¹ geht:

„Wer übt Gewalt aus? Dies ist v. a. die Frage nach den Tätern, den Urhebern, nach den Subjekten einer Handlung, die als Gewalt klassifiziert wurde. [...], M.S.]

8 Vgl. Imbusch 2002, S. 28ff, zur weiteren Differenzierung und einer ausführlichen Darstellung der Etymologie vgl. ebenfalls dort sowie Brock 1995, Hugger 1995, Stadler 1995. Ebenfalls dieser Unterscheidung folgt Bernhard Waldenfels (vgl. Waldenfels 2000, insbesondere S. 10). Den Problematiken einer zu engen und einer zu weiten Fassung des Begriffs Rechnung tragend definiert Waldenfels vom lateinischen Wortkern *violencia* ‚Verletzung‘ ausgehend her Gewalt wie folgt: „Gewalt fasse ich als eine Art von *Verletzung*, die sich bis zur förmlichen und nachhaltigen Traumatisierung steigern kann.“ (Ebd., S. 12, Hervorhebung im Original)

9 Imbusch 2002, S. 33.

10 Imbusch 2002.

11 Imbusch 2002, S. 34.

Was geschieht, wenn Gewalt ausgeübt wird? Dies ist zunächst die Frage nach den Tatbeständen einer als Gewalt verstandenen Handlung und nach den konkreten Abläufen von Gewalt. Hier geht es um eine Phänomenologie der Gewalt. Sodann interessiert sich die Was-Frage auch für die erzielten Effekte von Gewalt [...], M.S.].

Wie wird Gewalt ausgeübt? Dies ist die Frage nach der Art und Weise der Ausübung von Gewalt und nach den dabei eingesetzten Mitteln. [...], M.S.]

Wem gilt die Gewalt? Das ist die Frage nach den menschlichen Opfern von Gewalt, denjenigen, die Gewalt erfahren, erleiden oder erdulden müssen, denen Gewalt in unterschiedlichen Kontexten und auf diverse Art und Weise angetan wird. Sie sind die Objekte einer Gewalthandlung bzw. von gewalttätigem Verhalten [...], M.S.]

Warum wird Gewalt ausgeübt? Das ist zum einen im abstrakten Sinn die Frage nach den allgemeinen Ursachen von Gewalt, [...], M.S.] zum anderen die nach den konkreten Gründen einer Gewalttat [...], M.S.]. Gewalt kann aber auch grundlos ausgeübt werden, sie kann nämlich Selbstzweck oder vollkommen irrational sein, ohne jeglichen Zweck auskommen. [...], M.S.]

Wozu wird Gewalt ausgeübt? Das ist die Frage nach den Zielen und möglichen Motiven von Gewalt, die zu ihrer Erklärung auf Absichten und Zwecke rekurriert. [...], M.S.]

Weshalb wird Gewalt ausgeübt? Das ist die Frage nach den Rechtfertigungsmustern und Legitimationsstrategien von Gewalt.¹²

In einem zweiten Analyseschritt nimmt Imbusch verschiedene Anwendungsebenen des Gewaltbegriffs in den Blick, er differenziert das Begriffsfeld.¹³ Im Einzelnen unterscheidet Imbusch zwischen „direkter physischer Gewalt, institutioneller Gewalt, struktureller Gewalt und kultureller bzw. symbolischer Gewalt.“¹⁴

Bezogen auf das Verhältnis von physischer und psychischer Gewalt kommt Imbusch zu dem Ergebnis, dass physische Gewalt als „Machtmittel“¹⁵ universell und „jederzeit einsetzbar“¹⁶ ist, „immer manifest und meistens auch intendiert ausgeübt“¹⁷ wird. Bei physischer Gewalt lässt sich eher ein Ursache-Wirkung-Verhältnis ausmachen als bei psychischer. Letztere ist

12 Imbusch 2002, S. 34f.

13 Vgl. Imbusch 2002, S. 37ff.

14 Imbusch 2002, S. 38.

15 Imbusch 2002, S. 38

16 Imbusch 2002, S. 38

17 Imbusch 2002, S. 38.

Imbusch zufolge deutlich schwerer greifbar, in ihren Folgen deswegen aber nicht weniger inhuman als physische Gewalt.¹⁸

Eine grundsätzliche Skepsis gegen solche Kategorisierungen äußert Bernhard Waldenfels:

„Solche Unterscheidungen tendieren stets dahin, die eine Seite gegenüber der anderen als uneigentlich oder harmloser hinzustellen. Wieder greift die ordnende Hand in das Gewaltgeschehen ein, bevor dies eine eigene Sprache gewinnt. Solche Präjudizierungen lassen sich vermeiden, wenn man von einer übergreifenden Lebenssphäre ausgeht, nämlich von der *Leiblichkeit als einer Sphäre der Verletzlichkeit*.“¹⁹

Waldenfels' Einwand gegen eine Verharmlosung verschiedener Formen von Gewalt durch eine zu schematische Begrifflichkeit ist sicherlich im Auge zu behalten. Seine ganzheitliche Sicht auf den Menschen unter dem Aspekt der Leiblichkeit ist schlüssig. Allerdings bleibt ein gewisses Maß an „ordnender“ Begrifflichkeit erforderlich, um sich dem Phänomen der Gewalt theoretisch anzunähern. Nicht zuletzt verzichtet ja auch Waldenfels selbst nicht auf eine begriffliche Entfaltung und Differenzierung. Imbusch gelingt es in seiner Analyse, die von Waldenfels kritisierten Abwertungen zu vermeiden.

Die begrifflich kaum zu leistende Fassbarkeit der psychischen Gewalt ist für Gertrud Nunner-Winkler ein Grund, ihr Gewaltverständnis auf die physische Gewalt zu begrenzen. Es geht ihr also um die Klarheit des Forschungsgegenstandes. Nunner-Winkler versteht Gewalt demnach als „absichtsvolle illegitime wie rechtfertigbare physische Schädigung“²⁰. In diesem engen Verständnis von Gewalt beansprucht sie, einen wertneutralen Gewaltbegriff zu verwenden.²¹ Ähnlich wie Imbusch stützt sich Nunner-Winkler auf eine allerdings knappere W-Fragen-Struktur, nämlich die Trias: Wer-was-wem? In ihrer Darstellung setzt sie „auf der Subjekt- und Objektstelle [nur] Menschen oder menschliche Erzeugungen“²² ein, womit sie z. B. Naturphänomene als Ursache der Gewalt ausschließt. Nunner-Winkler begründet die starke Eingrenzung ihres Gewaltbegriffs

18 Vgl. Imbusch 2002, S. 38f. Imbusch verweist hier auf „Formen seelischer Grausamkeit und bestimmte Arten von Folter“ (Ebd., S. 38.)

19 Waldenfels 2000, S. 14 (Hervorhebung im Original).

20 Nunner-Winkler 2004, S. 27.

21 Meines Erachtens ist die Formulierung „wertneutral“ nicht gut gewählt, da in dem Begriff „Schädigung“ durchaus schon eine negative Konnotation mitschwingt. Die eigentliche Frage ist an dieser Stelle, ob Gewalt legitim sein kann oder nicht. In dieser Frage entscheidet Nunner-Winkler sich für einen beide Möglichkeiten offen haltenden Gewaltbegriff (vgl. auch unten).

22 Nunner-Winkler 2004, S. 21.

zunächst mit zwei forschungspragmatischen Argumenten: den Prinzipien „Eindeutigkeit“ und „Zweckmäßigkeit“. Zugunsten der Eindeutigkeit verzichtet Nunner-Winkler auf die Bewertung der Legitimität von Handlungen und die Bestimmung der Schwere der Folgen. Des Weiteren bedeutet ihrer Ansicht nach ein ausgeweiteter Gewaltbegriff einen Verlust an begrifflicher Schärfe. Gewalt wäre im Extremfall dann schlichtweg alles, was vom jeweiligen Standpunkt aus als Übel erscheint. Damit ginge die Aussagekraft des Terminus verloren, der Begriff wäre unzweckmäßig. Schließlich führt Nunner-Winkler Max Weber folgend das Kriterium der Kulturbedeutung an: „Die Fokussierung auf den physischen Aspekt von Gewalt [...], M.S.] ist auf zentrale Wertideen unserer Kultur bezogen, und diese sind auch real historisch wirksam geworden.“²³

Dass Nunner-Winklers extreme Begrenzung des Gewaltbegriffs nicht ganz unproblematisch ist, dürfte nach den bisher vorgenommenen Überlegungen ersichtlich sein. Es besteht schlichtweg die Gefahr, dass hier zu viel unter den Tisch fällt und somit aus dem Blick gerät. Bei der oben vorgenommenen Unterscheidung von physischer und psychischer Gewalt stand Imbuschs Argumentationsgang folgend zunächst einmal das „Wie“ der Gewalt im Blickpunkt des Interesses.

In einem nächsten Schritt stellt sich nun die Frage, wer oder was Gewalt ausübt. Am einfachsten lässt sich eine Gewalthandlung fassen, wenn es sich um direkte personale Gewalt handelt. Hier ist der Akteur bzw. der Verursacher der Gewalt in der Gestalt des bzw. der Schädigenden leicht greifbar. Schwieriger wird es, wenn die Gewalt zu einer Konstanten innerhalb eines Systems geworden ist. Solchermaßen institutionelle Gewalt liegt für Imbusch dann vor, wenn „dauerhafte Abhängigkeits- und Unterwerfungsverhältnisse“²⁴ gegeben sind. In Form des staatlichen Gewaltmonopols kann solche Gewalt Imbusch zufolge legitim sein, die Grenze zum Unrecht kann aber beispielsweise in der Terrorismusbekämpfung nur zu leicht überschritten werden. In diesem Licht ist auch die leider immer wieder aufflackernde Diskussion um Ausnahmen des Folterverbots zu sehen, die auf eine abschüssige Bahn führt.

Konkrete Gewaltakteure zu benennen, wird vollends unmöglich, wenn die Gewalt „unsichtbare“ Formen annimmt, wie es bei struktureller und kultureller Gewalt der Fall ist. Der norwegische Friedensforscher Johan Galtung, der die beiden Termini prägte und von einem umfassenden Gewaltbegriff ausgeht, definierte Anfang der 1970er Jahre die strukturelle Gewalt, wie folgt:

23 Nunner-Winkler 2004, S. 30.

24 Imbusch 2002, S. 39.

„Gewalt liegt dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, daß ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung.“²⁵

Strukturelle Gewalt ist nach Galtung „in das System eingebaut und äußert sich in ungleichen Machtverhältnissen und folglich in ungleichen Lebenschancen.“²⁶ An anderer Stelle setzt er sie mit „sozialer Ungerechtigkeit“²⁷ gleich. Galtung ist an einem so weitreichenden Gewaltbegriff interessiert, da er „Frieden als dessen Negation“²⁸ auffasst und ausschließen möchte, dass „völlig inakzeptable Gesellschaftsordnungen [... als, M.S.] mit Frieden vereinbar“²⁹ gesehen werden könnten. Er möchte die Negationskraft der Friedensperspektive stärken und vergrößert deshalb die Reichweite seines Gewaltbegriffs.

Nun wäre ein auf der Hand liegender Einwand gegen ein solches Vorgehen, dass nicht alle Übel unter der Friedensperspektive negiert werden müssen, sondern eben beispielsweise unter dem Aspekt der sozialen Ungerechtigkeit eigens und möglicherweise treffender thematisiert und problematisiert werden können. Nunner-Winklers' Position lässt sich so als Gegenreaktion auf Galtungs Ansatz sehen. Ihrer extremen Eingrenzung des Gewaltbegriffs auf personelle physische Gewalt liegt ein Bemühen um wissenschaftliche Präzision zugrunde. Damit fallen aber nicht nur ungerechte Strukturen, sondern auch subtile, alltägliche Formen der Gewaltausübung wie beispielsweise Mobbing aus ihrer Definition heraus. Dies wird dem Phänomen der Gewalt ebenso wenig gerecht wie ein inflationärer, nur noch skandalisierender Gebrauch des Terminus.³⁰

Zur Stärkung dieser These sei an dieser Stelle auf die reale Wirkung struktureller Gewalt verwiesen, wie sie Waldenfels an einigen Beispielen aufzeigt:

„Gewalt kann sich augenblicklich ereignen wie im Falle von Missachtung, Beleidigung oder sogenannter Körperverletzung. Sie kann sich aber auch körperlich sedimentieren, so etwa in der Form von Zwangsarbeit, die ihre Spuren Tag für Tag in den Körper eingräbt, von militärischem Drill, der Körper zu-

25 Galtung 1975, S. 9.

26 Galtung 1975, S. 12.

27 Galtung 1975, S. 13.

28 Galtung 1975, S. 9

29 Galtung 1975, S. 9

30 Vgl. dazu auch Waldenfels: „Was den Sprachgebrauch angeht, so beschneidet eine allzu enge Begriffsfassung den Problemhorizont über Gebühr, während ein allzu weiter Gebrauch zur Verwässerung der Problematik führt.“ (Waldenfels 2000, S. 10.)

rechtbiegt und fungibel macht, in der Erzeugung eines Angstklimas, das freie Äußerungen unterdrückt, in diskriminierenden Verwaltungsvorschriften, die Gleichheitsgesetze verletzen, oder in Stigmatisierungen, die in der körperlichen Markierung von Sklaven oder in dem Aufzwängen des Judensterns eine extreme Form erreichen. Die strukturelle Gewalt, die in der Zwangsarbeit noch ein Minimum an Gemeinsamkeit aufrechterhält, schlägt um in puren Terror, wenn Opfer als Abschreckungswerkzeuge eingesetzt werden, und sie endet in der Vernichtung, wenn eine technisch ausgeführte, hygienische Auslöschung alle Opfer einander gleichmacht.“³¹

Eine Differenzierung seiner Begriffsbildung nimmt Galtung in den 1990er Jahren vor, indem er den Begriff der „kulturelle[n, M.S.] Gewalt“³² einführt.³³ Gewalt liegt demzufolge nicht nur in ungerechten Strukturen, sondern schon in

„jene[n, M.S.] Aspekte[n, M.S.] von Kultur, die zur Rechtfertigung oder zur Legitimierung direkter, illegitimer institutioneller oder struktureller Gewalt benutzt werden können. Kulturelle Gewalt zielt darauf, andere Formen der Gewalt als rechtmäßig oder zumindest nicht als Unrecht erscheinen zu lassen und sie so für die Gesellschaft akzeptabel zu machen.“³⁴

„Kulturelle Gewalt“³⁵ legitimiert, beschönigt, verschleiert und macht unsichtbar.³⁶ Sie liegt in „Ideologien, Überzeugungen, Überlieferungen, Legitimationssysteme[n, M.S.]“³⁷ vor. Es ist unschwer zu erkennen, dass Galtung auf diese Weise seinen Gewaltbegriff abermals ausweitet. Dies ist nicht unproblematisch und so werden eben die „Ausweitung, die mangelnde Schärfe des Begriffs sowie die mangelnde Operationalisierbarkeit“³⁸ kritisiert.³⁹ Trotz dieses Einwandes hieße es, eine auch im Kontext von Gewalt und Krieg wichtige Dimension von Gewalt auszublenden, wenn Formen kultureller Gewalt hier unberücksichtigt blieben. Deswegen schließe ich Gugel

31 Waldenfels 2000, S. 15.

32 Galtung 1998, S. 341.

33 Vgl. z. B. Galtung 1998, insbesondere S. 341ff.

34 Imbusch 2002, S. 40.

35 Galtung 1998, S. 341.

36 Vgl. Imbusch 2002, S. 42.

37 Gugel 2006, S. 51.

38 Gugel 2006, S. 52f.

39 Zu diesen und weiteren Kritikpunkten vgl. Gugel 2006, S. 339 (Fußnote 81). Vgl. auch Nunner-Winklers Kritik am Begriff der strukturellen Gewalt (Nunner-Winkler 2004, S. 43-46).

folgend⁴⁰ kulturelle Gewalt in das hier zugrunde liegende Verständnis von Gewalt ein.⁴¹

Um die bisher vorgenommenen Überlegungen zu vervollständigen, sei an dieser Stelle noch eine Definition von Gewalt aus dem politischen Bereich angeführt: der Gewaltbegriff der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Es handelt sich dabei um das Ergebnis eines politischen Aushandlungsprozesses, wie er in internationalen Organisationen üblich ist. Deswegen spielen auch Aspekte wie Handhabbarkeit und Konsenszwänge eine Rolle. Ein solcher Begriff steht deshalb per se nicht nur unter einem rein theoretischen Interesse, sondern hat eine direkte praktische Bedeutung. Für die WHO ist Gewalt:

„Der absichtliche Gebrauch von angedrohtem oder tatsächlichem körperlichem Zwang oder physischer Macht gegen die eigene oder eine andere Person, gegen eine Gruppe oder Gemeinschaft, die entweder konkret oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Verletzungen, Tod, psychischen Schäden, Fehlentwicklungen oder Deprivation führt.“⁴²

40 So kommt Gugel zu dem Schluss, „dass es nicht ausreicht Gewalt, [sic!, M.S.] lediglich als zwischenmenschliche Handlung – als Verhalten – zu begreifen. Es müssen auch religiöse, kulturelle und gesellschaftliche Legitimationssysteme und auch gesellschaftliche Strukturen berücksichtigt werden, wenn es darum geht, Gewalt als komplexes Phänomen zu verstehen.“ (Gugel 2006, S. 52) In besonderem Maße gilt dies für die Gender-Forschung, vgl. dazu die Übersicht über „Formen von Gewalt im weiblichen Lebenszyklus“ (Gugel 2006, S. 85), die deutlich macht, wie Frauen in besonderem Maße als Opfer von Gewalt betroffen sind.

41 In enger Beziehung zu Galtungs Verständnis von kultureller Gewalt ist auch Pierre Bourdieus Begriff der symbolischen Gewalt zu sehen, den Imbusch so zusammenfasst: Demnach bedeutet „symbolische Gewalt jene in Begriffen, Sprache und Symbolsystemen eingelagerte Gewalt, die darauf abzielt, nicht offen eingestandene Herrschaftsverhältnisse zu ‚verlarven‘, zu verklären und zu beschönigen. [..., M.S.] Diskriminierung und Betrug sind dabei bereits im Zeichen bzw. in den Zeichensystemen selbst angelegt, so dass bereits jeder, der einem bestimmten Symbolsystem anhängt oder es benutzt, unweigerlich, aber beizeiten auch unwissentlich symbolische Gewalt ausübt“ (Imbusch 2002, S. 40f.).

Im Vergleich zu Galtungs Begriff der „Kulturellen Gewalt“ scheint mir das, was Bourdieu als symbolische Gewalt bezeichnet, tiefer in der Gesellschaft verankert zu sein. Bemerkenswert erscheint mir zudem das Problem der unbewussten Mitwirkung an einem Gewaltakt schon durch die Akzeptanz eines Symbolsystems, während für kulturelle Gewalt „die tatsächliche oder potenzielle Legitimation von Gewalt [..., M.S.] das Erkennungszeichen“ (Imbusch 2002, S. 40) ist.

42 WHO 2003, S. 6, außerdem zitiert in Gugel 2006, S. 54.

Das Besondere dieser Definition ist die Aufschlüsselung der Geschädigten, in einzelne (und dabei der Einbezug der Selbstschädigung), Gruppen bzw. Gemeinschaften und (an anderer Stelle erwähnt⁴³) Staaten sowie das Moment der Intentionalität. Gugel zufolge erscheint „das Gewaltverständnis der WHO [...], M.S.] z. Z. am differenziertesten und am weitesten entwickelt.“⁴⁴

Die vorliegende Arbeit geht von einem Verständnis des Krieges als eines Kontextes umfassender Gewalt aus. Dementsprechend verwende ich bewusst einen weiten Begriff von Gewalt, der neben den im Kontext Krieg offensichtlichen physischen und psychischen Verheerungen auch die institutionellen bzw. strukturellen Zwänge des Systems Militär sowie Faktoren kultureller Gewalt, wie sie sich beispielsweise in der Kriegspropaganda niederschlagen, umfasst.

Ich gehe davon aus, dass dies für ein besseres Verständnis sowohl der Situation des Krieges wie auch der Unterbrechung von Gewalt auf der Mikroebene notwendig ist. Für die Wahrnehmung und Würdigung von Unterbrechungen ist dies entscheidend, da diese als Einzel- und Ausnahmehandlungen nur zu leicht aus dem Blick zu geraten drohen. Durch die Verwendung eines weiten Gewaltbegriffes wird die Wirkung von Unterbrechungen hingegen sichtbar.

Neben diesem pragmatischen Argument rechtfertigt aber auch die Wirkung von versteckter Gewalt als „Schädigung“ bzw. „Beeinträchtigung“ bzw. „Verwehrung“ von Entwicklungsmöglichkeiten dieses Vorgehen.

Der hier verwendete Begriff von Gewalt umfasst also physische, psychische Gewalt ebenso wie institutionelle, strukturelle und kulturelle Gewalt.

1.2.2 Das Verhältnis der Begriffe „Gewalt“ und „Krieg“

Im folgenden Abschnitt wird das Verhältnis der Begriffe „Gewalt“ und „Krieg“ näher bestimmt. Im Zentrum dieser Arbeit stehen Handlungen, die im Rahmen der beiden Weltkriege des letzten Jahrhunderts vollzogen wurden. Da es sich also um Handlungen im Krieg oder zumindest im Umfeld des Krieges handelt, stellt sich die berechnete Frage, warum dann nicht gleich von „Unterbrechung von Krieg“ gesprochen wird. Eine Antwort habe ich bereits oben angedeutet. Die im Rahmen dieser Arbeit fokussierten Handlungen sind weitgehend Handlungen auf der Mikroebene. Sie haben

43 Vgl. WHO 2003, S. 6 sowie Gugel 2006, S. 54f.

44 Gugel 2006, S. 55.

als einzelne bzw. vereinzelte Ereignisse kaum einen Einfluss auf das Gesamtgeschehen. Selbst Aktionen mit einer kollektiven Dimension wie die Waffenruhen um Weihnachten 1914 bleiben aus historischer Sicht Randnotizen und entsprechend wurden letztere auch im Rahmen des historischen Diskurses eher stiefmütterlich behandelt.⁴⁵ Es kann also auf das Ganze gesehen nicht von einer Unterbrechung des Krieges gesprochen werden.

Ein Vergleich der beiden Begriffe mag diesen Befund erhärten. Tendenziell ist die Reichweite bzw. Extension des Begriffes „Gewalt“ größer als der des „Krieges“. „Gewalt“ umfasst eine größere Vielfalt von Erscheinungsformen.

Des Weiteren steht der Terminus „Krieg“ für ein größeres Ausmaß, eine größere Dimension von Gewalt. Traditionell steht die Bezeichnung Krieg eher für zwischenstaatliche Konflikte. Ausnahmen im Sprachgebrauch bilden hier die Fälle des Bürgerkrieges, des Bandenkrieges oder gar des „Krieges gegen den Terror“. Möglicherweise zeichnet sich inzwischen eine Veränderung des Terminus „Krieg“ ab, so wenn etwa Herfried Münkler den Begriff der „neuen Kriege“⁴⁶ einführt und den zwischenstaatlichen Krieg als „ein historisches Auslaufmodell“⁴⁷ bezeichnet. Krieg meint in jedem Fall aber ein in Reichweite, Tiefe und in der Eskalationsstufe extremes Geschehen. Nicht umsonst wirkt eine Wortschöpfung wie „Krieg gegen den Terror“ doch ungewohnt, buchstäblich „martialisch“.⁴⁸ Jeder Krieg bedeutet Gewalt, aber nicht jede Form von Gewalt ist schon Krieg.

Bei einem Geschehen, das wir als Krieg bezeichnen, gehen wir in der Regel von kollektiven Akteuren aus. Die Bezeichnung „Ehekrieg“ mag hier eine Ausnahme sein, die nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass in Eins-zu-eins-Situationen, also im Mikrobereich, der Terminus „Krieg“ nahezu ausfällt. Im Falle des „Ehekrieges“ – im Grunde ebenso bei der Sprechweise vom „Krieg gegen den Terror“ – liegt genau genommen ein metaphorischer Gebrauch des Begriffs vor, der, wie Lothar Brock zu Recht eingefordert hat, von einem analytischen Gebrauch der Kategorie zu unterscheiden ist.⁴⁹ So verweisen auch politikwissenschaftliche Definitionsversuche, denen es um eine analytische Verwendung des Begriffs geht, auf die

45 Es sei hier nur angemerkt, dass sich das im deutschsprachigen Raum durch jüngere in der Regel populärwissenschaftliche Werke (so zum Beispiel Jürgs 2003, Rieker 2007) derzeit ändert und in der angelsächsischen Tradition insbesondere durch die 1984 erstmals veröffentlichte Studie von Brown/Seaton 2001 schon geändert hat.

46 Münkler 2002.

47 Münkler 2002, S. 240.

48 Damit will ich nicht ausschließen, dass im Namen der Bekämpfung des Terrorismus nicht ganz reale, „klassische“ Kriege geführt werden können.

49 Vgl. Brock 1995, S. 170.

kollektive Dimension des Begriffs.⁵⁰ Egal ob man Krieg als „organisierten Einsatz von Gewalt zwischen Staaten mit mehr als 1000 Toten“⁵¹ oder „gewaltsamen Massenkrieg“⁵² versteht, charakteristisch für den Krieg bleibt die Beteiligung größerer Gruppen, das beträchtliche Ausmaß und eine gewisse Kontinuität der Gewalthandlungen.⁵³

Was die begriffliche Struktur der beiden Ausdrücke angeht, ist ihr Verhältnis im Sinne von Ober- und Unterbegriff nicht so einfach zu bestimmen. Einerseits ist Krieg eine spezifische, extreme Ausprägung von Gewalt. In diesem Sinne wäre also Gewalt der Oberbegriff und der Krieg ein Unterbegriff, der in der Regel kollektive und extreme Formen von Gewalt subsumiert. Andererseits ist Gewalt auch ein Teil des Krieges und ohne Frage ein besonders wichtiges, aber eben auch nicht allein stehendes Merkmal. Krieg ist somit nicht nur Gewalt, hat vielmehr noch einen begrifflichen Eigenbereich, der nicht im Gewaltbegriff aufgeht.

1.2.3 Formen von Gewalt im Krieg

Krieg schließt grundsätzlich nahezu alle denkbaren Formen von Gewalt ein. Die folgende Liste erhebt deshalb keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

⁵⁰ Vgl. Rudolf 1998, S. 338f.

⁵¹ Rudolf 1998, S. 338. Zu einer Kritik solcher Definitionsversuche, die sich an eher willkürlich gesetzten Zahlen orientieren, vgl. Warburg 1999, S. 97.

⁵² Rudolf 1998, S. 338. Vgl. ebd. zu einzelnen Charakteristika des Krieges: „(1) die Beteiligung von zwei oder mehr Streitkräften, darunter wenigstens bei einer Konfliktpartei reguläre Streitkräfte; (2) ein Minimum an zentraler Organisation der Kriegsführung auf allen Seiten; (3) eine gewisse Beständigkeit der Kampfhandlungen“.

⁵³ Vgl. dazu auch die Definition von Schubert/Klein: „Krieg bezeichnet einen organisierten, mit Waffen gewaltsam ausgetragenen Konflikt zwischen Staaten bzw. zwischen sozialen Gruppen der Bevölkerung eines Staates (Bürger- K[rieg, M.S.])“ (Schubert/Klein 2006, S. 178f.) In diesem Sinne möchte auch Gantzel „Krieg von anderen Formen kollektiven Gewalthandelns wie spontanen, unorganisierten Unruhen, Terroraktionen, Massenmorden, Militärputschen, widerstandslosen Besetzungen, gelegentlichen Grenzschießereien“ (Gantzel 1998, S. 372-375, hier S. 372) abgrenzen. Vgl. dazu außerdem die allgemeiner gehaltene Definition des Soziologen Trutz von Trotha: „Krieg ist der *kollektive* und *organisierte* Einsatz von materieller Schädigung, absoluter Gewalt, sprich: Tötung, und einer Zerstörungs- und besonders Waffentechnik. Er ist also der kollektive und organisierte Einsatz der Verbindung von zwei Grundformen von Aktionsmacht mit technischem Handeln.“ (Trotha 1999 S. 71, Hervorhebung im Original, M.S.)

Der kurze Überblick mag nur ins Gedächtnis rufen, um welchen Gegenstand es hier geht.

Zu den besonders häufigen Formen *physischer Gewalt* gehören Misshandlungen, Drangsalieren, Schikanieren, Prügeln, Stehlen, Rauben, Plündern, Zerstören, Verwunden, Verstümmeln, sexuelle Gewalt, Vergewaltigung, Töten, Kriegsverbrechen bis hin zum Völkermord.

Reemtsma unterscheidet „nach ihrem speziellen Körperbezug“⁵⁴ drei Erscheinungsformen physischer Gewalt:

„*Lozierende Gewalt* behandelt den Körper des Anderen als Masse, der ein Ort zugewiesen wird. Sie verfügt ‚Weg von Dort!‘ [...], M.S.]

Raptive Gewalt benutzt den Körper, um an ihm irgendwelche (meist sexuelle) Handlungen zu vollziehen.

Autotelische Gewalt will den Körper beschädigen oder zerstören.“⁵⁵

Das Besondere und auch „Verstörende“ an autotelischer Gewalt ist, dass sie Zerstörung als Selbstzweck verfolgt, ihr Ziel allein in dem Ausüben von Gewalt hat.⁵⁶

Psychische Gewalt besteht nach Reemtsma „in der Drohung, auf den Körper reduziert zu werden.“⁵⁷

Psychische Gewalt wird im Krieg unter anderem ausgeübt durch Drohen, Schikane und Demütigungen, Mobbing und Gruppendruck.

Institutionelle Gewalt bestimmt Organisation und Aufbau des Militärs von dem Prinzip des Befehls und Gehorsams über Zwangsrekrutierung, den Mangel einer Privatsphäre etc.

Als *strukturelle Gewalt* können beispielsweise die Zwangsrekrutierung und damit verbundene Entbehrungen einer nicht möglichen freien Berufswahl, die Verhinderung gelebter privater Beziehungen gelten.

Als Form *kultureller Gewalt* kann schließlich die kriegsvorbereitende und -begleitende Propaganda mit spezifischer Rhetorik und Feindbildern gelten, die zur Legitimation beitragen soll.

Soldaten üben diese Gewalt selbst aus gegenüber den Kameraden wie dem Kriegsgegner und der Zivilbevölkerung. Durch Kameraden, die eigenen Vorgesetzten sowie die gegnerischen Soldaten erleiden sie diese Gewalt auch selbst.

54 Reemtsma 2008, S. 106 (Hervorhebungen im Original, M.S.).

55 Reemtsma 2008, S. 106 (Hervorhebungen im Original, M.S.).

56 Vgl. Reemtsma 2008, S. 117. Zur weiteren Ausführung und Beispielen vgl. Reemtsmas „Phänomenologie körperlicher Gewalt“ (ebd., S. 104-128.) Zahlreiche Berichte über Gewaltakte finden sich auch in den jüngst veröffentlichten Abhörprotokollen deutscher Soldaten in britischer und amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Vgl. dazu Neitzel/Welzer 2011.

57 Reemtsma 2008, S. 129 (Hervorhebungen im Original, M.S.).

1.3 Konstituierung der „Unterbrechung von Gewalt“

1.3.1 Die Waffenruhen um Weihnachten 1914 an der Westfront als Beispiel für die Unterbrechung von Gewalt

Nach diesen Vorüberlegungen möchte ich einführend ein besonders prägnantes Beispiel der Unterbrechung von Gewalt vorstellen: die informellen Waffenruhen an der Westfront um Weihnachten 1914.⁵⁸ Es handelt sich um kollektive Waffenstillstände, die den Grad von Verbrüderungen erreichten. Sowohl von der Reichweite wie von der Intensität her sind sie daher bemerkenswert. Die Quellenlage ist gut. So sind die Ereignisse in Feldpostbriefen, zeitgenössischen Zeitungsartikeln, Fotos, Kriegserinnerungen etc. dokumentiert und inzwischen auch erforscht. Meine Darstellung der Ereignisse kann sich deshalb auf einschlägige Arbeiten stützen, wobei ich im Wesentlichen dem Werk „Christmas Truce“ von Malcolm Brown und Shirley Seaton folge.⁵⁹

Dabei konzentriere ich mich auf die Ereignisse an der Westfront und hierbei insbesondere auf die britisch-deutschen Verbrüderungen. Wichtig zum Verständnis der informellen Waffenruhen ist zum einen ein Gefühl der Erschöpfung, dass sich nach den verlustreichen Schlachten in Flandern

58 Schon Brown/Seaton und ihnen folgend Shepard weisen daraufhin, dass es auch in anderen Kriegen informelle Waffenstillstände und Fraternisierungen gegeben hat. Die Autor/innen nennen u. a. Beispiele aus dem Peninsularkrieg, Krimkrieg, dem Amerikanischen Bürgerkrieg und dem Burenkrieg sowie aus dem Koreakrieg. (Vgl. Brown/Seaton 2001, S. xxiii-xxiv und S. 215f sowie Shepard 2001. Eksteins bestätigt das Beispiel aus dem Peninsularkrieg, vgl. Eksteins 1990, S. 188.)

59 Im Einzelnen sind es: Brown/Seaton 2001 sowie Ashworth 1980, insbesondere S. 24-47. Eksteins 1990, S. 150- 211, Weintraub 2001, Shepard 2001, Jürgs 2003, Jahr 2004a und 2004b, Kuschel 2004, S. 80f, Wehrt 2004, S. 862f, Wakefield 2006, insbesondere, S. 1-35, Weber 2011, insbesondere S. 85-95. Quellenbeispiele finden sich zudem beispielsweise in Ulrich/Ziemann 1995, S. 153ff bzw. 2008, S. 108ff sowie Rieker 2007, S. 41ff und Schulze 2008. Die Fülle der hier angegebenen Darstellungen darf jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass die meisten von ihnen direkt oder indirekt von Brown/Seaton 2001 abhängen, die ihre Forschungen erstmals 1984 in dieser Form veröffentlichten. Eine Verbreiterung der Quellenbasis wäre deshalb wünschenswert. Eine filmische Adaption des Stoffes stellt u. a. Carion 2005 dar. Zu einer knappen Darstellung vgl. außerdem Schober 2018b.

und der nun zum Stellungskrieg⁶⁰ erstarrten Front sowie aus dem Kampf mit den äußerst widrigen Witterungsbedingungen⁶¹ breitmachte, zum anderen das, was Tony Ashworth Live-And-Let-Live-System genannt hat: eine Philosophie des Leben-und-Leben-Lassens.⁶² So gab es beispielsweise schon vor Weihnachten informelle Feuerpausen zu den Essenszeiten, Vereinbarungen für Heckenschützen während der Ablösung und ungeschriebene Regeln für das Verhalten sich begegnender Patrouillen. Chistoph Jahr spricht von „Gewaltbeschränkung durch Ritualisierung“⁶³. Er beschreibt die Situation in den vordersten Linien, wie folgt:

60 Zu den Bedingungen des Stellungskriegs vgl. ausführlicher Jahr 1998b, S. 93-98.

61 Einen Eindruck von der Bedeutung der Witterung im Stellungskrieg geben zwei zeitgenössische Feldpostbriefe aus dem Westen vom 18.11.1914 bzw. 14.12.1915: Im Brief eines Kriegsfreiwilligen aus Westflandern (Belgien) heißt es: „Das Gutgehen besteht dann nämlich darin, dass es keinen Angriff über total verwässerte und durch Verwesungsgestank verpestete Wiesen zu machen gibt, dass man vielmehr geruhsam im Schützengraben liegen kann, in dem sich mehr oder weniger Stroh befindet, das noch nicht ganz durchweicht ist. Oder die Höhe der Gefühle: Dass man ein oder zwei Tage Ruhe hat, die man in vollen Zügen genießt [sic!, M.S.]. Dann werden die quatschnassen Kleider, wenn nicht am Feuer, so doch am eigenen Leibe getrocknet, oder der Versuch dazu gemacht, so dass man jedenfalls, wenn es wieder in die Schützengräben geht, einigermassen [sic!, M.S.] vorbereitet ist auf so und so langes Frieren. Jetzt ist alles mal wieder schlimm, der Feind hat scheinbar die Dämme bei Dixmuiden durchstoßen, so dass das Wasser lustig in die Schützengräben laufen kann. Es steht ca. ½ Meter hoch und kann noch beliebig steigen bis der Graben überläuft und man schwimmen kann.“ (Ulrich/Ziemann 2008, S. 36.) Der ebenfalls im Westen eingesetzte Soldat Carl Puvogel – „im Zivilberuf Mitarbeiter des Hamburger Staatsarchivs“ (ebd., S. 36) – schreibt im Dezember 1915: „Wenn die in der Heimat dieses Bild allein sähen, so müßten sie glauben, wir führten ein beschauliches Leben. Nur schade, daß die Krieger nicht nach Hause schreiben, daß bei dem vielen Regen die Gräben einstürzen und der Dreck über die Stiefel bis an die Hüfte geht, schade, dass sie nicht einmal das Geheul einer wenn auch nur kleinen Granate nach Hause schicken können für diejenigen, die hinterm Biertisch sitzen und in den Kaffeehäusern Reden halten.“ (Ebd., S. 36.)

62 Tony Ashworth sieht daher in den Ereignissen um Weihnachten 1914 den Übergang von einem schon existierenden verdeckten zu einem offenen Frieden: „Live and let live had existed in some form on the battalion's front before Christmas, and hence the fraternisation of Christmas was neither a wholly spontaneous, nor an isolated event, but the substitution of overt for a covert peace. More generally, the whole of the Christmas truces might not have been a spontaneous event as is often supposed but a visible and vivid manifestation of the already existing undertone of trench war.“ (Ashworth 1980, S. 28.)

63 Jahr 1998b, S. 95.

„Der Abstand zwischen den feindlichen ersten Linien betrug meist nur wenige hundert Meter, manchmal deutlich weniger, und die vorgeschobenen Horchposten waren bisweilen nur in Ruf- bzw. Handgranatenwurfweite voneinander entfernt.“⁶⁴

So konnten in den vordersten Linien erste Wortgeplänkel stattfinden, wie zum Beispiel die scherzhafte Einladung zum gemeinsamen Mittagessen. Nach Ashworth erhielten die Ereignisse um Weihnachten jedoch dadurch eine neue Qualität, dass aus den bis dahin verdeckten Absprachen offene Handlungen wurden.⁶⁵

Für die Ereignisse um Weihnachten 1914 von nicht zu unterschätzender Bedeutung war eine Witterungsänderung. Die Temperaturen fielen, der zuvor vom Regen aufgeweichte Boden gefror und so besserte sich auch die Stimmung der Kombattanten. Auf der deutschen Seite wurden tausende Weihnachtsbäume für die Soldaten geliefert, die jene trotz offiziellen Verbotes⁶⁶ mit in die Gräben nahmen und am Heiligabend mit echten oder improvisierten Kerzen schmückten.⁶⁷ Franzosen und Briten waren wegen der seltsamen Lichteffekte überrascht und vermuteten zunächst eine Kriegslüge. An einigen Abschnitten blieb die Gewalt denn auch bestimmend. Letztlich sollten aber bis zu drei Viertel der Mannschaften an der britisch-deutschen Front an den Fraternisierungen beteiligt sein.

Eine große Rolle bei der Aufnahme des Kontaktes spielte die Musik. So wurden teilweise abwechselnd Weihnachts- oder andere Lieder gesungen. Dabei gab es Freundschaftsgesten, wenn etwa deutsche Soldaten Lieder auf die Melodie der englischen Nationalhymne oder Briten die österreichische Hymne sangen, was mit gegenseitigem Applaus bedacht wurde. Mancherorts war ein ganzes Konzertprogramm zusammengestellt worden. Immer wieder beeindruckten Solostimmen, die professionellen Sängern gehörten, die ebenfalls im Krieg waren. Schon am Heiligabend kam es außerdem zu direkten Begegnungen mit Händeschütteln und Tauschhandel. Eine große Rolle spielten hier auf deutscher Seite Soldaten, die vor dem Krieg in England beispielsweise als Hotelangestellte gearbeitet hatten und die Sprachbarriere überwinden halfen.

Am folgenden Tag florierte vielerorts ein reger Tauschhandel. Insbesondere der Austausch von Tabak wurde schließlich zum Standardsymbol der Fraternisierungen.

64 Jahr 1998b, S. 93.

65 Vgl. Ashworth 1980, S. 28, wie oben zitiert.

66 Vgl. Eksteins 1990, S. 171. Die anderen Autoren erwähnen dieses Verbot nicht.

67 Vgl. Brown/Seaton 2001, S. 40; Weintraub 2001, S. 15; Jürgs 2003, S. 51f.

Des Weiteren wurden die Toten beerdigt, wobei es auch zu gemeinsamen Begräbnisfeierlichkeiten kam. Zu den Kuriositäten gehören die Tätigkeit eines Friseurs im Niemandsland und die gemeinsame Hasenjagd. Eine Brücke bildeten zudem immer wieder Scherze und Galgenhumor.

Dass es sogar ein richtiges Fußballspiel gegeben hat, ist eher unwahrscheinlich. Zwar wurden hinter den britischen Linien intern Fußballspiele⁶⁸ ausgetragen – es gab sogar ein „Fußballerbataillon“⁶⁹. Allerdings dürfte die Beschaffenheit des Niemandslandes für ein regelgerechtes Fußballspiel denn doch nicht geeignet gewesen sein. Was den historischen Kern der legendenumwobenen Fußballspiele anbetrifft, ist also eher an improvisierte, unkoordinierte Spiele, mit Bällen, Konservendosen oder anderem Ballersatz zu denken, möglicherweise in Form eines „Massenkicks“.⁷⁰ Die Gerüchte um ein regelgerechtes Fußballspiel sagen daher eher etwas „über Wünsche und Stimmung der Männer in den vordersten Linien“⁷¹ aus.

Die Fraternisierungen schafften es für kurze Zeit, die gegenseitigen Feindbilder zu durchbrechen. Nicht umsonst bezeugen die zeitnahen Feld-

68 Zum Fußball als bestimmender Freizeitsport der britischen Soldaten, vgl. Fuller 1990, S. 85ff. Fuller zeigt auf, wie der Sport als ein Stück Normalität den Soldaten sowohl eine Flucht aus dem Kriegsalltag ermöglichte als er aber auch in diesem Sinne zunehmend von der Obrigkeit zur mentalen Stärkung des Zusammenhalts der Truppen in Dienst genommen wurde (vgl. ebd.).

69 Vgl. Eksteins 1990, S. 195f. Eksteins zufolge bildeten Fußballstars das 17. Bataillon des Regiments Middlesex. Nachdem es erst bei „Schaubegegnungen“ zur Werbung von Rekruten in England eingesetzt war, spielten die Fußballer nach deren Verlegung nach Frankreich Ende 1915 dort gegen Regimentsmannschaften bis sie im Juni 1916 zum Kampfeinsatz kamen und durch schwere Verluste geschwächt wurden. Im Februar 1918 wurde die Einheit dann aufgelöst. (Vgl. ebd.)

70 Vgl. Shepard 2001: „Sadly, I also had to omit the Christmas Day games of football [...], M. S.] often falsely associated with the truce. The Truth is that the terrain of No Man's Land ruled out formal games – though certainly some soldiers kicked around balls and makeshift substitutes.“ Shepard folgt hier Brown/Seaton: „Given all the circumstances – the uneven, shell-pocked ground (which had at least been hardened by the recent frost, the crowds of men milling around, the difficulties of language – if, given all this, a football *had* suddenly appeared in No Man's Land, arguably the most likely outcome would not a formal game with eleven men neatly attacking opposing goals, but a disorganized, untidy affair with everybody joining in as much or as little as they wanted to – one diversion among the others rather than a major event.“ (Brown/Seaton 2001, S. 138, Hervorhebung im Original, vgl. auch ebd. S. 138f, Eksteins 1990, S. 177 sowie Jürgs 2003, S. 174-184.) Ein „improvisiertes Fußballspiel“ (Wehr 2004, S. 863) zwischen britischen und deutschen Soldaten hält Wehr hingegen für gut möglich. (Ebd., S. 863.)

71 Eksteins 1990, S. 177.

postbriefe durch Formulierungen wie „prachtvolle Kerle“ und „prächtige Burschen“ eine neue Sichtweise des Gegners.⁷² Es wurden schließlich auch Andenken aller Art, so zum Beispiel Fotos, Liederbücher, Helme und Bajonette, zumindest aber die Unterschriften ausgetauscht. Letztlich lässt sich der Weihnachtsfriede 1914 nicht als eine konzertierte Aktion verstehen, sondern als eine Serie individueller Initiativen, an denen sich einfache Soldaten wie Offiziere beteiligten.⁷³ Die Dauer des Waffenstillstandes war höchst unterschiedlich. Während in einigen Frontabschnitten mit einem abermaligen Witterungswechsel nach den Feiertagen auch der „Kriegsalltag“ wiederhergestellt wurde, dauerten die Waffenruhen andernorts mehr als 100 Tage.⁷⁴

Die öffentliche Berichterstattung war in den beteiligten Nationen unterschiedlich. Während die britische Presse am offensten darüber berichten konnte – Shepard spricht von Wochen⁷⁵ –, wurden in der deutschen Presse die Berichte nach einigen Tagen unterbunden, während in Frankreich⁷⁶, auf dessen Territorium die Truppen immerhin standen und von dem Teile von deutschen Truppen besetzt gehalten wurden, das Thema tabu war.⁷⁷

Was eine etwaige Bestrafung der Akteure angeht, geht Schulze davon aus, dass es „keine Disziplinarmaßnahmen“⁷⁸ gab. Dies ist aufgrund der großen Ausbreitung und der Spontaneität der Waffenruhen sowie der Beteiligung auch von Offizieren durchaus plausibel, was aber nicht für alle Fälle gelten muss. Fest steht allerdings, dass für die folgenden Jahre „drastische Konsequenzen“⁷⁹ angedroht waren, die dazu beitrugen eine Wiederholung des „kleinen Friedens“⁸⁰ – von wenigen Ausnahmen abgesehen – zu verhindern.

72 Vgl. z.B. Eksteins 1990, S. 197f.

73 Brown/Seaton und ihnen folgend Shepard wenden sich explizit gegen eine Deutung der Waffenruhen als Aufstand der einfachen Soldaten gegen die Obrigkeit, vgl. Brown/Seaton 2001, S. xxxiii-xxxiv bzw. Shepard 2001.

74 Brown/Seaton nennen als Beispiele für langanhaltende Waffenruhen im Norden der Britischen Frontlinie beim Ploegsteert-Wald, im Süden die Gegend von Rue du Bois, Fleurbaix und Laventie: „There was to be peace and goodwill here for some considerable time – in some cases well into January, in certain other cases into February and even March.“ (Brown/Seaton 2001, S. 157)

75 Vgl. Shepards Kommentar in Shepard 2001.

76 Vgl. dazu auch Jürgs ^{22003, S.2 81.}

77 Vgl. Eksteins 1990, S. 208ff. Schulze verweist hingegen – wohl auf Deutschland bezogen – auf eine „konsequente Unterdrückung der Berichterstattung.“ (Schulze 2008.)

78 Schulze 2008.

79 Eksteins 1990, S. 209.

80 Jürgs ^{22003.}

1.3.2 Analyse unter den fünf Aspekten des Unterbrechungsbegriffs

An dem hier knapp skizzierten historischen Beispiel der Waffenruhen an der Westfront um Weihnachten 1914 lassen sich die fünf eingangs herausgearbeiteten Aspekte des Unterbrechungsbegriffs gut darstellen.

Außer Frage steht, dass es sich gemäß des ersten Aspektes um vorläufige Waffenruhen handelt. Noch fast vier Jahre lang sollte der Erste Weltkrieg andauern, und die Kampfhandlungen wurden an den betreffenden Frontabschnitten ausnahmslos wieder aufgenommen. Eine nachhaltige Veränderung des Kriegszustandes kann in diesem Zusammenhang nicht geltend gemacht werden. Veränderungen auf der Mikroebene, also bei den einzelnen Soldaten, bleiben aber möglich.

Wie steht es nun dem zweiten Aspekt folgend um das Verhältnis von Kontinuität bzw. Diskontinuität in diesem Fallbeispiel? Ausgehend von Ashworths Analyse eines bereits etablierten Live-and-Let-Live-Systems kann die offene Durchführung der bislang verdeckten Waffenruhen als Diskontinuität verstanden werden. Darüber hinaus kommt es dabei in Form von Fraternisierungen zu direkten Begegnungen zwischen den „feindlichen“ Soldaten. Auf den Gesamtkontext Krieg bezogen stellt bereits das etablierte Live-and-let-live-System eine Unterbrechung von Gewalt dar. In beiden Fällen gehe ich jedoch davon aus, dass der Gewaltkontext nicht wirklich aufgehoben ist, da diese stillschweigenden Übereinkünfte höchst fragile Gebilde darstellten. Eine weitere hier nicht zu entscheidende Frage wäre, ob diese Übereinkünfte auch aufs Ganze gesehen tatsächlich etwas „Subversives“, d.h. die Gewaltlogik des Krieges Unterlaufendes haben oder ob man sie sich als „normalen“ Teil eines länger andauernden Kriegsgeschehens vorzustellen hat, also im Sinne einer Pause, Verlangsamung oder Abkühlung.

Was den dritten Aspekt, die Frage der Initiative, angeht, gibt es an den verschiedenen Tagen und Frontabschnitten unterschiedliche Berichte, die sowohl britische wie deutsche Soldaten nennen.⁸¹ Unter meiner Fragestellung ist es nicht entscheidend, wer den ersten Schritt getan hat. Da das Besondere der Waffenruhen um Weihnachten 1914 in den direkten Begegnungen im Niemandsland liegt, lässt sich das Geschehen am besten reziprok, als Wechselspiel, fassen. Auf eine Initiative folgt eine positive Antwort, vielleicht verbunden mit einer weiteren Initiative etc. Die äußeren Umstände (das Familienfest Weihnachten, die widrige, dann um Weihnachten sich bessernde Witterung, der Erschöpfungszustand nach den schweren Kämp-

81 Vgl. Brown/Seaton 2001, u. a., S. 50ff, S. 61f, S. 82f.

fen in Flandern) tragen ihren Teil dazu bei. Gerade für ein solches in hohem Maße reziprokes Geschehen bietet sich der Unterbrechungsbegriff an.

Als vierten Aspekt der Alltagssprachlichen Annäherung an den Unterbrechungsbegriff wurde dessen normative Neutralität hervorgehoben, die sich erst durch die Wertigkeit des Objekts verändert. Da dieser Arbeit ein negativer Gewaltbegriff zugrunde liegt, bedeutet die Wortwahl „Unterbrechung von Gewalt“ eine positive Wertung dieser Handlungen. Gleichzeitig enthält der Begriff der Unterbrechung aber einen deskriptiven Kern, der noch nicht wertet. In diesem Rahmen lässt sich die Normativität insofern suspendieren, dass rein deskriptiv von einer Unterbrechung des Kampfgeschehens mit Begegnungen bzw. Fraternisieren gesprochen werden kann. Aufgrund des Aspektes der Vorläufigkeit wird zudem keine nachhaltige Wirkung etwa im Sinne einer Beendigung der Gewalt beansprucht. Würde man hier Begriffe aus dem Wortfeld „Verweigerung“ bzw. „Widerstand“ geltend machen, ergäbe sich das Problem, dass dann ein Adressat der Handlungen festgestellt werden müsste, also „Widerstand gegen wen?“, „Verweigerung gegenüber wessen Befehlen?“. Der Unterbrechungsbegriff kommt ohne den Adressaten aus, im Blickpunkt steht die Handlung.

Schließlich lassen sich die unter dem Aspekt der Vorläufigkeit gemachten Überlegungen auch unter der bezüglich des fünften Aspektes, „Der kleinere Teil des Ganzen“, fassen. Es ist evident, dass der Weihnachtsfriede 1914 bezogen auf die Dimension des Weltkrieges ein kleinräumiges, bei einigen wenigen Wiederholungsversuchen ein auch zeitlich eng begrenztes Phänomen war. Er bleibt ein kleiner, wenn nicht kleinster Teil des Kriegsgeschehens, der aber trotzdem – so die These dieser Arbeit – nicht irrelevant ist.

1.3.3 Aspekte der Gewalt

Bis hierhin konnte gezeigt werden, dass sich der Begriff der Unterbrechung in seinen formalen und Bedeutungsaspekten auf das Beispiel der Waffenruhen an der Westfront um Weihnachten 1914 gut anwenden lässt. Die Objektstelle, das „Was“ der Unterbrechung, wurde bisher nicht eigens diskutiert. Dies soll an dieser Stelle nachgeholt werden, um dann in der Zusammensetzung der beiden Elemente, nämlich in der Formel der „Unterbrechung von Gewalt“, das Analysegerüst dieser Arbeit zu konstituieren.

Welche Formen von Gewalt prägten also das Kriegsgeschehen an der Westfront im ausgehenden Jahr 1914? Bei der Beantwortung dieser Frage ist die Eingrenzung des Zeitraumes von Bedeutung, da ab Anfang November 1914⁸² der Bewegungskrieg der ersten Monate in einen dann das Kampf-

82 Vgl. Pöhlmann 2004, S. 864.

geschehen über lange Zeit bestimmenden Stellungskrieg übergang und sich die beiden Kriegeformen erheblich unterschieden. In der obigen Darstellung der Ereignisse um Weihnachten 1914 wurde bereits eine Vorentscheidung getroffen. So wurde der Stellungskrieg schon als etablierte Gegebenheit im Vorfeld des Weihnachtsfriedens angenommen. Kampfhandlungen im Sinne eines Bewegungskrieges gab es zu dieser Zeit also nicht. Das bedeutete bereits eine wesentliche Veränderung, die für das sich etablierende Live-and-let-live-System entscheidend war. Es wurde ferner dargelegt, dass der Weihnachtsfrieden einerseits Teil dieses Systems war, in gewisser Weise aber darüber hinausging. Dabei bin ich Tony Ashworths Analyse gefolgt.⁸³

Was ist nun kennzeichnend für einen Stellungskrieg? Zur Veranschaulichung dieses das Geschehen an der Westfront prägenden Determinante seien im Folgenden zwei Darstellungen angeführt. Zunächst beziehe ich mich auf Markus Pöhlmanns eher nüchterne Beschreibung:

„Der Alltag der Soldaten im S[tellungskrieg, M.S.] war von extremen Unterschieden gekennzeichnet. Lange Phasen vollständiger Untätigkeit und extreme Überlebenssituationen konnten rasch abwechseln. Krankheiten, Artilleriebeschuss und Scharfschützen stellten ständige Gefahren dar. In Ruhephasen war der Tagesablauf vom Postendienst und dem Unterhalt der Stellung gekennzeichnet. Nächtliche Patrouillen dienten der Nachrichtengewinnung über den Gegner. Die sozialen Beziehungen zwischen Soldaten und Offizieren veränderten sich unter dem Eindruck des gemeinsamen Kampferlebnisses, wenngleich auch nur vorübergehend. Die in den vom S[tellungskrieg, M.S.] betroffene Zivilbevölkerung lebte unter denselben Bedrohungen, ihre Versorgungssituation hing völlig vom Wohlwollen der Militärbehörden ab.“⁸⁴

Nach Pöhlmann ist also von extremen Unterschieden des Kriegerlebens auszugehen, die in der Trennung von Front, Ruhe und Etappe ihre Entsprechung finden. Um eine Vorstellung von der Verteilung auf die verschiedenen Einsatzgebiete zu bekommen, seien hier die Zahlen eines britischen Bataillons genannt, das 1915-1918 „42 Prozent der Zeit direkt an der Front, 38 Prozent in Reserve dicht hinter ihr und 20 Prozent in Ruhe“⁸⁵ verbrachte. Da außerdem nicht alle Soldaten gleichermaßen an der Front eingesetzt waren, kam es zu massiven Spannungen innerhalb der Armeen oder wie es Bruno Thoß formuliert: „Extrem unterschiedliche Einsatzbedingungen

83 Vgl. Ashworth 1980, S. 24-28.

84 Pöhlmann 2004, S. 867.

85 Ziemann 2004, S. 159. Ziemann folgt hier Fuller 1990, S. 58f. Fuller legt dar, dass die Aufteilung bei anderen an der Front eingesetzten Bataillonen ähnlich war (vgl. Fuller 1990, S. 59), weswegen Ziemann die Zahlen als „Durchschnitt“ (Ziemann 2004, S. 159) nimmt.

schufen im Laufe des Krieges eine tiefe psychologische Entfremdung zwischen Front und E[tappe, M.S.].⁸⁶ In diesem Sinne kann auch die Stoßrichtung des bis weit in die Zwischenkriegszeit wirkenden, dann von der nationalsozialistischen Ideologie aufgegriffenen Mythos des „Fronterlebnis[es, M.S.]“⁸⁷ als militaristische Abgrenzung gegenüber denjenigen gesehen werden, die nicht an der Front waren.

Hinzu kommt noch die Verschiedenheit des Kriegserlebens in den verschiedenen Dienstgraden, wie es Warburg darstellt:

„Die Stellung innerhalb der Hierarchie präformierte, wie das Individuum seinen Einsatz auf dem Schlachtfeld interpretieren konnte. Um hierfür ein Beispiel anzuführen: Offiziere, wie Ernst Jünger, hatten als Kommandierende zumindest noch Momente, in denen sie sich als Subjekte erleben, sich einbilden konnten, sie hätten Einfluß auf das Geschehen. Anders dagegen Soldaten im Mannschaftsdienstgrad, die ständig auf ihren fremd- und sachbestimmten objekthaften Status reduziert blieben.“⁸⁸

Was die Situation um Weihnachten 1914 herum angeht, handelt es sich um Ereignisse an der Front, einen Waffenstillstand zwischen „Frontsoldaten“. Für die Kriegserfahrung an der Front ist eine ständige akute Bedrohung der physischen und psychischen Integrität charakteristisch. Im Stellungskrieg zeigt sich diese, wie Pöhlmann erwähnt, vor allem in Artilleriebeschuss und Scharfschützen.⁸⁹ Militärtechnisch ist eine „absolute Überlegenheit“⁹⁰ der Verteidiger kennzeichnend. Die Realität des Stellungskrieges wird noch plastischer in den Worten Wolfgang Mommsens, der die Unaussprechlichkeit des Kriegserlebnisses betonend vor allem einigen zeitgenössischen „literarischen und künstlerischen Repräsentationen des Kriegsgeschehens“⁹¹ Authentizität zubilligt. Sie

„räumten in rückhaltloser, bisweilen fast zynischer Weise auf mit den konventionellen nationalromantischen Klischees über Soldatenleben und Heldentod und beschrieben das tatsächliche Schicksal der Soldaten in den Gräben an der Westfront, den ständigen Kampf mit Schlamm und Dreck, mit Nässe und Kälte, die tödliche Langeweile an ruhigen Frontabschnitten, das an den Nerven zerrende passive Ausgeliefertsein an beständigen Artilleriebeschuss und die Gefährdung durch Scharfschützen des Gegners, Fälle von

86 Thoß 2004, S. 465.

87 Brackmann/Birkenhauer 1988, S. 76. Michael/Doerr 2002, S. 169.

88 Warburg 1999, S. 109.

89 Vgl. Pöhlmann 2004, S. 867.

90 Leick 2004, S. 66.

91 Mommsen 2004, S. 149.

Selbstverstümmelung oder gar Selbstmord, um der Unerträglichkeit des Grabendienstes zu entgehen, vor allen [sic!, M.S.] aber das Leiden und Sterben der Soldaten, zumeist unter fürchterlichen Umständen, denen jegliche Reste menschlicher Würde abging.“⁹²

Waffenruhen an der Front durchbrechen die akute Bedrohung, bleiben aber fragil. Der Tod bleibt so latent präsent und selbst den Überlebenden drohen schwerste physische und psychische Folgen⁹³. Ziemann spricht von „acht Millionen physisch und psychisch dauerhaft durch den Krieg beschädigten Soldaten.“⁹⁴ Dies ist aber nur der in seinen Folgen sichtbare Teil der Gewalt. Darüber hinaus befinden sich insbesondere die Mannschaftssoldaten in einem von institutioneller Gewalt geprägten Zwangskontext, in dem ihre Entscheidungsmöglichkeiten in nahezu jeglicher Hinsicht beschnitten sind. Der Soziologe Edward A Tiryakian hat diesen Aspekt auf den Punkt gebracht:

„Krieg geht jedoch mit Zerstörung einher, er zerstört Menschenleben und soziale Organisation, zudem ersetzt er die zivile Herrschaft durch eine militärische Herrschaft und deren Regeln. Krieg führt nicht nur zur physischen Vernichtung von Menschen, sondern auch zum Verlust ihrer Autonomie.“⁹⁵

Soldaten ist es nicht möglich einen zivilen Beruf ihrer Wahl auszuüben, ihre persönlichen Beziehungen sind durch die auf ein Minimum eingeschränkten privaten Kontakte in hohem Maße belastet. Private Begegnungsmöglichkeiten bestehen praktisch nur während des Fronturlaubs und sind damit auf wenige Wochen im Jahr beschränkt. Hinzu kommt noch das völlig gegensätzliche Erleben des Krieges zwischen Front und Heimat, das kaum kommunizierbar ist. Heldenverehrung und desillusionierter Frontsarkasmus treffen aufeinander. Gewalt droht insbesondere den einfachen Soldaten daher nicht nur vonseiten des Kriegsgegners. Sie befinden sich als Teil des Militärs vielmehr selbst schon in einem Gewaltkontext, in dem sie durch ihre Vorgesetzten bzw. den Gruppendruck der Kameraden⁹⁶ Gewalt

92 Mommsen 2004, S. 149.

93 Plastische Beispiele zu psychischen Folgen des Frontalltags und deren „Behandlung“ finden sich bei Ulrich/Ziemann 2008, S. 70-75.

94 Ziemann 2004, S. 160.

95 Tiryakian 2000, S. 200.

96 Einige Beispiele von Gruppendruck unter Kameraden insbesondere gegenüber Außenseitern beschreibt Thomas Kühne allerdings bezogen auf deutsche Soldaten des Zweiten Weltkrieges. Vergleichbare „Gruppenmechanismen“ dürfte es aber auch im Ersten Weltkrieg gegeben haben. An dieser Stelle soll es nur darum gehen, einen Eindruck des Zwangs im System Militär zu geben. Kühne gibt folgende Beispiele an: „Der Möglichkeiten, mit denen Kameraden Ab-

erfahren, gleichzeitig aber selbst sowohl dem Kriegsgegner gegenüber als auch hinsichtlich der eigenen Kameraden ebenfalls Gewalt ausüben.⁹⁷ Es ergibt sich also, zieht man die Nunner-Winklers Trias „Wer-was-wem“ hinzu, eine komplexe Täter-Opfer-Struktur, in der die meisten Soldaten nach innen wie nach außen sowohl Opfer als auch Täter sind.

Warburg versucht angeregt durch die Tatsache, dass viele der Soldaten vor und nach dem Krieg „eher unauffällige Zivilisten waren“⁹⁸, eine Erklärung für dieses Phänomen zu finden. Zunächst einmal bewirkten Warburg zufolge die „extremen Gewalterfahrungen“⁹⁹, die mit verinnerlichten Normen und Werten des Zivillebens nicht kompatibel waren, „einen Prozeß der reduzierten und indirekten Wahrnehmung der eigenen Person und Umgebung.“¹⁰⁰ Warburg fasst dieses Phänomen – eine Beschreibung Paul Virilios aufgreifend – unter den Begriff „indirekte Sicht“¹⁰¹:

„Die durch die indirekte Sicht bewirkte unerwartete Phasenverschiebung gab dem Soldaten das Gefühl, weniger zerstört als vielmehr entwicklicht, entmaterialisiert zu werden.“¹⁰²

Diese Entwicklichung hat nun Auswirkungen auf das Verhältnis der Soldaten zu den gegnerischen Soldaten:

„Durch diese Distanzierung versuchten sie sich vor dem Ansturm der eigenen Affekte zu schützen und möglichst geringe Empathie für ihre Umgebung zu entwickeln. Das bedeutete im übrigen, daß die Soldaten gegenüber den erklärten Feinden vor allem gleichgültig waren und selten haßerfüllt handelten. Das Bedürfnis nach massiven Abwertungen, das sich z.B. durch die Feinde

weichler zur Kameradschaft erzogen und sich selbst vergemeinschafteten, gab es viele. Üblich war es, den Außenseiter unter die Dusche zu schleifen, ihn einzuseifen, mit Schuhcreme einzuschmieren oder zu verprügeln. Kleine Elektrostöße verabreichte man penetranten Schnarchern, wenn die technischen Voraussetzungen zur Verfügung standen. [..., M.S.] Wer die Schlamperei und Unordentlichkeit zu weit trieb und unter den Kameraden als ‚Schandfleck‘ verschrien war, musste mit ansehen, wie in ‚kameradschaftlicher Weise seine Klamotten zum Fenster hinaus‘ flogen [..., M.S.] All dies wurde kollektiv oder incognito exerziert.“ (Kühne 2006, S. 124.)

97 Zur Ambivalenz des als „Kameradschaft“ gedeuteten Verhältnisses der Soldaten untereinander vgl. Kühne 2004, S. 602f sowie Kühne 2006, S. 113-124 sowie Fritz 1995, S. 156-186.

98 Warburg 1999, S. 113.

99 Warburg 1999, S. 113.

100 Warburg 1999, S. 113.

101 Virilio 1989, S. 26.

102 Virilio 1989, S. 26.

schmähende Postkarten Luft machte, war im Hinterland wesentlich ausgeprägter, ‚an der Heimatfront‘. In den ersten Kriegsmonaten erfreuten sich hier solche Postkarten großer Beliebtheit. Aggressiv affektive Entladungen gegenüber gegnerischen Soldaten werden damit keineswegs in Abrede gestellt. Leid kann sehr wohl in Wut umschlagen. Die Attraktivität für einen solchen Umschlag liegt in der Erfahrung, den passiven Status ablegen zu können und sich als aktiv [sic!, M.S.], machtvoll Subject erleben zu können. Berserkerhafte Wutanfälle bestimmten jedoch auf Dauer selten das Handeln der Soldaten, es sei denn, sie spielten sich in der Phantasie ab oder entluden sich in den Gewaltakten gegen Zivilisten. In der Regel widersprach das Berserkertum der sachbezogenen, nur diszipliniert zu verrichteten [sic!, M.S.] Tötungsarbeit und stellte auch für den so Agierenden eine todbringende Handlungsweise dar.“¹⁰³

Soldaten sind also in ihrer gesamten Persönlichkeit bedroht. Sie erfahren physische wie psychische Gewalt, sind durch den Zwang der militärischen Hierarchie zudem institutioneller wie struktureller, durch die Kriegspropaganda außerdem kultureller Gewalt ausgesetzt.

1.3.4 Unterbrechung von Gewalt

Nach diesem ausführlichen Blick auf die beiden Begriffselemente „Unterbrechung“ und „Gewalt“ – bezogen auf das Beispiel der Waffenruhen an der Westfront um Weihnachten 1914 – ist es nun möglich, zu der Kernfrage dieser Arbeit zu kommen: der Unterbrechung von Gewalt im Krieg. Zunächst möchte ich dabei auf den theologischen Diskurs um die „Unterbrechung von Gewalt“ Bezug nehmen.

Exkurs: Zur theologischen Rezeption des Unterbrechungsbegriffs

Wegweisend für die theologische Reflexion des Unterbrechungsbegriffs ist dabei das Dictum des Begründers der neuen Politischen Theologie Johann Baptist Metz „Kürzeste Definition von Religion: Unterbrechung.“¹⁰⁴ In seinen aphoristisch gehaltenen „Unzeitgemäße[n, M.S.] Thesen zur Apokalyptik“¹⁰⁵, die er dem marxistischen Philosophen Ernst Bloch gewidmet hat, wirbt Metz für ein engagiertes Christentum, das aus der eschatologischen

¹⁰³ Warburg 1999, S. 113f.

¹⁰⁴ Metz 1981, S. 86.

¹⁰⁵ Metz 1981, S. 85

Hoffnung heraus in das Geschehen der Welt eingreift und sich durch dieses Bewusstsein gegen die Versuchungen des Hasses wie der Apathie wappnet.¹⁰⁶

In Auseinandersetzung mit Metz unterscheidet sein protestantischer Kollege Jürgen Moltmann in seiner christlichen Eschatologie zwischen „Unterbrechung“ und „Umkehr“.¹⁰⁷ Während eine Unterbrechung keine wesentliche Veränderung bewirkt, bedeutet Umkehr als eigentliche „Kategorie des Eschatologischen“¹⁰⁸, dass die „Zeit und Zeiterfahrung“¹⁰⁹ sich grundlegend verändert¹¹⁰:

„Die Propheten ‚unterbrechen‘ nicht für einen Augenblick, sondern rufen das Volk zur Umkehr der Zeitläufe auf. [...], M.S.] Die vergegenwärtigte Zukunft schafft neue Bedingungen der geschichtlichen Möglichkeiten. Bloße ‚Unterbrechung‘ stört nur, Umkehr schafft neues Leben.“¹¹¹

In der von mir eingangs vorgenommenen Herleitung des Unterbrechungsbegriffs aus der Alltagssprache wurden im Unterschied dazu positive wie negative Veränderungen durch die Unterbrechung zugelassen.

Die in der Friedensbewegung aktive Theologin Dorothee Sölle verwendet schon Mitte der 1990er Jahre die zusammengesetzte Begrifflichkeit „Unterbrechung von Gewalt“. Es geht ihr dabei um realistische Wahrnehmung und Entgegnung der Gewalt:

„Eine mögliche Befreiung von der Gewalt kann nur als zeitweilige Unterbrechung gedacht werden. [...], M.S.] Unterbrechung ist weniger als Aufhebung, ein bescheideneres, realistischeres Ziel. Die Friedensbewegung ist keineswegs nur ein netter Traum vom gewaltlosen Leben. Sie hat vielmehr ein klares Bewusstsein von der Realität der Gewalt, auch in uns selber. Diese Realität lässt sich in der vormessianischen Welt nicht aufheben, es kommt aber alles darauf an, sie zeitweilig zu unterbrechen. Nur im Bruch, der von den Opfern der Gewalt und denen, die sich mit ihnen solidarisieren, ausgeht, leuchtet die Chance auf, daß in einer bestimmten Situation Verhaltensänderung und in diesem Sinn Frieden möglich werden.“¹¹²

An dieser Stelle ist festzuhalten, dass es gerade das „Bescheidenere“, „Realistischere“ oder – wie ich meine – „Nüchternere“ des Begriffs der „Un-

106 Vgl. Metz 1981, S. 88 und 91

107 Vgl. Moltmann 1995, S. 39.

108 Moltmann 1995, S. 39.

109 Moltmann 1995, S. 39.

110 Vgl. Moltmann 1995, S. 39.

111 Moltmann 1995, S. 39f

112 Sölle 1994, S. 88f bzw. Sölle 1996, S. 116.

terbrechung“ ist, die ihn für diese Arbeit attraktiv macht. Eine endgültige Aufhebung der Gewalt wird gar nicht beansprucht. Die Unterbrechung als „kleinerer Teil des Ganzen“, d. h. in der Begrenztheit ihrer Wirkmöglichkeiten, ist bereits im Begriff enthalten.¹¹³

Der Begriff wurde von Weißer aufgenommen, der ein „’Ethos der Unterbrechung“¹¹⁴ fordert, das er als ersten Schritt der Umkehr in Richtung der Reich-Gottes-Verheißung sieht. In diesem Sinne hat Unterbrechung „eine radikale Entschiedenheit und einen scharfen Stachel gegen Entwicklungen, die zu Strukturen der Hoffnungslosigkeit führen.“¹¹⁵ Dem bisher Gesagten fügt Weißer noch drei Aspekte hinzu. Demnach zielt Unterbrechung darauf,

„Distanz zu dem zu gewinnen, was durch strukturelle Eigenmächtigkeit unabänderlich zu sein scheint, es aber nicht ist; [...], M.S.] Spielraum zu finden für grundsätzliches Nachdenken [...], M.S. sowie]; zu einer erhöhten Wahrnehmung der Wirklichkeit zu gelangen und dabei nicht zu überdecken, daß das ganz Andere Gottes zur Geltung kommen kann“^{116, 117}

Mieth sieht die Unterbrechung als Notwendigkeit, um – bezogen auf den Umgang mit Schuld – dem Kreislauf von Gewalt, Gegengewalt (im Sinne von Vergeltung) und Wiedervergeltung durch Vergebung zu entkommen und eine Änderung zu bewirken.¹¹⁸

Innerhalb der Diskussion um die „Ambivalenz in der Beziehung von Religion und Gewalt“¹¹⁹ bringt der evangelische Praktische Theologe Hans-Martin Gutmann unter der Überschrift der „Gewaltunterbrechung“¹²⁰ das positive Potenzial religiöser Verbundenheit ins Spiel, ebenfalls um den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt zu durchbrechen und zwar in „Umwandlung zerstörerischer in heilsame Reziprozität“^{121, 122}. Er lotet dabei auch die Möglichkeiten des Unterbrechungsbegriffs aus. Seine Ergebnisse¹²³ entsprechen im Wesentlichen den zu Beginn dieses Kapitels vorgenommenen Überlegungen, denen Sölle bereits den Weg gewiesen hat.

Ausgehend von dem gewaltfreien Widerstand Gandhis deutet der Linzer Theologe Severin Renoldner die Kategorie der Unterbrechung als einen den Religionen inhärenten ethischen Impuls. So sieht Renoldner in den neuen

113 Vgl. oben.

114 Weißer 2000, S. 102.

115 Weißer 2000, S. 102.

116 Weißer 2000, S. 102.

117 Vgl. Weißer 2000, S. 102ff.

118 Vgl. Mieth 2004, S. 152f.

119 Gutmann 2009, S. 11.

120 Gutmann 2009.

121 Gutmann 2009, S. 179.

122 Vgl. Gutmann 2009, insbesondere S. 9ff sowie S. 173ff.

123 Gutmann 2009, S. 150.

sozialen Bewegungen des 20. Jahrhunderts einen „implizit religiösen Charakter“¹²⁴ gegeben, indem sie durchaus im Metzchen Sinne einen Schritt aus der Apathie, die aus suggerierter Alternativlosigkeit entsteht, wagen. In der Trias von „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ verweisen Unterbrechungen auf eine umfassende Hoffnungsperspektive, die in der höheren Wertigkeit der Menschenwürde gründet.¹²⁵

Neben dieser Rezeption des Unterbrechungsbegriffs vornehmlich in der neuen Politischen Theologie ist in der Literatur auch eine existenzielle Lesart vertreten, die in Anlehnung an die Schabbat- bzw. Sonntagsruhe das Religiöse als Unterbrechung bzw. Heiligung des Alltags sieht.¹²⁶

Einen systematisch-theologischen Entwurf „auf dem Weg zu einem theologischen Zeitverständnis“¹²⁷ hat zudem Thomas Freyer vorgelegt.¹²⁸

Im Kontext dieser Arbeit konzentriere ich mich allerdings auf die „Unterbrechung von Gewalt“ und dabei auf den Kontext Krieg.

Was sind nun Unterbrechungen von Gewalt im Rahmen der Ereignisse um Weihnachten 1914?

Einige Elemente, die hier in Betracht zu ziehen sind, stellen sich als Gegenstücke zu den für den Stellungskrieg charakteristischen Merkmalen dar.

Zunächst einmal wird durch die Waffenruhen die Gefahr für die Soldaten, durch Artilleriefeuer oder Scharfschützen getötet oder verwundet zu werden, erheblich gemindert, für einen bestimmten Zeitraum womöglich sogar ganz aufgehoben. Die Hauptursachen physischer und psychischer Gewalt sind damit ausgesetzt, der massive „Wechselstrom“ von gewaltsamen Interaktionen ist unterbrochen.

Was sich um Weihnachten 1914 ereignet, geht aber deutlich weiter. So ist ein besonders für den Ersten Weltkrieg prägendes Merkmal das der Passivität der einzelnen Soldaten, das, wie Mommsen es oben beschrieben hat, „passive Ausgeliefertsein an beständigen Artilleriebeschuss“¹²⁹. Außerdem sind die gegnerischen Soldaten in der Regel nicht „sichtbar“.¹³⁰ Die Begegnungen der Soldaten im Niemandsland sind somit sowohl ein konstruktiver Ausgang aus

124 Renoldner 2007, S. 162.

125 Vgl. Renoldner 2007, S. 159ff.

126 Vgl. dazu unter anderem Jüngel 1989, der sich hierin in der Tradition Schleiermachers sieht sowie von religionspädagogischer bzw. praktisch-theologischer Seite Biesinger 1993 und Werner 2000.

127 Freyer 1993, S. 117.

128 Vgl. Freyer 1993 und Freyer 1995.

129 Mommsen 2004, S. 149.

130 Vgl. Warburg 1999, S. 102.

dieser Passivität (destruktiver wäre z. B. berserkerhaftes Töten im Kampf¹³¹), als auch ein gegenseitiges „Sichtbar- bzw. Konkretwerden“ der Kämpfenden. Die Soldaten werden wieder zu Subjekten ihres Tuns und so ist es nicht verwunderlich, dass sie vieles „Allgemeinmenschliche“ tun, was im Krieg entweder nicht möglich oder doch durch den Gewaltkontext in Misskredit geraten ist: Sport nicht zur „Wehrtüchtigung“, sondern als Brückenschlag über die (Schützen-)Gräben, nicht auf den „Gegner“ schießen, zu plündern und zu zerstören, sondern mit ihm Privates (Familienbilder etc.) teilen, sich gleichermaßen von der Musik ergreifen lassen, miteinander Tauschhandel treiben. Auch auf der symbolischen Ebene werden Soldaten für diese Zeit wieder zu „Zivilmenschen“, wenn deutsche Soldaten gar ihre Pickelhaube als Tauschobjekt einsetzen. Die aufbrechende Spontaneität der Aktionen setzt zudem die Zwänge militärischer Hierarchie für einen Moment aus der Kraft. Ebenso funktioniert die Kriegspropaganda für einen Moment nicht. So bilden sich auch vorübergehend Gegenpole zu institutioneller, struktureller und kultureller Gewalt.

Dass vieles dieser Aktionen geradezu kurios für uns wirkt und wohl auch für die Soldaten kurios gewirkt hat, zeigt, wie weit die Entfremdung¹³² des Einzelnen im Kriegsgeschehen reicht, und es hat etwas Verstörendes, dass auch wir diese Entfremdung so selbstverständlich mit dem Krieg verbinden, als Teil des Krieges beinahe akzeptieren. Das, was normalerweise keine Pressenotiz wert wäre, etwa dass sich Menschen Fotos zeigen und Weihnachten feiern, dass ein Friseur Haare schneidet, wird zur Sensation, zum, glaubt man dem enthusiastischen Ton der Feldpostbriefe, einmaligen, unvergesslichen Erlebnis. Es ist eine alltägliche Erfahrung, dass der Begeisterung die Ernüchterung erfolgt, was uns zu der Frage nach der zwar möglichen, aber eben nicht gesicherten „Nachhaltigkeit“ solcher Unterbrechungen führt. Aus der Gesamtschau, der Makroperspektive setzt sich der Krieg noch ganze vier weitere Jahre lang fort.

Welche Relevanz können solche Handlungen dann aber haben? Zur Beantwortung dieser Frage ist ein Perspektivwechsel von der Makro- hin zur Mikroebene notwendig. In Bezug auf das große Ganze eines Gewaltkontextes – in dieser Arbeit sind es die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts – bleiben sie nahezu folgenlos. Unterbrechung ist eben nicht gleichzusetzen mit dem Ende der Gewalt. Auf der Mikroebene können solche Handlungen hingegen unter Umständen, d. h. heißt für die konkret

131 Vgl. Warburg 1999, S. 113f.

132 Ich verwende den Begriff der Entfremdung hier in einem allgemeinen Sinn, vgl. dazu die Definition von Vossenkuhl 2002: „Entfremdung bezeichnet den Verlust oder die Verfehlung des menschlichen Wesens im Prozeß der [...] Arbeit ([...] marxistische E[ntfremdung]), allgemein bei der Selbstentfaltung des [...] Menschen.“ (Vossenkuhl 2002, S. 51).

Betroffenen, lebensrettend sein. Schon aus diesem Grund sind sie nicht irrelevant.

Die Wahl des Begriffs der Unterbrechung für die Waffenruhen um Weihnachten 1914 thematisiert so deren Bedeutung in ihrer Begrenztheit. Dies ist quasi schon durch den Begriff der Unterbrechung impliziert. Die Perspektive der Unterbrechung richtet so einerseits den Blick auf die Fortdauer des „Großen Krieges“, fokussiert aber gleichzeitig ein ethisch relevantes Moment, das zeitweilige Aussetzen der Gewalt, das sowohl Menschenleben rettet, als auch den Beteiligten ihre Würde zurückgibt. Des Weiteren steckt in der grenzüberschreitenden Begegnung ein Moment, durch das „Entfeindung als Versöhnung möglich wird.“¹³³

Die Thematisierung des Weihnachtsfriedens in seiner Begrenztheit ist auch deshalb wichtig, um einem nicht gänzlich von der Hand zu weisenden Einwand begegnen zu können. Unter einer skeptischeren Perspektive ließe sich nämlich fragen, ob nicht das eigentlich Bemerkenswerte der Waffenruhen darin bestünde, dass die gleichen Soldaten, die mit ihren Gegnern Frieden und Freundschaft geschlossen haben, nur unwesentliche Zeit später wieder aufeinander schießen, als wäre nichts geschehen. Die Tatsache, dass der Stellungskrieg – zwar nicht überall sofort, doch aber vielerorts – sich in unverminderter Härte fortsetzte, kann aber auch anders gedeutet werden. Dass die Soldaten wieder aufeinander schießen, sagt meines Erachtens eher etwas über den zynischen Zwang aus, der das Kriegsgeschehen prägt. Im „industrialisierten Maschinenkrieg[... M.S.]“¹³⁴ sind die Handlungsspielräume des Einzelnen begrenzt. Dass es sie dennoch ab und zu gibt, ist somit das Überraschende und als Manifestation und Rückgewinnung der eigenen Würde von Bedeutung.

1.4 Der Begriff der Unterbrechung im Kontext der Widerstandsforschung

1.4.1 Ein Blick auf die Widerstandsforschung

Die bisherigen Überlegungen hatten zum Ziel, das begriffliche Gerüst dieser Arbeit vorzustellen. Nachdem dieses nun in dem Begriff der Unterbrechung von Gewalt konstituiert ist, soll es im folgenden Abschnitt in Abgrenzung zu Konzepten aus der historischen Widerstandsforschung fundiert werden. Wie im weiteren Fortgang dieser Arbeit noch deutlich werden wird,

¹³³ Sölle 1996, S. 119.

¹³⁴ Imbusch 2005, S. 521. Imbusch stützt sich hier auf Warburg 1999.

gibt es gemeinsame Bezugspunkte der Unterbrechungshandlungen sowohl mit nichtkonformem, als auch mit widerständigem Handeln. Es liegt im Gegenstand der Widerstandsforschung, dass deren Konzepte in der Regel stärker auf den Zeitraum des Zweiten Weltkrieges bzw. auf die totalitäre NS-Diktatur bezogen sind. Nichtsdestotrotz können Überlegungen aus der Widerstandsforschung auch für andere Kontexte fruchtbar gemacht werden. Gleichzeitig sollten die Möglichkeiten des Begriffs der Unterbrechung deutlich werden, die zum einen darin liegen, dass es sich um einen normativ weniger aufgeladenen Begriff handelt als beispielsweise den des Widerstandes.¹³⁵ Es wird so eine vorläufige Suspendierung des Werturteils zu Gunsten eines analytischen Blickes möglich. Auf diese Weise eröffnen sich neue Chancen zur differenzierenden Betrachtung widerständigen bzw. nichtkonformen Verhaltens.¹³⁶

Zum anderen ermöglicht ein solcher Begriff der Unterbrechung, eine ganze Reihe von Handlungen in den Blick zu nehmen, die in ihrer Intensität noch nicht die Schwelle zum Widerstand erreichen, gleichwohl aber Elemente enthalten, die sich „eigensinnig“¹³⁷ einem jeweils vorherrschenden Kontext der Gewalt widersetzen, ohne diesen jedoch aufheben zu können. „Widerstand ist nicht das richtige Wort“¹³⁸, wie Georg Denzler bezogen auf nur „teilweise abweichendes Verhalten“¹³⁹ der katholischen Kirche im Nationalsozialismus formuliert. Die Reichweite des Begriffs der Unterbrechung ist hier größer, ohne dass sich dessen inhaltlicher Kern ins Beliebigere auflösen würde.

In der Widerstandsforschung selbst wird dies durch eine Ausdehnung des Widerstandsbegriffs versucht. So diskutiert beispielsweise Heinrich

135 Der Aspekt der „Neutralität“ des Begriffs „Unterbrechung“, dessen normative Aufladung erst durch das Objekt „Gewalt“ geschieht, und des deshalb tendenziell „kühlen“, „nüchternen“ Begriffs wurde bereits an verschiedenen Stellen dieser Arbeit thematisiert (vgl. dazu ausführlich Kapitel 1.1).

136 Bezogen auf die nationalsozialistischen Verbrechen nennt beispielsweise Klaus Drobisch folgende „widerständige Reaktionen“ (Drobisch 1994, S. 97): „Widerstand gegen Inhaftierungen und Mißhandlungen“ (ebd., S. 98), „Aufstehen gegen Judenverfolgung“ (ebd., S. 100), Widerspruch aus Arbeiterbewegung und Pazifismus „gegen Verbrechen in den annektierten und okkupierten Gebieten“ (ebd., S. 101), „Menschlichkeit gegenüber Kriegsgefangenen und ausländischen Zivilarbeitern in Deutschland“ (ebd., S. 102), „Engagement für die Rettung von Kranken“ (ebd., S. 103), „Widerstand gegen Deportation und Ermordung deutscher Juden“ (ebd., S. 104) und „Einsatz für die Bestrafung der Verbrechen“ (ebd., S. 105).

137 Zum Eigensinn-Konzept vgl. Lütke 1994 und 2002 sowie Scott 1990. Eine kurze Erläuterung gebe ich bei der Anwendung des Konzepts am Ende des Kapitels.

138 Denzler 2003.

139 Denzler 2003, S. 9.

Walle Anfang der 1990er Jahre verschiedene Positionen, die eine Fokussierung auf die Angehörigen des militärischen Widerstandes um den 20. Juli 1944 vermeiden. In verschiedenen Nuancierungen tragen die Autor/innen dabei dem Umstand Rechnung, dass in einem totalitären Regime eigenverantwortliches Handeln bzw. alles Tun, was sich dem Zwang zum Gehorsam entzieht, also auch eine in anderem Kontext belanglose Handlung, zum Widerstand werden kann.¹⁴⁰ Ebenfalls mit Hilfe eines weiten Widerstandsbegriffs unterscheidet Gerd R. Ueberschär jedoch zwischen aktivem und passivem Widerstand.¹⁴¹

In seiner breitgefächerten Analyse des Besatzungsalltags im Europa des Zweiten Weltkriegs unterscheidet Werner Rings in Abgrenzung zu Formen der Kollaboration zwischen symbolischem, polemischem, defensivem, offensivem und gefesseltem Widerstand und verwendet so ebenfalls einen weiten Begriff, allerdings unter einem „gesamteuropäischen“ Blickwinkel.¹⁴²

So wenig ich der Grundthese, dass im Kontext eines totalitären Herrschaftssystems bereits nichtkonformes Verhalten im Kleinen zum Widerstand werden kann, widersprechen möchte, sehe ich doch im Begriff der Unterbrechung eine Chance, eine Überdehnung¹⁴³ des Widerstandsbegriffs zu vermeiden und damit der Gefahr einer heroisierenden Stilisierung jeglichen widerständigen Verhaltens entgegenzuwirken.¹⁴⁴ Zudem eröffnet die

¹⁴⁰ Vgl. Walle 1994.

¹⁴¹ Vgl. Ueberschär 2005, S. 9. Unter aktiven Widerstand fasst Ueberschär den „auf das Attentat gegen Hitler und den politischen Umsturz des bestehenden Systems gerichteten Widerstand sowie den illegalen Kampf gegen den Nationalsozialismus“ (ebd., S. 9). Als Beispiele für passive Formen des Widerstands nennt Ueberschär „Nonkonformismus und weltanschauliche[...], M.S.] Dissidenz, Resistenz und Obstruktion im zivilen und militärischen Alltag bis hin zu[...], M.S.] konsequente[r,..., M.S.] Verweigerung der weiteren Gefolgschaft sowie Ungehorsam, Flucht, Desertion und politisch-publizistische Arbeit aus dem Exil und der Kriegsgefangenschaft“ (ebd., S. 9).

¹⁴² Vgl. Rings 1979, zu den Widerstandsformen speziell: „Dritter Teil. Europa im Widerstand“, S.233-360.

¹⁴³ Martin Broszat thematisiert bereits 1981 weitsichtig die Gefahr einer „inflationären Entwertung des Widerstandsbegriffs oder gar einer irreführenden Vergrößerung seiner quantitativen und qualitativen Bedeutung“ (Broszat 1981, S. 693), der er selbst mit der von ihm vorgeschlagenen zusätzlichen Kategorie der Resistenz zu begegnen sucht, was an anderer Stelle noch auszuführen sein wird.

¹⁴⁴ Peter Hüttenberger macht bereits 1977 zwei Besonderheiten des in Deutschland geprägten Widerstandsbegriffs aus. Zum einen ist dies die Identifikation der politischen Akteure in der BRD mit dem Widerstand und daraus folgend die Inanspruchnahme des Widerstandes zur Legitimation der parlamentarischen Demokratie. Zum anderen wird der Widerstand Einzelner mit der jeweiligen

Wortwahl der Unterbrechung eine Übertragung auf andere, nicht totalitär bestimmte Handlungskontexte. Dies ist für die vorliegende Arbeit von Bedeutung, da es ihr um die ethische Relevanz solcher Handlungen geht, und damit schon von der Fragestellung her ein höherer Grad an Allgemeinheit angestrebt wird, als es die historische Würdigung der Angehörigen des Widerstandes beabsichtigt. Im Zentrum meines Forschungsinteresses steht nicht die Frage: „Wer hat widerständig gehandelt?“, sondern die Frage „Was können wir aus solchen Handlungen bezogen auf Gewaltkontexte unserer Zeit lernen?“

Im Kontext der Erweiterung des zu untersuchenden Handlungsspektrums sind in der neueren historischen Forschung auch die Arbeiten von Wolfram Wette zu sehen. Wette hat Arno Lustiger folgend den Begriff des Rettungswiderstandes¹⁴⁵ für die historische Friedensforschung fruchtbar gemacht und mit dem Begriff der Zivilcourage¹⁴⁶ eine weitere analytische Kategorie ins Spiel gebracht. Wette greift dabei eine Debatte auf, die seit Mitte der 1990er Jahre um den Begriff „Zivilcourage“ geführt wird.¹⁴⁷ Wette gibt zu bedenken,

„dass Zivilcourage ein Fremdwort ist, das eine Haltung oder Verhaltensweise beschreibt, die im deutschen Obrigkeits- und Militärstaat schon immer Seltenheitswert besaß, nämlich das mutige Aufbegehren des Bürgers gegen Unrechtshandlungen und -absichten der Obrigkeit. [... , M.S.] Hier benutzen wir den Terminus Zivilcourage als Sammel- und Oberbegriff, der das Ge-

sozialen Gruppe (Arbeiterbewegung, Kirchen etc.) identifiziert, was zur Folge hat, dass Normen der Gegenwart auf die Zeit des Nationalsozialismus übertragen werden und zumindest die Gefahr eines „latente[n, M.S.] Heldenkultes“ (Hüttenberger 1977, S. 119) besteht. Der jeweiligen anderen sozialen Gruppe wird so die Beteiligung am Widerstand abgesprochen. Zudem stellt Hüttenberger noch eine Fokussierung der Diskussion auf den 20. Juli 1944 fest, die meines Erachtens inzwischen jedoch aufgebrochen wurde (vgl. beispielsweise die Bände von Steinbach/Tuchel 1994 und 2004). Schließlich macht Hüttenberger eine „Ethnozentrik“ des deutschen Widerstandsbegriffs aus, die sich nicht zuletzt in fehlenden Vergleichen zu anderen Widerstandsbewegungen zeige. (Vgl. Hüttenberger 1977, S. 117ff.) Die Chancen des Begriffs der Unterbrechung liegen meines Erachtens nun darin, den Widerstands-Begriff zunächst einmal seiner legitimierenden Funktion zu entkleiden und neue synchrone und diachrone Vergleichsmöglichkeiten zu bekommen. In der vorliegenden Arbeit soll diesem Umstand durch die Untersuchung von Handlungen im Ersten und Zweiten Weltkrieg Rechnung getragen werden.

145 Vgl. Wette ^{32003a}, S. 27f, so auch der Titel von Lustigers jüngst in zweiter Auflage erschienener Dokumentation (vgl. Lustiger 22011.)

146 Vgl. Wette 2004b, S. 19f.

147 Zu Literaturangaben vgl. Wette 2004b, S. 19 (Anmerkung 8).

meinsame der Empörten, der Exekutionsverweigerer, der Helfer, der Retter und anderer widerständiger Männer in Uniform bezeichnet.“¹⁴⁸

Schon 1994 listet Peter Steinbach den Stand der Forschung resümierend folgende Kategorien widerständigen Verhaltens auf: „Nonkonformität, Resistenz, Protest, Opposition, Dissidenz und schließlich Verweigerung.“¹⁴⁹ Gleichzeitig sieht Steinbach das Problem, dass durch diese Begriffe die ethischen Implikationen des Widerstandes relativiert würden, wohingegen er selbst geltend macht, „daß es in jeder Phase des NS-Regimes einen Widerstand gab, der von ethischen und politischen Grundüberzeugungen getragen war.“¹⁵⁰ Die wissenschaftliche Diskussion dürfte an dieser Stelle jedoch noch längst nicht abgeschlossen sein.

Angesichts des Ausmaßes der nicht abzutragenden Schuld, die Deutsche auf sich geladen haben, war und ist es unausweichlich, sich den Ursachen des Unvorstellbaren zu nähern. Die nachfolgend untersuchten Handlungen sind deshalb, sofern sie einen ethisch relevanten Kern in sich tragen, allenfalls Lichtblicke in einem Meer des Grauens. (Letzteres gilt im Übrigen für beide Weltkriege.) Dieser Umstand ist stets präsent zu halten. Es handelt sich um Lichtblicke – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

1.4.2 Eine Analyse des Fallbeispiels mit Hilfe von Begriffen aus der Widerstandsforschung

Im Folgenden sollen noch einmal die Ereignisse um Weihnachten 1914 an der Westfront in den Blick genommen werden, dieses Mal mit Begriffen aus der historischen Widerstandsforschung. Dadurch lassen sich, wie noch zu zeigen sein wird, einige Vorteile des im Zentrum dieser Arbeit stehenden Begriffs der Unterbrechung von Gewalt aufweisen. Dies soll nun durch den Test verschiedener Alternativ-Begriffe ex negativo dargestellt werden.

1.4.2.1 Das Begriffsfeld „Verweigerung und Widerstand“

Würde man die Waffenruhen um 1914 als *Widerstand* begreifen, wäre eine erste Frage, die sich geradezu aufdrängt, gegen wen sich denn der Widerstand richte. An dieser Stelle treten nun schon die ersten Schwierigkeiten auf. Ähnlich einer Meuterei könnte man als Adressaten eines etwaigen „Wi-

¹⁴⁸ Wette 2004b, S. 19f.

¹⁴⁹ Steinbach/Tuchel 1994, S. 15.

¹⁵⁰ Steinbach/Tuchel 1994, S. 15f.

derstandes“ die militärischen Vorgesetzten auszumachen versuchen. Doch waren – wie oben beschrieben – längst nicht nur einfache Soldaten an den Waffenruhen beteiligt. Auch wenn sich in dem bereits zuvor etablierten Live-and-Let-Live-System viel Unzufriedenheit über die eigene Lage ausdrücken mag, lässt sich doch darin nicht das Motiv erkennen, den Vorgesetzten bewusst zu schaden. Die Mehrheit der Soldaten dürfte nach wie vor von der Gerechtigkeit der jeweiligen Sache überzeugt gewesen sein. Es ist auf beiden Seiten die pure Sorge zu überleben, die die informellen Vereinbarungen wirksam werden lässt. Speziell um Weihnachten 1914 kommt zudem noch eine andere Zielrichtung hinzu: die Solidarisierung mit dem Gegner, der mit den gleichen widrigen Bedingungen zu kämpfen hat. Schließlich ist die Besonderheit des Zeitpunktes Weihnachten zu beachten. Der Charakter des Familienfestes Weihnachten lässt die Trennung von Angehörigen und Freunden in der Heimat besonders schmerzlich werden. Daraus erklärt sich die Spontaneität der Aktionen, die eben nicht Kennzeichen einer bewussten Systemopposition ist. Bei den Waffenruhen um Weihnachten 1914 handelt es sich also um ein außergewöhnliches Phänomen, das zumindest mit dem Begriff Widerstand kaum zu fassen ist.

Für Begriffe wie Protest, Opposition¹⁵¹ und Obstruktion kann analog argumentiert werden. Es fehlt zum einen der direkte Adressat der Handlungen in Gestalt der eigenen Vorgesetzten, zum anderen erfassen all' diese Begriffe das konstruktive Element, das in den Soldatenverbrüderungen liegt, nicht.

Es stellt sich nun die Frage, ob sich die kollektiven Waffenruhen unter den Begriff der Verweigerung fassen lassen. Zweifelsohne bedeutet die Einstellung des Feuers eine Verweigerung von Kampfhandlungen. Wie aber bereits oben bezogen auf den Widerstand argumentiert, ist die Zielrichtung der Verweigerung nicht so eindeutig. Es sind auch Offiziere am Aushandeln der Waffenruhen beteiligt. Also trifft die Stoßrichtung nicht direkt die Vor-

151 Richard Löwenthal, der zwischen drei Grundformen antitotalitären Widerstandes (politische Opposition, gesellschaftliche Verweigerung und weltanschauliche Dissidenz) unterscheidet (vgl. Löwenthal 1982, S. 14), fasst den Begriff der politischen Opposition folgendermaßen: Politische Opposition „bezieht sich auf Aktivitäten, die bewußt gegen die nationalsozialistische Parteidiktatur gerichtet waren, ihre Untergrabung und ihren schließlichen Sturz anstrebten und daher notwendig von vornherein illegal waren und konspirativ betrieben werden mußten“ (Löwenthal 1982, S. 14). Auch wenn man den Begriff Opposition in anderem Kontext unter Umständen weiter fassen kann, als Löwenthal es hier tut, bleibt meines Erachtens das Moment der Bewusstheit und Zielgerichtetheit für den Begriff konstitutiv, das ihn von der Terminologie im Umfeld des *Eigen-sinn*-Konzeptes unterscheidet.

gesetzten. Außerdem bedeutet die Solidarisierung mit den gegnerischen Soldaten mehr, als es der Begriff der Verweigerung¹⁵² impliziert.

1.4.2.2 Begriffe im Umfeld des „Eigensinn-Konzeptes“

Auf den ersten Blick geeigneter scheint hingegen das *Eigensinn-Konzept*¹⁵³ zu sein. Als Kritik „am bipolaren Konzept von ‚Herrschaft‘ und ‚Widerstehen‘ als Grundmatrix von Geschichte und Gesellschaft“¹⁵⁴ entwickelt, versucht es, Handlungen begrifflich einzuholen, durch die sich Untergebene den Herrschenden zu entziehen suchen, der Schein der Akzeptanz des Herrschaftsverhältnisses aber gewahrt wird. Die Pro-Forma-Kampfhandlungen im Rahmen des Live-and-Let-Live-Systems könnten da als geradezu klassisches Beispiel gelten. Die Frontsoldaten befolgen scheinbar den Befehl des Kampfes, ohne aber dessen Zielrichtung, den gegnerischen Soldaten Verluste zuzufügen, zu realisieren. Es findet hier also tatsächlich ein „Theaterspiel“ im Sinne der *hidden transcripts*¹⁵⁵ statt, und Frontneulinge müssen in dieses Sprachsystem erst eingeführt werden, was auch längst nicht

152 Bezogen auf den Zweiten Weltkrieg fasst Günter Fahle folgende Verweigerungsformen unter den von ihm gewählten Oberbegriff des soldatischen Ungehorsams: „1. Kriegsdienstverweigerung (vor dem Apparat): voneinander zu unterscheiden sind die offene Kriegsdienstverweigerung (Musterungs-, Einberufungs-, oder Eidverweigerungen) und die latente Kriegsdienstverweigerung (z.B. die illegale Auswanderung oder aktive ‚Wehrunwürdigkeit‘); 2. Fluchten (aus dem Apparat): Fahnenflucht, Überlaufen, vorübergehende unerlaubte Entfernung, Selbstmord; 3. ‚Wehrkraftzersetzung‘ im engeren Sinne (im Apparat, auf Kameraden gerichtet); Wehrdienstentziehung (im Apparat, auf die eigene Person gerichtet: Selbstverstümmelung, Simulation); 5. Befehlsverweigerung (im Apparat); 6. Gegengewalt (im Apparat): Widersetzung, tätlicher Angriff auf Vorgesetzte, Tötung von Vorgesetzten, Sabotage, Meuterei/Aufbruch.“ (Fahle 1990, S. 29f.) Über das Mehr oder Weniger der Waffenruhen um Weihnachten 1914 im Vergleich zu den hier aufgelisteten Verweigerungsformen lässt sich insbesondere bei den unter Punkt 6 genannten Handlungen trefflich streiten. Es bleibt aber auffällig, dass das Element der Begegnung im Feindkontakt hier nicht thematisiert wird. Präziser ließe sich also sagen: Die Waffenruhen um Weihnachten 1914 enthalten Elemente, die etwas beinhalten, was durch den Begriff der Verweigerung nicht vollständig erfasst wird.

153 Vgl. dazu Lüdtkke 1994, Lüdtkke 2002 sowie Scott 1990.

154 Lüdtkke 2002, S. 65.

155 James C. Scott unterscheidet zwischen einem *public transcript*, das den Diskurs der Beherrschten in Gegenwart der Herrschenden prägt und dem von ihm geprägten Begriff des *hidden transcript*, einem „Regelwerk“ (Lüdtkke 1994), das den Diskurs hinter dem Rücken der Herrschenden sozusagen hinter der Bühne bzw. „offstage“ (Scott 1990, S. 4) bestimmt: „The hidden transcript is thus derivative in the sense that it consists of those offstage speeches, gestures, and

immer gelingt. Zur Beschreibung der Waffenruhen um Weihnachten 1914 reicht das „Eigensinn“-Konzept dennoch nicht aus, da die zuvor verdeckten Waffenruhen nun zu offenen und damit – so ließe sich in der Sprache des Eigensinn-Konzeptes argumentieren – für die militärischen Oberkommandos lesbar und zum ernsthaften Problem werden. Es handelt sich also im Unterschied zu den *hidden transcripts* um offene, explizite Handlungen.

Im Rahmen des Eigensinn-Konzeptes sind auch die Begriffe *Resistenz*, *Dissens*¹⁵⁶ und *Nonkonformität* zu sehen. Der aus der Medizin entlehnte Terminus *Resistenz* bezeichnet

„eine Haltung, die gegenüber herrschaftlichen Ansprüchen und Zumutungen ein gewisses Maß an Autonomie der eigenen Lebensweise zu behaupten sucht. In jedem Fall handelt es sich um ein von der offiziellen Norm abweichendes Verhalten, das sich durch einen hohen Grad von Spontanität auszeichnet und noch nicht das Stadium organisierter, geregelter Interessenvertretung erreicht hat.“¹⁵⁷

Die gemeinsame Schnittmenge mit dem oben vorgestellten Eigensinn-Konzept liegt im Aspekt der Herrschaftsbegrenzung im Sinne des „verdeckten“ Unterlaufens der Herrschaft. Es wäre zu überlegen, ob sich der Begriff der Resistenz auf den militärischen Drill bzw. die militärische Logik anwenden lässt. Dann wären die Ereignisse um Weihnachten 1914 Ausdruck von Resistenz des „Zivilmenschen“ in den Soldaten gegenüber militärischer Vereinnahmung. Nach Martin Broszats auf die Zeit des Nationalsozialismus bezogener Definition¹⁵⁸ impliziert der Resistenz-Begriff die Wirksam-

practices that confirm, contradict, or inflect what appears in the public transcript.“ (Scott 1990, S. 4f.)

156 Einen Vorschlag Ian Kershaws aufgreifend, definiert Gerhard Paul für die Zeit des Nationalsozialismus folgendermaßen: „Dissens meint dabei sowohl divergierend-nonkonforme Einstellungen als auch Verweigerungshandlungen, die den erwarteten Konsensansprüchen zuwiderliefen, wobei diese individuell wie kollektiv auftraten und öffentlichen oder auch nur privaten Charakter haben konnten. Die Ursachen für Dissens waren dabei durchaus vielfältig; sie reichten von der punktuellen Unzufriedenheit mit einer Maßnahme des Regimes über die Beharrungskraft traditioneller Milieus bis hin zur geringen Eindringtiefe und Durchsetzungskraft der NS-Herrschaft im Alltag.“ (Paul 2004, S. 229.) Der Begriff des Dissenses wird von Paul bewusst in den Kontext einer Diskussion um das Eigensinn-Konzept gestellt.

157 Ulrich 1994, S. 545.

158 Martin Broszat definiert den Begriff „Resistenz“ für die Widerstandsforschung, wie folgt: „Resistenz‘ [...], M.S.] bedeutet ganz allgemein: Wirksame Abwehr, Begrenzung, Eindämmung der NS-Herrschaft oder ihres Anspruchs, gleichgültig von welchen Motiven, Gründen und Kräften her. [...], M.S.] Der so ge-

keit der Handlungen. Letztere wäre demnach an einigen Frontabschnitten durchaus gegeben, ließe sich aber schlüssiger auf das gesamte Live-and-let-live-System beziehen. Das konstruktive Element der Solidarisierung mit dem Gegner wird aber auch so nicht vollständig erfasst.

Zum *Dissens* fehlt ein abgrenzendes Verhalten durch eine Form expliziter oder stillschweigender Kritik oder Verweigerung, eben ein Ausbruch aus dem Konsens. Implizit mag ein solches Verlassen des Konsenses in den zivilen Alltagsvollzügen als Alternative zur Kriegsführung und in der Sehnsucht nach Frieden gegeben sein. Es wird jedoch nicht explizit. Auch die Spontanität der Handlungen steht dem Begriff Dissens entgegen. Ebenso wenig lässt sich ein Adressat ausmachen.

Der Begriff des *nonkonformen Verhaltens* würde auf einzelne Verbrüderungen möglicherweise zutreffen. Das beträchtliche Ausmaß der Waffenruhen um Weihnachten 1914 ließe dann aber für einen Moment Nonkonformität quasi zur Regel werden. Des Weiteren verursacht die Beteiligung von Offizieren hier Argumentationsprobleme. Teile der Herrschenden waren somit auch beteiligt und verminderten für einen Moment die Konformitätszwänge.

Was kann demgegenüber nun aber der Begriff der *Unterbrechung von Gewalt* mehr leisten? An dieser Stelle ist mir wichtig zu betonen, dass die hier verwendete Begrifflichkeit nicht bereits etablierte Begriffe wie *Widerstand* oder *Eigensinn* obsolet machen soll. Diese behalten ihre Bedeutung für ihren jeweiligen Bereich, der unter Umständen dann aber enger gefasst

faßte – wertneutrale – Resistenzbegriff ist einerseits weiter, andererseits enger als der werthafte Begriff des ‚Widerstandes‘ oder der ‚Opposition‘, wie er sich unter verhaltensgeschichtlichem Aspekt ergibt. Er umfasst einerseits Erscheinungsformen der – wirksamen – Herrschaftsbegrenzung des NS, die kaum oder gar nicht als bewußte Anti-Haltungen politisch motiviert waren (z. B. auch die bäuerliche Widersetzlichkeit gegenüber bestimmten Planungen oder Lenkungen der nationalsozialistischen Reichsnährstandsorganisation), umfaßt andererseits aber nicht die nur im individuellen Bewußtsein latent vorhandene, nicht in Handlungen oder kommunikative Wirkungen umgesetzte gegnerische Einstellung, auch wenn sie noch so ‚ideal‘ gewesen ist.“ (Broszat 1981, S. 697.) Löwenthal spricht anstelle von *Resistenz* bewusst von *gesellschaftlicher Verweigerung*, die er als eine Grundform antitotalitären Widerstands begreift, da er zum einen den Widerstandsbegriff nicht zu sehr einengen möchte und für den Begriff der Resistenz ein Übersetzungsproblem sieht, nämlich die Verwechslung mit dem englischen *resistance* bzw. dem französischen *résistance*, was allgemein *Widerstand* bezeichnet (vgl. Löwenthal 1982, S. 14). Löwenthals dritte Grundform antitotalitären Widerstandes, die *weltanschauliche Dissidenz*, mit der er die „innere Emigration“ bezeichnet (vgl. ebd., S. 14), lässt sich außerhalb des totalitären Kontextes meines Erachtens nicht anwenden.

werden kann. Zudem sind, wie bei der obigen Analyse deutlich geworden ist, gemeinsame Schnittmengen möglich.

Es geht mir vielmehr um eine Veränderung der Perspektive, die eine vergleichende Zusammenschau bisher eher als divergierend wahrgenommener Phänomene ermöglicht. Die sich aus dieser neuen Perspektive ergebenden Erkenntnisgewinne können dann theologisch-ethisch fruchtbar gemacht werden.

1.4.3 Möglichkeiten der Analyse mit dem Begriff der „Unterbrechung“

1. Eine Unterbrechung bezieht sich auf einen Zustand oder Prozess, der sich etabliert hat bzw. im Gange ist. Ein Adressat muss nicht benannt werden. In Kapitel 1.1 wurde dies unter dem Aspekt der „Zweideutigkeit“, die Reziprozität zulässt, thematisiert.

Im konkreten Beispiel sind es zunächst einmal die Kampfhandlungen, die unterbrochen werden, was sich zwar schon im Vorfeld andeutet, um Weihnachten aber kulminiert. Damit sind die Ereignisse um Weihnachten 1914 aber noch längst nicht erfasst. Es finden gemeinsame Handlungen gegnerischer Soldaten statt: Tauschhandel, Scherze, gemeinsames Singen, Sport und eine Begräbnisfeier – alles Dinge, die noch Tage zuvor undenkbar gewesen wären. Ich halte es deswegen für schlüssig zu sagen, dass hier auf einer tieferen Ebene Gewaltstrukturen unterbrochen und für eine kurze Zeit durch Muster von Friedfertigkeit ersetzt werden. Ganz im Sinne des Begriffs der Unterbrechung wird hier keine Nachhaltigkeit beansprucht. Durch die Unterbrechung ist noch nicht entschieden, ob die Wirkmächtigkeit der Gewaltstrukturen aufgehoben wird. Die Erfahrung von Weihnachten 1914 zeigt vielmehr, dass die Gewalt wieder und für lange Zeit die Oberhand gewinnen kann. Aus theologisch-ethischer Sicht bleibt von Interesse, wie es zu dieser Atempause kam, und es wäre interessant, zu fragen, ob und wie sich eine solche Atempause in eine nachhaltige Bändigung der Gewalt verwandeln lässt.

2. Die Fokussierung auf den Zustand oder Prozess der Gewalt lässt zunächst einmal offen, wer die Akteure der Unterbrechungshandlungen sind. Dies ist ebenfalls der unter dem Aspekt der „Zweideutigkeit“ thematisierten Handlungszentriertheit geschuldet. Eine Unterbrechung kann grundsätzlich durch einen Vorgesetzten wie einen Untergebenen geschehen. Möglicherweise ist sie – je nach-

dem – historisch anders zu kontextualisieren und unter ethischen Gesichtspunkten anders zu bewerten. Damit ist kein Verlust an analytischer Schärfe verbunden, da auf einer weiteren Ebene z. B. Herrschaftsaspekte und relationale Bedingungen einbezogen werden können. Aber es ist prinzipiell möglich, einen auf höherer Ebene vereinbarten Waffenstillstand zu einer Befehlsverweigerung in Beziehung zu setzen. Es ist Aufgabe dieser Arbeit, zu zeigen, dass diese Zusammenschau und neue Differenzierung einen fruchtbaren Denkansatz darstellt.

3. Die Erweiterung des Handlungsspektrums ermöglicht nun synchron wie diachron neue Vergleichsmöglichkeiten. Als Beispiel für die Produktivität eines solchen Ansatzes mag Dave Grossmans Studie „On Killing“¹⁵⁹ zur Tötungshemmung dienen, auf die an entsprechender Stelle noch zurückzukommen sein wird.

Eine Fokussierung unter dem Gesichtspunkt der Unterbrechung von Gewalt rückt nun die Kontakte bzw. Beziehungen zwischen gegnerischen Soldaten in das Zentrum des Interesses. Gab es in diesem Rahmen auf der Mikroebene ähnliche Unterbrechungen der Gewalt? Wie geschehen diese Unterbrechungen? Was gibt Anlass dazu? Was sind die Folgen der Unterbrechung? Im konkreten Beispiel der Waffenruhen um Weihnachten 1914 verändert sich für kurze Zeit der Blick auf den Gegner. Das Feindbild wird außer Kraft gesetzt.

1.5 Die Analysekontexte

1.5.1 Begründung der Auswahl des Analysekontextes „Weltkrieg“

Es ist mir an dieser Stelle wichtig, ausdrücklich festzustellen, dass der „Begriff der Unterbrechung von Gewalt“, so, wie er oben konstituiert wurde, nicht per se an die Problematik des Krieges und einen bestimmten historischen Kontext gebunden ist. Die hier verfolgte Fragestellung ist grundsätzlicher Natur. Dass ich dennoch im Rahmen dieser Arbeit eine Eingrenzung der Thematik vornehme, bedarf daher der Begründung.

Diese soll in zwei Arten von Argumenten entfaltet werden. Die eine Form ist schlicht forschungspragmatischer Natur. Eine fundierte Analyse

¹⁵⁹ Grossman 1996.

braucht Raum und deshalb eine Auswahl. Die andere Form sind inhaltliche Kriterien, die die Auswahl der beiden Weltkriege als Analysekontexte plausibel machen. Ich spreche bewusst hier von Plausibilität und nicht von Notwendigkeit. Eine andere Wahl der Beispiele wäre nicht nur möglich, sondern als zusätzliche Perspektive zur weiteren Differenzierung wünschenswert. Nicht alles, was wünschenswert wäre, ist allerdings im Rahmen eines einzelnen Projektes wie des vorliegenden zu leisten. Es bleibt deshalb zukünftigen Forschenden vorbehalten, den hier begonnenen Faden aufzunehmen und weiterzuführen.

Was spricht nun für die Begrenzung des Analysekontextes auf die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts?

Aus forschungspragmatischer Sicht spricht zunächst einmal dafür, dass eine Begrenzung notwendig ist, schlicht, um den Stoff bewältigen zu können. Nur so ist es möglich, eine gründliche Erarbeitung des Kontextes sicherzustellen. Aus europäischer Perspektive und von den Möglichkeiten des Quellenmaterials bieten sich dabei die beiden Weltkriege an. Zum anderen bedarf es aber ebenso eines kontrastierenden und dennoch genügend ähnlichen Vergleichspunktes, um zu erreichen, dass die Forschungsergebnisse nicht nur für den untersuchten (Spezial-)Fall gelten. Auf diese Weise kann auch ein höherer Grad an Allgemeinheit und Konsistenz erreicht werden. Wie in der für beide historische Kontexte geprägten Bezeichnung „Weltkrieg“ schon beinhaltet ist, stehen beide für eine bis dato neue Dimension kriegerischer, gewissermaßen globaler Gewalt¹⁶⁰. Dennoch sind die beiden Kontexte genügend verschieden, so dass deren vergleichende Einbeziehung eine Differenzierung und Erhärtung der gemachten Beobachtungen verspricht. Die Kontexte lassen sich also einerseits nicht ausklammern, auch wenn hier keine umfassende historische Rekonstruktion der entsprechenden Episoden vorgenommen werden kann. Andererseits würden sich durch eine Einbeziehung zu vieler Kontexte Komplexität und Umfang des Forschungsgegenstandes derart erhöhen, dass dann eine fundierte Analyse ebenfalls nicht mehr leistbar wäre. Außerdem stellen die beiden Weltkriege ein genügend komplexes

160 Zu einer Analyse des Ersten Weltkrieges in seiner globalen Dimension vgl. Förster 2004a. Förster geht so weit, den Weltkrieg als „Ausdruck der fortschreitenden Globalisierung“ (ebd., S. 209) zu sehen. Förster hebt dabei die Bedeutung wirtschaftlicher Motive wie die Öffnung der Märkte u. a. als US-amerikanische Kriegsziele hervor (vgl. ebd., S. 209). Während es möglicherweise sinnvoller ist, den Begriff der (friedlichen) Globalisierung für die Entwicklung seit der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts zu reservieren, kann die Dimension des Weltkrieges als „globale[r...], M.S.] Katastrophe“ (ebd., S. 210) kaum bestritten werden. An anderer Stelle stellt Förster als weitere, charakteristische Gemeinsamkeit die beiden Weltkriegen „innewohnende[...], M.S.] Tendenz zum totalen Krieg“ (Förster 2002, S. 39) heraus.

Forschungsfeld dar, so dass eine ausreichende Basis an Phänomenen erfasst werden kann, um zu differenzierten Ergebnissen zu kommen.

Neben diesen forschungspragmatischen Argumenten lassen sich aber vor allem inhaltliche Überlegungen geltend machen. Die beiden Weltkriege stellen in ihrer Reichweite wie in der Intensität einschneidende, historisch bedeutsame Ereignisse dar. In dieser Hinsicht lässt sich zudem von Extremfällen eines Gewaltkontextes sprechen. Die Beobachtung von Extremfällen bietet die Möglichkeit, dass in ihnen eine Problematik durch die Schärfe des Kontrasts besonders gut sichtbar wird. Gleichzeitig sind Extremfälle immer auch nicht repräsentative Spezialfälle, die unter Umständen eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen können. Im Rahmen dieser Arbeit wird sich diese Spannung zwischen Allgemeinheit und Besonderheit der untersuchten Handlungen nicht gänzlich auflösen lassen. Für eine ethische Analyse ist allerdings bereits die Existenz (u. U. sogar die Möglichkeit) eines Phänomens bedenkenswert, so dass Repräsentativität nicht das maßgebliche Kriterium sein kann.

Die Wahl zweier Kontexte erlaubt schließlich eine diachrone Perspektive, die der Gefahr entgegenwirkt, Spezifika eines historischen Ereignisses vorschnell zu verallgemeinern. Andererseits wurde die schon in der Bezeichnung „Weltkriege“ beinhaltetete Gemeinsamkeit, die eine vergleichende Betrachtung ermöglicht, bereits geltend gemacht.

Im Folgenden sollen nun schlaglichtartig einige Besonderheiten der beiden Weltkriege in den Blickpunkt gerückt werden.

1.5.2 Der Erste Weltkrieg als „mechanisierter Massenkrieg“¹⁶¹

Ob man den Ersten Weltkrieg als „mechanisierten Massenkrieg [...], M.S.“¹⁶², „modernen industrialisierten Maschinenkrieg[...], M.S.“¹⁶³ oder gar als „’totale[n], M.S.] Krieg“¹⁶⁴ bezeichnet – es fällt zunächst einmal die neue

161 Mommsen 2004, S. 143.

162 Mommsen 2004, S. 143.

163 Imbusch 2005, S. 521, Imbusch stützt sich hier auf Warburg 1999.

164 Eksteins 1990, S. 239. Vgl. dazu auch von Trotha 1999, der den „totale[n], M.S.] Krieg“ (ebd., S. 75) jedoch nicht an das „Industriezeitalter“ (ebd., S. 75) gebunden sieht. Dementsprechend definiert von Trotha, wie folgt: „Der Krieg bezieht tendenziell alle Mitglieder der kriegführenden Gesellschaft ein. Komplementär dazu richtet er sich unterschiedslos gegen alle Angehörigen der ‚feindlichen‘ Gesellschaft. In dieser Totalilisierungstendenz nach innen wie außen ist der genozidale Zug des totalen Krieges verankert.“ (Ebd., S. 75) Die Aufgabe der Unterscheidung zwischen zivilem und militärischem Bereich herausstellend

Dimension des Krieges auf. Im Krieg trafen „Massenheere in vorbildloser Millionenstärke“¹⁶⁵ aufeinander. Krieg betrifft zudem nicht mehr „nur“ die Soldaten, es findet eine nahezu „totale“ Mobilisierung statt:

„Dabei löste sich die herkömmliche Grenze zwischen militärischer Front und friedlicher Heimat zusehends auf, nachdem sie bisher, auch noch 1870/71, strikt beachtet worden war.“¹⁶⁶

Stellvertretend für die Fülle an Darstellungen des Ersten Weltkrieges sei im Folgenden die eingehende Beschreibung und fundierte Analyse Peter Imbuschs angegeben. Die Dimension des Ersten Weltkrieges herausstellend argumentiert Imbusch:

„Der Weltkrieg eröffnete nicht nur eine Phase der beispiellosen Gewöhnung an Gewalt und Tod, sondern er schuf durch die Grenzenlosigkeit seiner Opfer in den Materialschlachten zugleich einen Präzedenzfall für Vernichtungslogiken und die Totalisierung des Krieges. Durch die Mobilisierung des gesamten Volkes für einen Krieg, der im Namen der Nation zum Überlebenskampf stilisiert wurde, kamen die Eckpfeiler ‚zivilisierter‘ Kriegsführung mit der nicht länger haltbaren Unterscheidung von Kombattanden [sic!, M.S.] und Nichtkombattanden [sic!, M.S.] mit weitreichenden Folgen zum Einsturz. Der Krieg war der erste große Krieg, in dem Feindbilder und Propaganda systematisch eingesetzt und für die Zwecke der Kriegsführung genutzt wurden. [167, M.S.] Die Verteufelung des Gegners leistete einer beträchtlichen Barbarisierung Vorschub und zeitigte eine brutalisierende und dehumanisierende Wirkung auf die Realität zwischenmenschlicher Beziehungen. Der Weltkrieg endete schließlich mit dem Zusammenbruch politischer und sozialer Strukturen, mit sozialen Revolutionen und Konterrevolutionen in ‚Unordnung‘

gibt Stig Förster vier charakteristische Merkmale des totalen Krieges an: totale Kriegsziele, totale Kriegsmethoden, totale Mobilisierung und totale Kontrolle. Förster sieht den Ersten Weltkrieg insgesamt jedoch nicht als totalen Krieg (Vgl. Förster 2002, S. 37 sowie Förster 2004b, S. 925f.

165 Wehler 2004, S. 28.

166 Wehler 2004, S. 24.

167 Diese These halte ich aufgrund der tendenziellen Ubiquität von Feindbildern für so nicht haltbar. Auch in Kriegen früherer Epochen, wenn nicht in allen, spielen Feindbilder, zu denen meist auch die Dehumanisierung des Gegners gehört, eine maßgebliche Rolle. Möglicherweise erweitern sich aber in der Moderne die Möglichkeiten für die Kriegspropaganda.

größten Ausmaßes. Nicht zuletzt muß wohl auch der Zweite Weltkrieg als eine direkte Folge^[168], M.S.] des ersten ‚Großen Krieges‘ betrachtet werden.“¹⁶⁹

Des Weiteren verändert sich die Art der Kriegsführung. Sönke Neitzel hebt dabei die „technische Dimension“¹⁷⁰ als eigentliche Besonderheit des „Großen Krieges“ hervor. Die Charakteristika „Mechanisierung“, „Industrialisierung“¹⁷¹ und „Maschinenkrieg“ stellen die Bedeutung und Dominanz der „Maschine“ gegenüber den Menschen heraus oder mit Neitzels Worten: „Der Kampf Mann gegen Mann [wurde, M.S.] vom Kampf Mann gegen Technik abgelöst.“¹⁷² Ebenso betont Dorothee Frank die Bedeutung der neuen Waffen für die „Multiplikation des Tötens“¹⁷³. Namentlich stehen dafür das Maschinengewehr sowie der massierte Artilleriebeschuss¹⁷⁴, aber auch

168 Vgl. dazu Wehler, der jedoch meines Erachtens zu Recht etwas vorsichtiger formuliert: „Dieser Vernichtungsfanatismus verleiht dem Zweiten Weltkrieg seine einzigartigen Züge. Aber ebenso unstreitig ist, dass die Erfahrung, der Verlauf und der Ausgang des ersten totalen Krieges den zweiten in hohem Maße vorgeprägt haben.“ (Wehler 2004, S. 35)

169 Imbusch 2005, S. 512f.

170 Neitzel 2008, S. 9.

171 Vgl. Warburg 1999, S. 102: „Der 1. Weltkrieg war der Krieg, der über Jahre hinweg mit bürokratisch-industriellen Kapazitäten vorbereitet wurde, dessen Kriegsgeschehen vom ersten Tag an durch den Einsatz der Maschinenwaffen geprägt wurde und in dem die Industrialisierung des Krieges voll entfaltet zum Tragen kam. Er kann deshalb als Prototyp des industriell geführten Krieges gelten.“ Warburg weist auf Vorläufer des industrialisierten Krieges im Russisch-Japanischen (1905) Krieg und in den Balkankriegen (1912/13) hin (vgl. ebd., S. 100) und macht darüber hinaus geltend, dass der Erste Weltkrieg auch „außerordentliche und einzigartige Züge“ (ebd., S. 102) trage. Vgl. dazu auch schon Knoch 1989, S. 239f: „Erster und Zweiter Weltkrieg liegen – historisch gesehen – dicht beieinander, Millionen von Überlebenden des Ersten haben den Zweiten Weltkrieg erlebt. Beide Kriege unterscheiden sich von allen vorangegangenen durch den industriellen ‚Fortschritt‘, der für den Kriegsfall ein neuartiges Informationssystem, neuartige Transportmöglichkeiten für große Truppen- und Waffenbewegungen und schließlich die Technisierung der Kampfmittel bereitstellte. In der Summe führte diese Industrialisierung des Krieges zu der Möglichkeit, in einer Minimierung von Zeit eine Maximierung von Zerstörung zu erzielen. Erstmals in der Weltgeschichte war eine massenhafte Vernichtung von Natur, Kultur und menschlichem Leben möglich und zwar in immer kürzer werdenden Zeiteinheiten“.

172 Neitzel 2008, S. 9.

173 Frank 2006, S. 175.

174 Vgl. Wehler 2004, hier S. 27. Christian Habbe spricht von einem „Wettlauf der Techniker“ (Habbe 2004, S. 79) und nennt als weitere Neuerungen u. a. U-Boote, Torpedoboote und Zerstörer, Funktechnologien, Chemiewaffen, Fliegerein-

neue Waffen¹⁷⁵ wie Giftgas, Panzer, U-Boot und Flugzeug. In Kriegstechnik, vor allem aber in der Organisationsform ähnelt der Krieg außerdem modernen Fabriken. Die „arbeitsteilige Organisation des Destruktionsprozesses“¹⁷⁶ schuf eine Distanz zwischen den Kriegshandlungen der Soldaten und deren Folgen, beeinträchtigte so die Empathiefähigkeit der Soldaten gegenüber den gegnerischen Kombattanten und bereitete den Boden für eine „Verantwortungsdiffusion, die die „Entgrenzung des Gewaltprozesses“¹⁷⁷ ermöglichte.¹⁷⁸

Dieser Beschreibung von Warburg¹⁷⁹ folgend resümiert Imbusch:

- „– Die Gewalt in industrialisierten Kriegen ist hochgradig arbeitsteilig organisiert. Organisation und Arbeitsteilung sind nicht nur für das effektive Zusammenspiel der einzelnen Teilstreitkräfte vonnöten, sondern erstmals für die Bedienung der Apparaturen der Vernichtung selbst. Die Intensität der Gewalterfahrung für den Einzelnen war abhängig von dessen Aufgabe innerhalb des Destruktionsprozesses und von dessen Rang in der Militärierarchie.
- Der Einsatz von Maschinenwaffen stellte in kürzester Zeit lebensfeindliche Verhältnisse her, die sich örtlich zusammengedrängt und zeitlich verdichtet in Räumen absoluter Destruktion und Landschaften vollkommener Zerstörung niederschlugen. An diesen ‚exklusiven‘ sozialen Orten war der Tod allgegenwärtig und die Grenzen zwischen Leben und Tod lösten sich auf. Das ‚Niemandland‘ zwischen den Fronten wurde zur Todeszone par excellence.
- Unübersichtlichkeit und Unkenntlichkeit wurden zu den bedeutsamen Kennzeichen des industrialisierten Schlachtfeldes. Für Unübersichtlichkeit sorgten einerseits die hochgradige Arbeitsteilung, mit der der Krieg organisiert war und die es nur wenigen Personen erlaubte, einen Gesamtüberblick über das Geschehen zu erhalten; unübersichtlich blieb andererseits das Schlachtfeld für die Soldaten, deren Mikrokosmos und Alltagswelt die Gräben mit ihren Unterständen wurden, aus denen – nur wenn es sein mußte – ein Blick riskiert wurde. Unkenntlich wurde schließlich die Landschaft, in der von den gewaltigen Destruktionskräften hinterlassenen Kratern und Trichtern, von Gräben und Stacheldraht durchzogenen Räumen topographische Fixpunkte allmählich verschwanden.

heiten, Bombenabwurf, massenhaft eingesetzte Splittergranaten und Panzer. (Vgl. ebd., S. 79ff)

¹⁷⁵ Neitzel 2008, S. 9.

¹⁷⁶ Warburg 1999, S. 116.

¹⁷⁷ Warburg 1999, S. 116.

¹⁷⁸ Vgl. Warburg 1999, S. 116.

¹⁷⁹ Vgl. Warburg 1999, S. 108ff.

- Aufgrund der Permanenz der Gewalterfahrung im industrialisierten Krieg – angefangen von den Entbehrungen über extreme sinnliche Eindrücke bis hin zur allgegenwärtigen Bedrohung mit dem Tod – kam es zu einer kollektiven Entmoralisierung, die sich schließlich nicht nur in massiven Abwertungen des Feindes und in Vergleichsgültigungstendenzen gegenüber dem sinnlosen und massenhaften Sterben niederschlug, sondern auch in tiefgehenden Traumatisierungen vieler Soldaten („Kriegsneurotiker“)^[180, M.S.] zum Ausdruck kamen.¹⁸¹

Die beiden bisher dargelegten Charakteristika des extremen Ausmaßes der Gewalt und der Industrialisierung zusammenfassend, lässt sich der Erste Weltkrieg auch als moderner Krieg auffassen, wie es Imbusch in seiner umfangreichen Studie zum Verhältnis von Moderne und Gewalt darlegt:

„Der Erste Weltkrieg ist also der erste durch und durch moderne Krieg gewesen. Er war dies nicht nur deshalb, weil er auf der Grundlage der neuesten Waffentechniken und Technologien geführt wurde, sondern auch, weil in ihm moderne Organisationsprinzipien zum Tragen kamen, er eher einen ‚Arbeits‘- als im eigentlichen Sinne ‚Kampf‘-Charakter und in vielerlei Hinsicht Analogien zum modernen Fabrikssystem aufwies. Wichtige Elemente eines totalen Krieges, wie ihn nur moderne Gesellschaften führen können, waren bereits in ihm angelegt. Es dürfte deutlich geworden sein, daß er den ersten tiefgreifenden Zivilisationsbruch des 20. Jahrhunderts darstellte, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte und einen weitreichenden sozialen Wandel heraufbeschwor. Mit seinem Massentod in den ‚geordneten‘ Materialschlachten der Westfront und dem nicht weniger massenhaften Sterben im ‚wilden Krieg‘ im Osten hat er Vernichtungsprinzipien offenbart, welche die bis dato gültigen bürgerlichen Zivilisationsstandards in eine so tiefe Krise stürzten, daß es danach kein einfaches Zurück zur ‚Normalität‘ mehr geben konnte.“¹⁸²

Es wurde bereits geltend gemacht, dass die Industrialisierung des Krieges die Empathiefähigkeit der Soldaten einschränkte. Insbesondere in direkten Kampfsituationen kommt jedoch noch ein zusätzlicher, der Empathie entgegenwirkender Faktor ins Spiel. So erleben viele Soldaten einen betäubungsähnlichen Zustand, eine Reduktion ihres Handlungsvermögens auf

180 Zum Schicksal der Kriegsneurotiker vgl. Bruno Schrep 2004: Gebrochen an Leib und Seele. Das Heer der Krüppel, Zitterer und Blinden. In: Stephan Burgdorff/Klaus Wiegrefe (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Lizenzausgabe, Darmstadt (WBG), S. 178-184, hier insbesondere S. 181ff.

181 Imbusch 2005, S. 521f.

182 Imbusch 2005, S. 530.

Reflexreaktionen. Wolfgang Sofsky gibt eine eingehende Beschreibung dieses der Narkose ähnlichen Phänomens:

„Auf die sinnliche Überwältigung reagiert der Organismus mit Selbstbetäubung. Die angstvolle Anspannung vor dem Angriff schlägt in einen dumpfen, hypnotischen Zustand um. Sobald der letzte Schutzschild vor dem Tod zer schlagen ist, erstarren Sinne und Geist. Das Bewußtsein zieht sich auf einen einzigen Gedanken zusammen: weiter, vorwärts! Fast mechanisch stapften die Angreifer weiter. Minutenlang wussten sie nicht, wo sie waren und was sie tatsächlich taten. Es war nicht die fröhliche Gleichgültigkeit dessen, der mit allem abgeschlossen hat, und es war auch nicht das nervöse Fieber angesichts der Gefahr, das die Angreifer vorrücken ließ. In höchster Not lenken blinde Reflexe die Fortbewegung. Diese Verwandlung der Person in eine Körpermaschine schützte vor dem Überfall der Panik. Aber sie setzte den Körper tödlichem Feuer aus. Die Leitfunktion des Auges war ausgeschaltet, ebenso die Willkür über die motorischen Impulse. Erst vor dem feindlichen Graben schlug dieser Zustand erneut um: in die Wut des Grabenkampfes.“¹⁸³

Bemerkenswert an Sofskys Darstellung ist, dass er neben dem Vergleich mit Hypnose und Selbstbetäubung die Metapher der „Körpermaschine“ einführt. Der einzelne Mensch selbst ist nicht nur „maschineller“ Waffengewalt ausgesetzt, er verwandelt sich selbst in ein Kampfmittel, das ähnlich funktioniert.

Aus ethischer Sicht fallen dabei sofort zwei fundamentale Verstöße gegen die Würde des Menschen auf. Die Maschinenmetapher umfasst zum einen die Reduktion des in seinem Menschsein unverwechselbaren Individuums, das Subjekt seiner Handlungen ist, auf ein totes, unempfindsames maschinelles Objekt. Zum anderen beschreibt das Bild der Maschine eine bloß instrumentelle Sicht auf den Menschen. Damit ist das Instrumentalisierungsverbot aus Kants Kategorischem Imperativ¹⁸⁴ berührt.

Modris Eksteins geht nun sogar von der Fortdauer dieser Form von „Narkose“ im Frontalltag aus:

„Andere Berichte legen den Schluß nahe, daß dieser an Narkose grenzende Zustand bei längerem Aufenthalt an der Front für viele zum Dauerzustand wurde. Bei jedem Soldaten, der drei Wochen an der Kampffront verbracht hatte, machte sich eine deutliche Veränderung bemerkbar: Seine Reaktionen wurden ganz allgemein träger, sein Gesicht verlor an Ausdruck, die Augen ihren Glanz.“¹⁸⁵

183 Sofsky 2002, S. 138f.

184 Vgl. Kant 1998 (1785), S. 79.

185 Eksteins 1990, S. 262.

In diesem Sinne analysiert auch Knoch:

„Der Preis, der für diese ‚Veralltäglicung‘ des Grauens bezahlt werden muß, ist hoch: Nach überstandener Angst tritt eine Art von Gleichgültigkeit und Apathie ein, die mit der Zeit zu einer Lähmung des Lebenswillens und zum Zusammenbruch aller positiver Zukunftspläne und -hoffnungen führen kann. Die destruktiven Mechanismen des Kriegsalltags sind subtil und in ihrer Wirkung vielschichtig, sie lassen – überspitzt formuliert – eine Gesellschaft mit zahlreichen äußeren und inneren, sichtbaren und unsichtbaren Verletzungen und Verkrüppelungen zurück.“¹⁸⁶

Schließlich stellt Neitzel – mit Verweis auf die 1933 im niederländischen Exil erschienene Biographie des jüdischen Arbeiterdichters und Soldaten im Ersten Weltkrieg Ernst Toller –, „die Abgestumpftheit, das schlichte Funktionieren der einfachen Landser“¹⁸⁷ heraus:

„Das Erstaunliche dabei ist, dass die Männer noch nicht einmal in das Höllenfeuer hineingetrieben werden mussten, sondern – von Ausnahmen abgesehen – stumm, diszipliniert und fatalistisch ihr Schicksal akzeptierten.“¹⁸⁸

Der Wortlaut in Tollers Erinnerungen ist folgender:

„Die großen Empfindungen werden stumpf, die großen Worte klein, Krieg wird zum Alltag, Frontdienst zu Tagwerk, Helden werden Opfer, Freiwillige Gekettete, das Leben ist eine Hölle, der Tod eine Bagatelle, wir alle sind Schrauben einer Maschine, die vorwärts sich wälzt, keine weiß, wohin, die zurück sich wälzt, keiner weiß, warum, wir werden gelockert, gefeilt, angezogen, ausgewechselt, verworfen – der Sinn ist abhanden gekommen, was brannte, ist verschlackt, der Schmerz ausgelaugt, der Boden, aus dem Tat und Einsatz wuchsen, eine öde Wüste.“¹⁸⁹

Unter dem Eindruck dieser Beschreibungen lässt sich hier schon erahnen, was es für die Soldaten des „großen Krieges“ bedeutet haben mag, wenn – und sei es nur für einen kleinen Zeitraum – dieser lethargische Zustand durchkreuzt und die Gewalt unterbrochen wurde: Nichts weniger als den –

186 Knoch 1989, S. 233.

187 Neitzel 2008, S. 59.

188 Neitzel 2008, S. 59.

189 Toller 1933, S. 79. Toller schreibt seine Erinnerungen, wie er im Vorwort festhält, eingedenk „der Verbrennung [... seiner, M.S.] Bücher in Deutschland“ (ebd., S. XV).

wenn auch nur momentanen – Wiedergewinn der eigenen Würde und möglicherweise der Empathiefähigkeit für die anderen.

Hier liegt der aus ethischer Sicht interessante Ansatzpunkt für eine Analyse des Phänomens der Unterbrechung: Inwiefern und wie setzt die Unterbrechung von Gewalt den in der uniformierten „Masse“ unterzugehen drohenden Soldaten wieder in seine Würde als Mensch, als Individuum ein?

Schließlich ist an dieser Stelle die für den Ersten Weltkrieg vor allem an der Westfront charakteristische Form des Stellungskriegs von Bedeutung. Der Stellungskrieg zeugt in besonderer Weise von der Sinnlosigkeit des Kriegsgeschehens, wenn sich über Monate oder Jahre bis auf wenige Geländegewinne bzw. -verluste buchstäblich nichts bewegte, gleichzeitig aber, wenn auch abhängig vom jeweiligen Frontabschnitt, die tödliche Gefahr unter anderem durch die gegnerischen Scharfschützen – von der Artillerie ganz zu schweigen – permanent präsent blieb. Auch wenn grundsätzlich von einer „Mannigfaltigkeit des Kriegsalltags“¹⁹⁰, also einem unterschiedlichen Kriegserleben, u. a. je nach Frontabschnitt, Einsatzgebiet der Soldaten in Front-, Reserve- oder Ruhestellung und Stellung in der militärischen Hierarchie auszugehen ist, bestimmten die Bedrohung der eigenen physischen und psychischen Integrität sowie die Eingebundenheit in einen Kontext massiver Fremdbestimmtheit die Soldaten des Ersten Weltkrieges maßgeblich. Militärische Sicherungsmaßnahmen, die sich gegen die gegnerischen Soldaten richteten, hatten oft auch restriktive Auswirkungen auf die eigenen Soldaten. Jahr macht dies beispielsweise für den zur Verteidigung vor den ersten Linien errichteten „tiefgestaffelten Stacheldrahtzaun“¹⁹¹ geltend, „der zugleich ein ernsthaftes Hindernis für Überlaufversuche bildete.“¹⁹² Diese räumliche wie innere „Eingezwängtheit“ der Soldaten vervollständigte sich dadurch, dass die Soldaten auch nach hinten „das Grabensystem nicht ohne Genehmigung verlassen“¹⁹³ durften.

1.5.3 Der Zweite Weltkrieg – der doppelte Bezugspunkt der Gewalt als Analyseproblem

Knoch zufolge wurde die unter dem Stichwort „Industrialisierung des Krieges“¹⁹⁴ bereits thematisierte

190 Jahr 1998b, S. 96.

191 Jahr 1998b, S. 93.

192 Jahr 1998b, S. 93.

193 Jahr 1998b, S. 94.

194 Knoch 1989, S. 239.

„Massenvernichtungstechnik [...], M.S.] vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg partiell noch perfektioniert. [...], M.S.] Die zahlreichen Veränderungen gegenüber dem Ersten Weltkrieg werden in den populären [¹⁹⁵, M.S.] Zeugnissen so gut wie nicht zur Kenntnis genommen – die verbesserte Ernährungslage, die aggressive, rassistische Propaganda, die neuen Feindbilder, die Zerstörung der Heimat durch den Luftkrieg, die organisierte Jugenderziehung durch die NS-Partei usw. All dies aber sind Momente, die den Kriegsalltag 1939-1945 prägen.“¹⁹⁶

Zudem spielte die Besatzungsherrschaft insbesondere durch die deutschen Soldaten aufgrund der größeren Ausdehnung und längeren Dauer im Zweiten Weltkrieg eine stärkere Rolle.

Während also auch der Zweite Weltkrieg ein „mechanisierte[r], M.S.] Massenkrieg[...], M.S.]“¹⁹⁷ war, ergibt sich doch für den Begriff der Unterbrechung ein spezifisches Perspektivenproblem.

Während es unstrittig ist, dass es wünschenswert gewesen wäre, es hätte die beiden Weltkriege mit ihren Millionen von Toten nicht gegeben, ergibt sich doch bezogen auf den Zweiten Weltkrieg angesichts des Grauens, das das Nazi-Regime verbreitete, das Problem, dass ein Ruhen der Waffen allein das Grauen nicht beendet hätte. Unterbrechung von Gewalt hat hier also zwei Bezugspunkte: die militärische Gewalt und die nationalsozialistische Gewaltherrschaft.

Die Kriegsdienstverweigerung eines amerikanischen Soldaten bekommt so ein anderes Gewicht als die eines deutschen. Die Handlungskontexte sind verschieden. Ethisches Urteilen wird höchst diffizil. Wie steht es beispielsweise mit der ethischen Relevanz der Handlung eines amerikanischen Soldaten, der einen SS-Mann verschont? Oder kann umgekehrt ein einmaliger Gnadenakt eines SS-Mannes aus ethischer Sicht gewürdigt werden? Auch andere Probleme des Gewaltverzichts wie der Verdacht der Kollaboration sind im Zweiten Weltkrieg anders und stärker zu gewichten als im Ersten Weltkrieg.

Wie bereits dargelegt, folgt diese Arbeit der prinzipiellen Vorannahme, dass die Anwendung von Gewalt zunächst einmal ein Übel ist. Diese Arbeit steht also in der Tradition des Bemühens um eine Ächtung des Krieges. Im Umkehrschluss bedeutet dies, in der Profilierung der Unterbrechungshandlungen einen Beitrag zur Gewaltprävention zu leisten. Insbesondere für den Zweiten Weltkrieg ist aber auch die gewaltfreie Option zu prob-

¹⁹⁵ Knoch stützt sich schwerpunktmäßig auf deutschsprachige Feldpostbriefe und Tagebücher, vgl. dazu Knoch 1989, S. 223 sowie S. 249ff.

¹⁹⁶ Knoch 1989, S. 240.

¹⁹⁷ Mommsen 2004, S. 143.

lematisieren. Die legitime militärische Gewalt der Alliierten richtete sich schließlich gegen einen vor allem im Osten als Vernichtungskrieg geführten Angriffskrieg, und jegliche Form der Unterbrechung von Gewalt ihrerseits sieht sich so dem Vorwurf ausgesetzt, indirekt zur Stabilisierung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft beizutragen. Bei der weiteren Analyse der Unterbrechungshandlungen ist dieser Umstand stets präsent zu halten.

1.6 Zur Methode: eine hermeneutische Adaption von Rawls' „Überlegungs-Gleichgewicht“¹⁹⁸

Im Folgenden sind noch einige Überlegungen zur Methode vorzunehmen.

Das in dieser Arbeit gewählte Verfahren ließe sich quasi klassisch im Bild des hermeneutischen Zirkels darstellen, indem sich das durch die Fragestellung gegebene Vorverständnis durch den Blick in die Quellen erweitert, so dass dadurch dann wieder neue, differenziertere Fragen an die Quellentexte entstehen, die wiederum durch einen neuen Blick auf bzw. in die Quellen vertiefte Erkenntnisse ermöglichen. Diese Arbeit wäre dann als vorläufiger Abschluss eines solchen Reflexionsprozesses zu begreifen.

Besser scheint mir jedoch der Gedanke eines „Überlegungs-Gleichgewichts“¹⁹⁹ meinen Erkenntnis-Prozess abzubilden, da in diesem Bild die beiden „Stellschrauben“ – auf der einen Seite die Fragestellung, auf der anderen Seite die Quellen – besser sichtbar werden. Ich nehme dabei eine Adaption des Terminus vor, den John Rawls in seiner „Theorie der Gerechtigkeit“²⁰⁰ geprägt hat.

Rawls geht es dabei nicht um ein grundsätzliches hermeneutisches Verfahren im Sinne einer Wissenschaftstheorie. In Auseinandersetzung mit den neuzeitlichen Vertragstheorien versucht er, eine in der Tradition des Liberalismus stehende „Theorie der Gerechtigkeit“²⁰¹ zu entwickeln. Das „Überlegungs-Gleichgewicht“²⁰² bezeichnet innerhalb seiner Theorie das vorläufige Ergebnis eines Reflexionsprozesses, das in der Vermittlung zwi-

198 Rawls 1979, S. 38. Im englischen Original verwendet Rawls die Bezeichnung „reflective equilibrium“ (Rawls 1971, S. 20.) Føllesdal/Walløe/Elster übersetzen mit „reflektives Gleichgewicht“ (Føllesdal/Walløe/Elster 1988, S. 129).

199 Rawls 1979, S. 38.

200 Vgl. Rawls 1971 bzw. 1979.

201 Rawls 1979.

202 Rawls 1979, S. 38.

schen dem abstrakten Korrektiv des „Urzustand[s, M.S.]“²⁰³ und den konkreten Moralvorstellungen des Individuums, dem moralischen „common sense“, entsteht:

„Dann können wir zweierlei tun. Wir können entweder die Konkretisierung des Urzustands oder unsere gegenwärtigen Urteile abändern, denn auch unsere vorläufigen Fixpunkte können ja revidiert werden. Wir gehen hin und her, einmal ändern wir die Bedingung für die Vertragssituation, ein andermal geben wir unsere Urteile auf und passen sie den Grundsätzen an; so, glaube ich, gelangen wir schließlich zu einer Konkretisierung des Urzustandes, die sowohl vernünftigen Bedingungen genügt als auch zu Grundsätzen führt, die mit unseren – gebührend bereinigten – wohl überlegten Urteilen übereinstimmen. Diesen Zustand nenne ich Überlegungs-Gleichgewicht.“²⁰⁴

Wichtig ist dabei, dass sowohl bei den Prinzipien als auch bei den moralischen Intuitionen Korrekturen möglich sind. Durch das Vorgehen „von beiden Enden her“²⁰⁵ ergeben sich zwei Stellschrauben.

Das „Überlegungs-Gleichgewicht“²⁰⁶ entsteht also, wie Corinna Mieth darlegt,

203 Rawls 1979, S. 34. Rawls konstruiert in Form eines „Gedankenexperiments“ (Rawls 1979, S. 35) einen Urzustand, in dem die Individuen unter dem „Schleier des Nichtwissens“ (Rawls 1979, S. 159), d. h. nicht wissend, welchen Platz sie in der Gesellschaft einnehmen, welche Eigenschaften sie haben etc., sich auf ein möglichst gerechtes Gesellschaftssystem einigen. Auf dem Wege dieses „Gedankenexperiments“ versucht Rawls im Wesentlichen zwei Gerechtigkeitsprinzipien plausibel zu machen: „1. Jedermann soll gleiches Recht auf das umfangreichste System gleicher Grundfreiheiten haben, das mit dem gleichen System für alle anderen verträglich ist. 2. Soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten sind so zu gestalten, daß (a) vernünftigerweise zu erwarten ist, daß sie zu jedermanns Vorteil dienen, und (b) sie mit Positionen und Ämtern verbunden sind, die jedem offen stehen.“ (Rawls 1979, S. 81.)

204 Rawls 1979, S. 38. Das englische Originalzitat lautet wie folgt: „In this case we have a choice. We can either modify the account of the initial situation or we can revise our existing judgments, for even the judgments we take provisionally as fixed points are liable to revision. By going back and forth, sometimes altering the conditions of the contractual circumstances, at others withdrawing our judgments and conforming them to principle, I assume that eventually we shall find a description of the initial situation that both expresses reasonable conditions and yields principles which match our considered judgments duly pruned and adjusted. This state of affairs I refer to as reflective equilibrium.“ (Rawls 1971, S. 20.)

205 Rawls 1979, S. 37.

206 Rawls 1979, S. 38.

indem wir einerseits anhand unserer ‚wohlüberlegten‘^[207, M.S.] Gerechtigkeitsurteile [..., M.S.] die Angemessenheit der durch Abstraktion aus dem Common Sense gewonnenen Urzustandsbedingungen überprüfen, um sie gegebenenfalls abzuändern, und andererseits, indem wir unsere Urteile anhand der rational abgeleiteten Prinzipien kontrollieren.“²⁰⁸

Wolfgang Kersting arbeitet in seiner Darstellung des Rawlsschen „Überlegungs-Gleichgewicht[s, M.S.]“²⁰⁹ zudem zwei Aspekte heraus, die im Kontext dieser Arbeit ebenfalls von Belang sind. Zum einen ist dies die Nichtabstrahierbarkeit vom reflektierenden Subjekt, das die Überlegungen anstellt, zum anderen die Vorläufigkeit eines solchen Reflexionsprozesses:

„Wie die Ausgleichs- und Korrekturprozesse verlaufen, ob in einem Konfliktfall zwischen Einzelurteilen und Prinzipien widerstreitende Einzelurteile gemäß den Explikationsprinzipien geändert werden oder ob sich die Einzelurteile als kritikimmun erweisen und ihrerseits nach einer Revision der Prinzipien verlangen, das ist nicht durch allgemeine Kriterien zu entscheiden, das hängt von dem philosophischen Autor ab, von dem konkreten Subjekt, das den Reflexionsprozeß mit seinen Phasen der explikativen Prinzipiengewinnung und der Herstellung des Überlegungs-Gleichgewichts zwischen Einzelurteilen und Grundsätzen vollzieht. Als heimlicher Protagonist der methodologischen Konzeption des Überlegungs-Gleichgewichts entdeckt sich damit der anwendungslogisch nicht vermeßbare Intuitionismus der moralischen Urteilskraft.

Ebenfalls ist festzuhalten, daß ein Überlegungs-Gleichgewicht immer nur einen vorläufigen Abschluß eines Reflexionsprozesses bilden kann; neue Erfahrungen und neue Überlegungen und Argumente können die hergestellte Übereinstimmung zwischen dem moralischen Normalbewußtsein und der ethischen Theorie ins Wanken bringen, erneute Reflexionsprozesse provozieren und ein neues, die Irritationen verarbeitendes Überlegungs-Gleichgewicht notwendig machen. Dieser Vorläufigkeitsvorbehalt trifft auch Rawls' Theorie selbst.“²¹⁰

Zusammenfassend lassen sich somit folgende Aspekte dem Rawlsschen Gedanken des „Überlegungs-Gleichgewicht[s, M.S.]“²¹¹ entnehmen:

207 Rawls 1979, S. 629.

208 Mieth, C. 2002, S. 182.

209 Rawls 1979, S. 38.

210 Kersting 2006, S. 34f.

211 Rawls 1979, S. 38.

1. Das „Überlegungs-Gleichgewicht“²¹² entsteht in der Vermittlung eines abstrakten Elements auf der Ebene der Prinzipien und den vorhandenen und sich zunehmend klärenden Gerechtigkeitsvorstellungen der Individuen.
2. In seiner jeweiligen Ausformung und Konkretisierung bleibt es subjektgebunden.
3. Es handelt sich um keinen durchweg stabilen, sondern einen vorläufigen Zustand.

Wie Rawls selbst in einer Fußnote anmerkt, schließt er eine Übertragung des Verfahrens auf andere Bereiche nicht aus.²¹³ So nimmt er explizit auf vorausgehende sprachphilosophische Überlegungen Nelson Goodmans Bezug.²¹⁴ Dieser vergleicht die Schwierigkeit, Regeln für induktive, d. h. vom Einzelfall aufs Allgemeine zielende Schlüsse zu formulieren, mit „der Aufgabe, irgendeinen eingebürgerten Ausdruck zu definieren“²¹⁵:

„Das genannte Wechselspiel zwischen Induktionsregeln und einzelnen induktiven Schlüssen ist einfach ein Beispiel für diese charakteristische gegenseitige Anpassung zwischen Definition und Sprachgebrauch, in der der Gebrauch die Definition vorzeichnet, die ihrerseits Erweiterungen des Gebrauchs anleitet.“²¹⁶

Die Stelle der Definition nehmen bei Rawls die Prinzipien ein, an die Stelle des Sprachgebrauchs tritt die moralische Intuition bzw. treten genauer gesagt die schon „bereinigten – wohl überlegten Urteile“²¹⁷.

Eine Übertragung von Rawls' „Überlegungs-Gleichgewicht“²¹⁸ auf einen Zusammenhang außerhalb dessen Theorie nimmt beispielsweise Heiner Bielefeldt in seinem philosophischen Begründungsversuch der Menschenrechte²¹⁹ vor. Die Denkfigur erlaubt ihm eine spezifische Lesart Kants, die dessen an manchen Stellen auftretenden „doktrinären Rigorismus“²²⁰ auf-

212 Rawls 1979, S. 38.

213 Vgl. Rawls 1979, S. 38: „Die wechselseitige Anpassung von Grundsätzen und überlegten Urteilen ist nicht auf die Moralphilosophie beschränkt.“ (Ebd.)

214 Vgl. Rawls 1979, S. 38.

215 Goodman 1975, S. 89.

216 Goodman 1975, S. 89.

217 Rawls 1979, S. 38.

218 Rawls 1979, S. 38.

219 Vgl. Bielefeldt 1998. Bielefeldts Monographie verdanke ich einen ersten Hinweis auf die Arbeit mit John Rawls „reflective equilibrium“ außerhalb seiner Gerechtigkeitstheorie.

220 Bielefeldt 1998, S. 58.

bricht, indem er beispielsweise gegenüber dem „bedingungslose[n, M.S.] Verbot der Lüge“²²¹ „universalisierungsfähige Ausnahmen“²²² zulässt, „die der gesunde Menschenverstand mit Recht [..., M.S.] für möglich hält“²²³:

„’Regel’ und ‚Ausnahme’ müssen folglich mit Hilfe reflektierender Urteilskraft zu einer neuen Maxime vermittelt werden. Mit den Worten von John Rawls müssen sie in ein neues ‚reflective equilibrium’²²⁴ [..., M.S.] gebracht werden, das selbst freilich ebenfalls historisch kontingent bleibt und durch neue Erfahrungen wiederum korrigiert und modifiziert werden kann.“²²⁵

Føllesdal/Walløe/Elster fassen in ihren wissenschaftstheoretischen Überlegungen zur hypothetisch-deduktiven Methode sowohl die klassische Hermeneutik wie Rawls’ Konzept des „Überlegungs-Gleichgewicht[s, M.S.]“²²⁶ als Anwendung desselben hypothetisch-deduktiven Schließens bezogen auf je unterschiedliche Gegenstandsbereiche auf. Die Autoren gehen so weit, in dieses Konzept auch naturwissenschaftliche Methoden zu integrieren. Die Hermeneutik, die auf Geistes- und Gesellschaftswissenschaften bezogen bleibt, ist dann „die hypothetisch-deduktive Methode angewandt auf *sinnhaltiges Material*“²²⁷. In diesem Sinne ist ihnen zufolge auch Rawls’ Gedanke des „Überlegungs-Gleichgewicht[s, M.S.]“²²⁸ ein hermeneutisches Verfahren, allerdings eben auf die Ethik bezogen. Die Autoren räumen ein, dass Rawls’ Verfahren der „Begründung von unten her“²²⁹ gewissermaßen nicht repräsentativ für die Ethik ist. An dieser Stelle entscheidend ist jedoch die wissenschaftstheoretische Anwendung des „Überlegungs-Gleichgewicht[s, M.S.]“²³⁰, der die Autoren den Weg weisen und der ich hier folge.

Analog zu Rawls’ Verfahren lässt sich mein Argumentationsgang dann folgendermaßen darstellen:

Einen vorläufigen Fixpunkt bildet die Fragestellung dieser Arbeit, also die Perspektive der „Unterbrechung von Gewalt“. Sie tritt quasi an die Stelle der Grundsätze bei Rawls. Die Fragestellung wird selbst durch die Analyse der Beispiele differenziert, wie die Perspektive der Unterbrechung die historischen Beispiele in spezifischer Weise sprechen lässt. Es besteht ein

221 Bielefeldt 1998, S. 58.

222 Bielefeldt 1998, S. 58.

223 Bielefeldt 1998, S. 58.

224 Rawls 1971, S. 48f.

225 Bielefeldt 1998, S. 58.

226 Rawls 1979, S. 38.

227 Føllesdal/Walløe/Elster 1988, S. 134.

228 Rawls 1979, S. 38.

229 Føllesdal/Walløe/Elster 1988, S. 128.

230 Rawls 1979, S. 38.

wechselseitiges, sich korrigierendes Bedingungsverhältnis zwischen begrifflichem Instrumentarium und Quellenfundus.

Um das gegebene Verfahren zu veranschaulichen, seien außerdem beispielhaft einige Wegmarken meines Reflexionsprozesses benannt.

Schon der Ausgangspunkt gestaltete sich von zwei Enden her. Auf der einen Seite stand mein Forschungsinteresse, etwas über das Wirksamwerden der Menschenwürde in Kontexten extremer Gewalt zu erfahren, um in einer analogen Argumentation auch Erkenntnisse zu gewinnen, die für die (präventive) Friedensarbeit fruchtbar gemacht werden können.

Gleichzeitig war ich im Rahmen meiner Zulassungsarbeit²³¹ auf Michael Walzers Diskussion des Phänomens der „naked soldiers“, der nackten, d.h. ungeschützten, verletzlichen Soldaten gestoßen.²³²

Ein erster Schritt war es nun – inspiriert durch Walzers Ansatz der ethischen Argumentation anhand historischer Beispiele²³³ –, weitere Quellen zu finden, in denen das Phänomen belegt ist.

Als Überschrift diente dabei die „Unterbrechung von Gewalt“. Aus einer europäischen Perspektive und aufgrund der Zugänglichkeit der Quellen boten sich dabei die beiden Analysekontexte Erster und Zweiter Weltkrieg an.

Nun entdeckte ich viele interessante Beispiele, die Eingang in diese Arbeit gefunden haben, allerdings nur wenige Belege für die von Walzer beschriebenen Situationen im Krieg.

So erweiterte sich der Begriff der Unterbrechung – und damit die Fragestellung –, was es aber schwieriger machte, die Schlüssigkeit der Argumentation zu erhalten.

Im Rahmen dieser Forschungen war ich zudem auf die Analyse der Waffenruhen um Weihnachten 1914 an der Westfront von Brown/Seaton²³⁴ gestoßen. Die Waffenruhen schienen mir besser geeignet, modellhaft den nun erweiterten Unterbrechungsbegriff zu repräsentieren.

Um die historischen Beispiele abzusichern, nahm ich eine Konzentration auf drei biographische Linien vor (also eine Eingrenzung des Quellencorpus) und stützte mich dabei auf von der historischen Forschung im Wesentlichen als zuverlässig eingestufte Quellen.

Schließlich fügte ich dem Begriff der Unterbrechung das ethische Moment des von der Menschenwürde her induzierten Zweifels bei. Hierbei gingen eigene Überlegungen einher mit einer Rezeption der Studie von Berger/Zijderveld²³⁵.

231 Schober 2017 (2001).

232 Vgl. Walzer 1977, S. 138-143 bzw. Walzer 1982, S. 206-213.

233 Vgl. Walzer 1977 bzw. 1982.

234 Brown/Seaton 2001.

235 Berger/Zijderveld 2009. Näheres zum Ausgangspunkt meiner eigenen Überlegungen findet sich in Schober 2018c.

Vor diesem Hintergrund konnte ich dann entsprechend meiner ursprünglichen Fragestellung einen Ausblick auf die Friedensarbeit hin formulieren.

Das Ergebnis liegt den Leser/innen nun in Form einer „Grundlegung der Ethik des nicht suspendierten Zweifels“ vor, die sozusagen mein (vorläufiges) Überlegungs-Gleichgewicht ausdrückt.

2 Historische Beispiele

Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen drei biographische Linien, drei unterschiedliche Wege von Soldaten des Ersten und Zweiten Weltkriegs durch den Krieg, die unter dem Blickwinkel der Unterbrechung von Gewalt²³⁶ untersucht werden.

Die Quellenauswahl wurde bewusst nicht unter dem Gesichtspunkt der Repräsentativität getroffen. Abgesehen davon, dass sich eine hinreichende Repräsentativität z. B. nach demographischen Kriterien – ganz zu schweigen von international vergleichenden Gesichtspunkten – innerhalb eines begrenzten Projektes wie des vorliegenden kaum herstellen lässt, ergeben sich Grenzen daraus, welches Quellenmaterial überhaupt erhalten ist. Ferner wäre es auch wenig sinnvoll, vielversprechende Quellen etwa durch ein Zufallsverfahren auszuschließen.

Für mich leitend waren deshalb folgende forschungspragmatische Kriterien:

Zum einen sollte von der jeweiligen Quelle möglichst viel Material erhalten sein, so dass – wie z. B. bei den Feldpostbriefen Heinrich Bölls – u. U. auch zwischen den Zeilen gelesen werden kann bzw. andere biographische Quellen zur Ergänzung und Korrektur herangezogen werden konnten.

Zum anderen sollten aus Sicht der historischen Forschung hinreichende Anhaltspunkte für die grundsätzliche Zuverlässigkeit der Quellen gegeben sein. Ein Irrtum im Detail mag deshalb trotzdem nicht ausgeschlossen sein. Deshalb ziehe ich ergänzend noch Beispiele aus anderen biographischen Quellen heran. Letztlich sind meines Erachtens die Kernaussagen, die ich in Auseinandersetzung mit den Quellen im dritten Kapitel entwickle, hinreichend durch die Beispiele abgesichert.

Schließlich war gemäß der Themenstellung „Zeugnisse der Unterbrechung von Gewalt im Krieg“ ausreichend Kriegserfahrung der Soldaten notwendig, so dass überhaupt die Chance bestand, Beispiele von Unterbre-

236 Ich verzichte dabei darauf, die in Kapitel 1.1 entwickelten Aspekte der Unterbrechung (Vorläufigkeit, die Frage der Kontinuität bzw. Diskontinuität, die Initiierung, Neutralität des Begriffs und kleinere Teil des Ganzen) an jedem Beispiel bis ins Detail zu entfalten. Stattdessen beschränke ich mich auf die paradigmatische Analyse einzelner Beispiele, da sich in den meisten Fällen eine entsprechende Analyse aus dem Kontext analog erschließt. So gilt beispielsweise natürlich für alle Handlungen auf der Mikroebene, dass sie – auch in der Summe – bezogen auf den Krieg ein kleinerer Teil des Ganzen sind. Die Vielzahl der Beispiele dient neben der Dokumentation des Phänomens der Unterbrechung von Gewalt der Differenzierung und Kontextualisierung der Handlungen.

chung von Gewalt dokumentiert zu finden. Dass sich aufgrund der Analyse des Materials auch Veränderungen an der ursprünglichen Fragestellung und eine Differenzierung der in den Blick zu nehmenden Handlungen ergab, wurde bereits dargelegt.

Die Tatsache, dass es sich bei den drei porträtierten Soldaten ausnahmslos um gläubige Katholiken handelt, soll nicht dazu verleiten, eine konfessionalistische Perspektive einzunehmen. Ein Blick in die umfangreiche Dokumentation des Projektes „Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts“²³⁷ mag hier genügen, um zu zeigen, dass nonkonformes und widerständiges Verhalten bis hin zum Martyrium nicht in einem ausschließlichen Sinne konfessionsgebunden ist.

Ausschlaggebend für die Auswahl waren allein die zur Untersuchung langer biographischer Linien notwendige Ausführlichkeit des Quellenmaterials sowie die Existenz hinreichender Anhaltspunkte für eine grundsätzliche Zuverlässigkeit der Quellen. In diesem Sinne folge ich hier Elke Scherstjanoi auf die Feldpostforschung bezogener Mahnung:

„Die biografisch ausgerichtete oder zumindest begleitete Nutzung von Soldatenbriefen hat sich als diejenige erwiesen, die mit diesen ‚Defekten‘ der Quelle am besten zu Rande kommt, weil sie genügend Korrektive hat.“²³⁸

In ähnlicher Weise soll und kann auch kein Schluss auf einen Zusammenhang zwischen der Nationalität der beteiligten Soldaten und der Möglichkeit, Gewalt zu unterbrechen, gezogen werden. Dies wird schon allein dadurch ersichtlich, dass viele Unterbrechungen der drei auf deutscher Seite im Krieg stehenden Soldaten ihnen widerfahren bzw. von der gegnerischen Seite geschenkt werden. Insbesondere was die Verbrechen der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg angeht, steht zudem außer Frage, dass die Unterbrechungen der Gewalt die Ausnahme darstellen. Solange man von Krieg in den Dimensionen der beiden Weltkriege sprechen kann, ist diese Voraussetzung meines Erachtens auch generell gegeben. Unterbrechung, und in besonderem Maße die Unterbrechung von Gewalt im Krieg, bleibt – wie ja auch im Begriff schon mitgegeben – der kleinere, wenn nicht kleinste Teil des Ganzen.

²³⁷ Vgl. Schultze/Kurschat 2006.

²³⁸ Scherstjanoi 2011, S. 123.

2.1 Beispiele aus dem Ersten Weltkrieg

2.1.1 Dominik Richert – Zeugnis eines elsässischen Pazifisten in Uniform

2.1.1.1 Vorbemerkungen zur Quelle und zu Richerts Biographie

Mit den Kriegserinnerungen des Elsässer Bauern Dominik Richert²³⁹ aus seiner Zeit als Soldat des Ersten Weltkriegs bis zu seiner im Juli 1918 vollzogenen Desertion liegt ein Dokument vor, das aus der Sicht eines Mannschaftssoldaten und späteren Unteroffiziers den Weg eines „Pazifisten in Uniform“²⁴⁰ beschreibt, der darum bemüht war, seiner Überzeugung treu zu bleiben und gleichzeitig zu überleben. Es ist eine Sicht von unten, sozusagen die „*Froschperspektive*“²⁴¹, wie Ingolf Schmitz schreibt. Zurecht hat Christian Koller dargelegt, dass Richert – bezogen auf die Kriegslogik – „zwei Dimensionen“²⁴² als sinnlos anzweifelt:

„eine der Kriegslogik immanente und eine dieselbe transzendierende. Während diese dem Krieg an sich den Sinn absprach und im zeitgenössischen Denken fundamentale Kategorien wie Vaterland, Ehre und Heldentum negierte, bezog sich jene auf einzelne militärische Operationen, die ohne ersichtlichen Sinn in Bezug auf die Kriegsführung enorme Verluste an Menschenleben forderten“²⁴³.

239 Richert 1989. Dort findet sich auch ein ausführliches Vor- und Nachwort der Herausgeber/innen Angelika Tramitz und Bernd Ulrich (vgl. ebd., S. 5-14 bzw. S. 385-411).

240 Die paradox anmutende Wendung formuliere ich in Anlehnung an Wette 1999 und Wette ³2003 und spiegelt meines Erachtens das Dilemma Richerts gut wider: als Pazifist im Krieg zu stehen und um des eigenen Überlebens willen bis zu einem gewissen Grade auch als Soldat den Krieg mitmachen zu müssen. Es ist, wie Tramitz/Ulrich darlegen, „nicht ein abstrakter, humanistischer Anspruch, der Dominik Richert daran hindert, grausam zu sein. Er ist auf eine sehr einfache Art menschlich: Er will nicht getötet werden und also auch nicht töten (vgl. Richert 1989, Nachwort, S. 391). Trotzdem möchte ich von einem gelebten „Pazifismus“ sprechen, der sich letztlich auch dadurch zeigt, dass er seinen Söhnen im Zweiten Weltkrieg die Flucht vor der Einberufung um den Preis der eigenen Zwangsarbeit ermöglicht. (Vgl. ebd., S. 395ff.)

241 Schmitz 1994, S. 21. (Hervorhebung im Original, M.S.)

242 Koller 2000, S. 234.

243 Koller 2000, S. 234.

Sowohl auf Belege für eine grundsätzliche Ablehnung des Krieges als auch auf seine Kritik, sein Sich-Verweigern bzw. Unterlaufen und in einzelnen Fällen Verhindern konkreter militärischer Aktionen wird im Zusammenhang mit der Analyse der entsprechenden Quellenbeispiele noch einzugehen sein.

Getreu dem Vorhaben, die Analyse anhand biographischer Linien vorzunehmen, sei hier ein kurzer biographischer Abriss vorangestellt²⁴⁴:

1893 im oberelsässischen St. Ulrich (Sundgau) geboren, verlässt der Katholik Richert bereits nach sieben Jahren die Schule, um dem elterlichen Hof als Arbeitskraft zur Verfügung zu stehen. Er verfügt dennoch über eine „für seine soziale Herkunft eher ungewöhnliche grammatikalische, orthographische und stilistische Gewandtheit“²⁴⁵. Die Herausgeber und ihnen folgend Koller führen dies auf seine Belesenheit zurück.²⁴⁶

Im Verlauf des Krieges ist Richert an der Westfront, der Südostfront wie der Nordostfront eingesetzt.²⁴⁷ Er steigt schließlich zum Unteroffizier auf. Koller zufolge waren „die Offiziersränge [...], M.S.] im preussisch-deutschen Militär im Ersten Weltkrieg noch weitgehend dem Adel und dem Grossbürgertum vorbehalten“²⁴⁸, so dass der von ihm schließlich eingenommene Rang durchaus dem normalen Verlauf einer militärischen Karriere entsprach. Koller weist auf die paradoxe Situation hin, dass Richert deshalb oft über mehr Kriegserfahrung verfügte als seine Vorgesetzten.²⁴⁹

Von ernsthaften Verletzungen und Erkrankungen bleibt Richert weitgehend verschont. Neben einer leichten Verwundung ist hier vor allem seine Erkrankung an der Cholera zu nennen.²⁵⁰

Seiner geglückten Desertion folgt ein Todesurteil in Abwesenheit, das aber nicht vollstreckt wurde.²⁵¹

Seine couragierte pazifistische Haltung lässt ihn in der Zeit der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkrieges die Flucht seiner Söhne vor der Einberufung unterstützen, was ihm wie seiner Frau Adele, geborene Kayser, Deportation und Zwangsarbeit einbringt.²⁵²

244 Ich stütze mich hierbei auf Richert 1989, Wette 1990, Schmitz 1994 sowie Koller 2000.

245 Koller 2000, S. 227.

246 Vgl. Richert 1989, Nachwort, S. 394; Koller 2000, S. 227.

247 Vgl. Koller 2000 S. 225.

248 Koller 2000, S. 225f.

249 Vgl. Koller 2000, S. 226.

250 Vgl. Richert 1989, S. 178ff sowie Schmitz 1994, S. 25. Richert selbst gibt als Diagnose „Magen- und Darmkatarrh“ (Richert 1989, S. 179) an. Die Unterbringung im „Lazarett für Cholerakranke“ (ebd., S. 181) macht aber die Erkrankung an der Cholera wahrscheinlich.

251 Vgl. Richert 1989, Nachwort, S. 386 sowie Koller 2000, S. 226.

252 Vgl. Richert 1989, Nachwort, S. 395ff sowie Koller 2000, S. 226.

Als seine Söhne von diesem Schicksal erfahren, schließen sie sich trotz geglückter Flucht in die Schweiz der Résistance an.²⁵³

Zeit seines Lebens hat Richert „von der beklemmenden Zeit in beiden Weltkriegen“²⁵⁴ erzählt. Ungewollt ist er durch diese Zeit geprägt und gezeichnet worden.

2.1.1.2 Zur Desertion im Ersten Weltkrieg

Auch wenn Richerts pazifistische Haltung, wie die noch vorzunehmende Analyse seines Kriegstagebuchs zeigen wird, in einer ganzen Reihe nicht-konformer, z. T. riskanter Handlungen Ausdruck gefunden hat, sticht doch seine letztendlich vollzogene Desertion als deutlichstes Zeichen hervor. Dementsprechend lesen sich im Rückblick, wie Wette völlig zu Recht feststellt, Richerts „Kriegserinnerungen wie die vierjährige Vorgeschichte der 1918 dann tatsächlich vollzogenen Desertion.“²⁵⁵

Richert geht den Weg des Überlaufens und der Gefangennahme durch die gegnerischen Soldaten, in seinem Falle die französischen. Seine bikulturelle elsässische Herkunft ist ihm dabei von Nutzen (vgl. im Folgenden Punkt 3).

Um Richerts Schritt besser einordnen zu können, sollen an dieser Stelle einige grundsätzliche Bemerkungen zur Desertion im Ersten Weltkrieg vorgenommen werden. Ich folge in meiner Darstellung im Wesentlichen der Monographie von Christoph Jahr „Gewöhnliche Soldaten“²⁵⁶.

Vorweg ist Jahr beizupflichten,

„daß es ‚den‘ Deserteur nicht gab. Vielmehr wurde ein Bündel von unterschiedlichen menschlichen Schicksalen, Motiven, Ursachen, Verlaufsformen und juristischen Verfolgungsmaßnahmen unter dieser Bezeichnung zusammengefaßt und suggerierte [sic!, M.S.] damit eine nicht vorhandene Einheitlichkeit und Eindeutigkeit.“²⁵⁷

Hinsichtlich der betroffenen Straftatbestände definiert Jahr an anderer Stelle:

„**Desertion**, bzw. Fahnenflucht bedeutet die eigenmächtige Entfernung eines Soldaten von seiner Einheit ohne Genehmigung seiner Vorgesetzten. Ver-

253 Vgl. Richert 1989, Nachwort, S. 396 sowie Koller 2000, S. 226.

254 Richert 1989, Nachwort, S. 392.

255 Wette 1990, S. 96.

256 Jahr 1998b.

257 Jahr 1998b, S. 144.

wandte Straftatbestände sind die ‚Unerlaubte Entfernung‘ und das ‚Überlaufen zum Feind.‘²⁵⁸

Ein Schlupfloch blieb den Angeklagten dadurch, dass im deutschen Recht „die Absicht des dauernden Dienstentzuges“²⁵⁹ nachgewiesen werden musste, was oft nicht möglich war.²⁶⁰

Nach Formen und Motiven unterscheidet Jahr in der deutschen Armee folgende sechs Fälle²⁶¹:

1. Heeresmissstände wie „ die systematisierte Menschenschinderei und die Entwürdigungsrituale“²⁶² waren ein wichtiges Motiv vor allem für Kriegsfreiwillige, die aus gebildeten Schichten kamen, das nicht unerhebliche Risiko einzugehen. Neben einer etwaigen Verurteilung durch die Militärgerichtsbarkeit drohten dem desertierenden Soldaten insbesondere an der Front Gefahren bei der Durchführung seines Schrittes.
2. Jahr zufolge war deshalb die einfachste Möglichkeit ein Untertauchen bzw. eine Flucht ins Hinterland. Aufgrund des unübersichtlichen Militärapparates gelang es einzelnen Soldaten immer wieder, sich mit gefälschten Papieren von einer Einheit zur anderen als „Versprengte“ quasi durchzumogeln. Manche vollzogen dabei sogar den Übertritt in die neutralen Niederlande.²⁶³
3. Desertion mittels Gefangennahme durch die gegnerische Armee und Überlaufen kam vor allem für die Angehörigen von Minderheiten, insbesondere Soldaten aus Elsass-Lothringen, Polen und Dänen mit deutscher Staatsangehörigkeit, in Betracht. Da sie über die nötigen grenzübergreifenden Beziehungen bzw. Sprachkenntnisse verfügten, war für sie das Risiko, von den feindlichen Soldaten z. B. fälschlicherweise als Angreifer getötet zu werden, geringer.
4. Außerdem nennt Jahr Formen der Dienstentziehung wie Selbstverstümmelung sowie die „präventive Desertion‘ durch Wehrpflichtentzug.“²⁶⁴
5. Die Flucht ins neutrale Ausland konnte von Deutschland aus nur in die Niederlande, Schweiz und nach Dänemark gelingen.

258 Jahr 2004c, S. 435 (Hervorhebung im Original, M.S.).

259 Jahr 2004c, S. 435.

260 Vgl. Jahr 2004c, S. 435.

261 Vgl. Jahr 1998b, S. 109-123.

262 Jahr 1998b, S. 109.

263 Vgl. Jahr 1998b, S. 110-112.

264 Jahr 1998b, S. 115

6. Schließlich geht Jahr auf den Zusammenhang von Desertion und Spionage ein. So wurden – allerdings nur höchst selten – Deserteure nach ihrer Flucht ins neutrale Ausland von den Kriegsgegnern als Spione angeworben und ins Ursprungsland zurückgeschickt.

Für die in dieser Arbeit untersuchten Beispiele spielen die Punkte 1. bis 5. eine Rolle. Das Thema Desertion und Spionage ist nicht berührt.

Die Desertionszahlen im deutschen Heer lassen sich heute nicht mehr exakt ermitteln. Jahr gibt „Maximalschätzungen [...] M.S.] von bis zu 100.000 Fällen [...] M.S.] bei insgesamt 13,2 Mio. mobilisierten deutschen Soldaten“²⁶⁵ an und geht von einem Sachverhalt „in ähnlicher Größenordnung“²⁶⁶ bei den anderen Armeen aus.

Mit welchen Sanktionen mussten Deserteure rechnen, falls sie aufgegriffen wurden, bzw. wie versuchten Staat und Militärführung präventiv von der Fahnenflucht abzuschrecken?

Anhand der von ihm untersuchten bayerischen Divisionen konstatiert Jahr bezüglich der Militärgerichtsbarkeit:

„Die Ausübung der Militärjustiz in Bayern kann im allgemeinen als mild bzw. rechtsstaatlich bezeichnet werden. Die Strafmaße lagen normalerweise im unteren Bereich des Möglichen. Die Analyse der Gerichtsverfahren hat aber gezeigt, was für ein weiter Handlungsspielraum bei der Ausübung der Justiz bestand. Dieser konnte zugunsten eines Angeklagten genutzt werden – was sehr häufig geschah – oder zu seinen Ungunsten; auch dafür gibt es viele Beispiele.“²⁶⁷

Während die faktische Ausübung der Militärjustiz also eher zurückhaltend war – in Jahrs Beispieldivisionen wurde keines der ohnehin wenigen Todesurteile vollstreckt²⁶⁸ –, waren ihre potenziellen Sanktionsmöglichkeiten einschließlich der Todesstrafe doch weitgehend. Dies galt Jahr zufolge insbesondere „bei wiederholter oder gemeinschaftlicher D[esertion, M.S.] oder D[ersertion, M.S.] aus der Frontlinie bzw. durch Überlaufen“²⁶⁹, wo meist die Todesstrafe drohte.²⁷⁰

Allerdings relativierte die Diskrepanz zwischen dauernder brutaler Kriegswirklichkeit und einer veralteten Gesetzesgrundlage, die „der Real-

265 Jahr ²2004c, S. 436f.

266 Jahr ²2004c, S. 437.

267 Jahr 1998b, S. 248.

268 Vgl. Jahr 1998b, S. 234.

269 Jahr ²2004c, S. 435.

270 Jahr ²2004c, S. 435.

tät des modernen Maschinen- und Stellungskriegs nicht gerecht werden“²⁷¹ konnte, ihre Möglichkeiten. So konnte z. B. eine langjährige Haftstrafe, die bis dato wegen ihrer nachteiligen Wirkung für die Rückkehr ins zivile Leben insbesondere bei einer kurzen Dauer des Krieges durchaus abschreckende Wirkung hatte, in einem vom Stellungskrieg dominierten Kriegsgeschehen das eigene Überleben sichern.²⁷² So wurden „seit Herbst 1916 [...], M.S.] zur Strafverbüßung Militärgefangenenkompanien zunächst im Heimatheer eingerichtet.“²⁷³ Weitere Möglichkeiten bot die Beschlagnahme von Vermögen²⁷⁴ sowie Repression gegen Angehörige beispielsweise durch „die Entziehung der Familienunterstützung“²⁷⁵ oder soziale Ausgrenzung.²⁷⁶

Präventive Maßnahmen, die vor allem die Elsass-Lothringer trafen, waren verschärfte Zensur der Feldpost, Urlaubsbeschränkungen und Verlegung aus bestimmten Frontabschnitten. Alle Soldaten betraf hingegen die Einflussnahme durch entsprechende Propaganda.

Es bleibt festzuhalten, dass es vollstreckte Todesurteile wegen Desertion bzw. Fahnenflucht gab. Allerdings war die Situation Jahr zuzugle nicht vergleichbar mit dem „Amoklauf“ der Militärjustiz am Ende des Zweiten Weltkrieges“²⁷⁷. Haase gibt für das Dritte Reich eine ungefähre Zahl von 30.000 Todesurteilen an, von denen etwa 22.000 vollstreckt wurden. Anklagepunkte waren dabei „Fahnenflucht“ und „Zersetzung der Wehrkraft“.²⁷⁸

In seinem Resümee kommt Jahr denn auch zu folgender differenzierenden Einschätzung:

„Die militärische ‚Abschreckungsmentalität‘ war trotzdem weit verbreitet, denn nicht wenige Juristen empfanden sich lediglich als Instrument zur Durchsetzung der militärischen Disziplin. Doch das wirkte sich 1914-1918 noch nicht sehr aus, da es genug rechtsstaatliche Sicherungen gab, die eine dramatische Radikalisierung der Rechtspflege auch gegen Kriegsende verhinderten. Denn im ideologischen Bereich war sehr wohl schon ein Radikalisierungspotential erkennbar, da der Deserteur oftmals nicht nur zum ‚feigen‘, ‚eigennützigen‘, ‚unbrauchbaren‘ Soldaten, sondern zu einem moralisch verächtlichen Subjekt gestempelt wurde.“²⁷⁹

271 Jahr 1998b, S. 249.

272 Vgl. Jahr 1998b, S. 178.

273 Jahr 1998b, S. 196.

274 Jahr 1998b, S. 179.

275 Jahr 1998b, S. 181.

276 Jahr 1998b, S. 181f.

277 Jahr 1998b, S. 226.

278 Vgl. Haase 2006, S. 115.

279 Jahr 1998b, S. 249.

Während die neue Dimension des Weltkrieges einerseits eine ungeheure Zerstörungsmacht entwickelte, blieben den einzelnen Soldaten andererseits doch – freilich unter dem Druck des allseits gefährdeten eigenen Überlebens – wenn auch sehr begrenzte Nischen, in denen sie die Kriegsmaschinerie „austricksen“ konnten. Jahr schließt deshalb in diesem Sinne:

„Die sich aus der Unübersichtlichkeit des jahrelang andauernden und große Teile Europas erfassenden Krieges ergebenden Hohlräume und Nischen des Systems wurden von allen Soldaten in der einen oder anderen Weise genutzt. Weil der Soldatenalltag von vielen ‚kleinen Fluchten‘ geprägt war, stellte die ‚große Flucht‘ gar nicht jenes extreme Ausnahmeverhalten dar, als das es zu-
meist gesehen wird.“²⁸⁰

Ob extrem oder nicht mag hier offen bleiben – die großen Fluchten blieben dennoch ein Ausnahmeverhalten. Ihnen ebenso wie den vorausgehenden oder für sich bleibenden „kleinen Fluchten“²⁸¹ soll im Folgenden die Aufmerksamkeit gelten.

2.1.1.3 Dominik Richerts Bericht „Meine Erlebnisse im Kriege 1914-1918“

Bei den Aufzeichnungen Richerts handelt es sich um einen nachträglichen Bericht, der aber aufgrund seiner Detailgenauigkeit und der lakonischen Art der Darstellung hervorsticht, wie Angelika Tramitz treffend formuliert:

„Dominik Richert dagegen verzichtet völlig darauf dem als sinnlos erlebten Kampf und der Entbehrung nachträglich einen heroisierenden Sinn zu verleihen.“²⁸²

Der ursprünglich handschriftlich verfasste Bericht wurde von dem Studenten Jean-Claude Faffa wortgenau in Maschinenschrift übertragen, um ihn Anfang der 1960er Jahre verschiedenen Verlagen vorzulegen.²⁸³ Interessant ist, dass Faffa sich in diesem Zusammenhang auch an Heinrich Böll wendet. Böll teilt ihm „mit, daß er die ihm zu Gesicht gekommene Abschrift gern einem Archiv übergeben würde.“²⁸⁴ Faffa zeigt sich darüber enttäuscht²⁸⁵, letztlich sendet er das Manuskript jedoch an das Bundesarchiv/Militärar-

²⁸⁰ Jahr 1998b, S. 333.

²⁸¹ Humburg 1998, S. 40.

²⁸² Richert 1989, S. 6.

²⁸³ Vgl. Richert 1989, Nachwort, S. 393.

²⁸⁴ Richert 1989, Nachwort, S. 393.

²⁸⁵ Vgl. Richert 1989, Nachwort, S. 393.

chiv Freiburg²⁸⁶, wo es der damalige Doktorand und Mitherausgeber Bernd Ulrich 1987 findet²⁸⁷.

2.1.1.3.1 Richert als elssässischer Pazifist in Uniform – eine paradigmatische Episode

Den besten Eindruck dieser außergewöhnlichen Quelle kann sie selbst geben. So sei das folgende ausführliche Beispiel meiner Analyse vorangestellt. Richert verhindert in diesem frühen Gefecht den Mord an verwundeten französischen Soldaten:

„Die Dragoner, die aus dem Wald in vollem Galopp zurückgesprengt kamen, machten unserem Brigadegeneral, Generalmajor Stenger, die Meldung, daß sie auf Franzosen gestoßen seien. Der General erteilt nun den Befehl [über den sich in militärischen Akten nichts ermitteln ließ]^[288, M.S.], der jeder Kompanie vorgelesen wurde: ‚Heute werden keine Gefangenen gemacht. Verwundete sowie gefangene Franzosen werden erledigt.‘ Die meisten Soldaten waren starr und sprachlos, andere wiederum freute dieser völkerrechtswidrige, niederträchtige Befehl. Die Verluste häuften sich. Die verwundeten Franzosen blieben liegen und gerieten in unsere Hand. Zu meinem Entsetzen gab es solche Ungeheuer, welche die armen, um Gnade flehenden, wehrlosen Verwundeten mit dem Bajonett erstachen oder erschossen. Ein Unteroffizier meiner Kompanie namens Schirk, Kapitulant [ins Moderne übersetzt: ein Zeitsoldat; ehemals im deutschen Heer ein Soldat, der sich durch Vertrag über die gesetzliche Dienstzeit hinaus verpflichtete] des älteren Jahrgangs, schoß hohnlachend einem im Blut liegenden Franzosen durch das Gesäß, dann hielt er dem in Todesangst um Gnade flehenden Unglücklichen den Gewehrlauf vor die Schläfe und drückte los. Der Arme hatte ausgelitten. Aber nie kann ich das in Todesangst verzerrte Gesicht vergessen. Einige Schritte weiter lag wieder ein Verwundeter, ein junger hübscher Mensch, in einem Waldgraben. Unteroffizier Schirk lief auf ihn zu, ich hinterher. Schirk wollte ihn niederstechen, ich parierte den Stoß und schrie in höchster Aufregung: „Wenn du ihn anrührst, verrecksch!“ Verdutzt schaute er mich an, und meiner drohenden Haltung nicht trauend, brummte er etwas und folgte den anderen Soldaten. Ich warf mein Gewehr zu Boden, kniete mich bei dem Verwundeten nieder. Er fing an zu weinen, faßte meine Hände und küßte sie. Da ich gar nichts französisch sprechen konnte, sagte ich, auf mich deutend: „Alsacien Kame-

²⁸⁶ Vgl. Richert 1989, S. 8f und 13.

²⁸⁷ Vgl. Richert 1989, S. 5.

²⁸⁸ Vorherige Klammer Originalkommentar von Tramitz/Ulrich, M.S. Kramer hält es für gesichert, dass es diesen Befehl gab. (Vgl. Kramer ^{2004b}, S. 287.)

rad!“ und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihn verbinden wolle. Er hatte kein Verbandszeug. Seine beiden Waden waren von Gewehrscüssen durchbohrt. Ich entfernte seine Gamaschen, schnitt mit dem Taschenmesser die roten Hosen auf und verband mit meinem Verbandspäckchen die Wunden. Ich blieb dann neben ihm liegen, teils aus Mitleid, teils wegen der Deckung, die ich im Graben hatte. Ich hob ein wenig den Kopf, konnte die vorgehenden Truppen nicht mehr sehen. Ununterbrochen zischten Kugeln durch den Wald. Sie schlugen Zweige ab und fuhren in Stämme und Äste.

Ganz in der Nähe standen einige Heidelbeersträucher, die voll von reifen Beeren hingen, welche ich pflückte und aß. Sie waren das erste Essen seit etwa 30 Stunden. Da hörte ich Schritte hinter mir. Es war der Kompaniefeldwebel Penquitt, in der Kaserne ein sehr gefährlicher Quälgeist, der jedesmal, wenn er zu sprechen begann, ein paarmal stotterte. Mit erhobener Pistole schrie er mich an: „A-a-aas, verfluchtes, willst du machen, daß du nach vorne kommst!“ Was wollte ich machen? Nahm mein Gewehr und ging. Ein paar Schritte weiter stellte ich mich hinter einen Baum, um zu sehen, ob er dem Verwundeten etwas anhaben wolle. Mein Entschluss war, ihn sofort niederzuschießen, wenn er den Franzosen töten wollte. Er betrachtete ihn und ging weiter. Ich lief nun schnell vor ihm her durch dichtes Brombeergebüsch. Darin lagen 6-8 Franzosen, alle auf dem Gesicht. Ich merkte gleich, daß sie sich nur totstellten. Fliehen konnten sie nicht mehr, denn die deutschen Linien waren vor ihnen. Ich berührte den einen mit dem Bajonett und sagte: „Kamerad.“ Ängstlich schaute er mich an. Ich bedeutete ihm, ruhig liegen zu bleiben, was er mit eifrigem Kopfnicken bejahte. Tote und Schwerverwundete lagen zerstreut im Walde umher. Das Knattern und Knallen wollte kein Ende nehmen. Leichtverwundete rannten an mir vorbei, rückwärts. Ich schlich mich, immer Deckung suchend, in die Gefechtslinie.“²⁸⁹

Bevor ich zu einer detaillierteren Analyse des Beispiels komme, ist zunächst einmal zu klären, worin die Gewalt in diesem Kontext besteht.

Es handelt sich um eine Episode aus den ersten Kriegstagen des Ersten Weltkrieges. Der bestimmende Kontext ist demnach der Bewegungskrieg, hier bei einem Gefecht mit direktem Kontakt zwischen den gegnerischen Soldaten. Des Weiteren gehört zur Ausgangssituation ein Befehl, der gegen das humanitäre Völkerrecht, namentlich die Haager Landkriegsordnung verstößt.²⁹⁰ Gewalt ist zum einen durch die Kampfsituation gegeben, zum anderen bedeutet die strikt hierarchische Struktur des Militärs, dass ein Verstoß gegen den verbrecherischen Befehl für die einzelnen Soldaten ern-

289 Richert 1989, S. 37ff. Zur Zitierweise vgl. meine Bemerkung im Vorwort dieser Arbeit.

290 Vgl. Kramer 2004b, S. 287.

ste Konsequenzen nach sich ziehen kann. Die Befehlslage verschärft somit den Gewaltkontext.

Andererseits dürften die Bestimmungen des humanitären Kriegsvölkerrechts den Soldaten, wenn nicht explizit, zumindest implizit in Form der sonst üblichen Praxis bekannt sein, wie es Richert ja auch im obigen Beispiel beschreibt. Ein Soldat, der einen ethisch motivierten Zweifel zulässt, befindet sich deshalb in einer Zwickmühle. Er muss unter Umständen sein Leben riskieren, um ethisch richtig zu handeln. Es ist offensichtlich, dass es in argumentative Schwierigkeiten führt, den Einsatz des eigenen Lebens von einem anderen zu fordern. Ein solcher Einsatz ist an sich immer supererogatorisch, also über das moralisch zu fordernde hinausgehend. Dennoch würde ein Wegschauen, ein Mitmachen die eigene moralische Integrität gefährden. Gleichzeitig wäre es aber nicht wünschenswert, das eigene Leben leichtfertig aufs Spiel zu setzen.

Das Beispiel zeigt nun, dass Richert ein „dritter Weg“, ein Ausweg gelingt. Er tritt dem brutalen Vorgesetzten mutig entgegen und verhindert so zumindest einen der Morde. Dass er dafür auch nicht belohnt wird, zeigt das an, was Wolfram Wette bezogen auf Biographien von „Rettern“ während der NS-Zeit als „Handlungsspielraum“²⁹¹ bezeichnet hat. Die beschriebene Zwickmühle ist eben doch kein auswegloses Dilemma. Allerdings werden in dem gegebenen Beispiel auch die Grenzen eines solchen Handlungsspielraumes deutlich. Als ihn der Kompaniefeldwebel an die Front schickt, muss auch Richert „das Feld räumen“ und kann nur noch aus der Distanz ein Auge auf die Situation haben. Das bleibende Dilemma seines „dritten Weges“ ist, dass er sein Tun unter der doppelten Bedrohung seiner körperlichen Unversehrtheit, der Gefahr an Leib und Leben, und seiner moralischen Integrität austarieren muss. Sein Weg ist dabei nicht ein „goldener Mittelweg“, sondern ein immer gefährdeter – um im Bild zu bleiben – steiniger Weg, mit einer nur sehr geringen Chance, ihn unbeschadet zu überstehen. Es ist ein unheroischer Weg, der um die Gebrochenheit menschlichen Seins weiß. Dies übersieht Mommsen, wenn er in seiner überaus skeptischen Sicht auf die Quelle geltend macht,

291 Vgl. Wette 2003a, hier insbesondere S. 20. Was Wette über die schwierige Situation der Wehrmachtsoldaten sagt, die Verfolgte gerettet haben, kommt der Situation, in der sich Richert befindet, sehr nahe: „Einen Handlungsspielraum hatte nur derjenige Soldat, der sich mit Mut und Risikobereitschaft die Freiheit nahm, sein Handeln nicht ausschließlich an den Befehlen der Vorgesetzten zu orientieren, sondern an Humanität und Gewissen, und der sich von den Strafandrohungen sowie von der Härte der Militärgerichtsbarkeit nicht abschrecken ließ. Es musste immer wieder neu ausgetestet werden, welche Möglichkeiten für Rettungshandeln trotz der restriktiven Strukturen dieses Militärapparats bestanden.“ (Ebd.)

„dass Richert sich als ein ungewöhnlich aktiver Kommandeur einer Maschinengewehreinheit stärker engagierte und bewährte, als man dies von einem entschiedenen Gegner des Kriegs, als der er sich in der Rückschau darstellt, hätte erwarten sollen.“²⁹²

Im Übrigen wird Richerts unheroische, eher nüchterne Haltung auch in seiner Sprache deutlich. So ist es eine für ihn typische Formulierung, wenn Richert wie oben über seine Motivation schreibt, bei dem Verwundeten zu bleiben: „Teils aus Mitleid, teils wegen der Deckung“. So spricht nicht einer, der sich seiner Taten rühmen möchte. Richert beansprucht nicht, selbstlos gehandelt zu haben und verweigert sich selbst so einer Stilisierung zum Helden.

Im Folgenden sollen nun noch einmal die Kennzeichen des Unterbrechungsbegriffs geprüft werden.

1. Inwieweit trägt Richerts Einschreiten gegen die Gewalt vorläufigen Charakter?

Es ist offensichtlich, dass Richert nur sehr begrenzt und nur, solange er „Herr der Situation“ ist, helfen kann. Er kann nicht alle Verwundeten vor der Erschießung bewahren. Es bleibt offen, ob die von ihm geretteten Soldaten das Gefecht und danach den Krieg überleben.

2. Inwiefern ist Richerts Handlung der kleinere Teil des Ganzen?

Dem obigen Gedanken folgend, lässt sich die Tatsache schwerlich übersehen, dass Richerts Rettungstat schon auf das Gefecht bezogen der kleinere Teil, die Ausnahme ist. Sonst wäre der völkerrechtswidrige Befehl nicht wirksam geworden. Bezogen auf den Gesamtkontext Krieg sind seine und auch vergleichbare Handlungen ebenfalls wenn nicht eine Seltenheit, so doch eine Minderheitenoption.

3. Wie verhält sich das Verhältnis von Diskontinuität und Kontinuität im betreffenden Fall?

Zunächst einmal ist anzumerken, dass es sich im vorliegenden Beispiel um ein sehr komplexes Verhältnis handelt. So stellt nämlich der völkerrechtswidrige Befehl an sich schon eine Grenzüberschreitung, eine negative Eskalation dar. Insofern ließe sich argumentieren, dass Richerts Courage letztlich nur eine Wiederherstellung der „Kriegsnormalität“, der (eigentlich) geltenden Kontinuität bedeutet. Auch im Krieg ist die humanitäre Hilfe gegenüber Verwundeten eine (selbstverständliche) Pflicht.

²⁹² Mommsen 2004, S. 147.

Andererseits ist jedoch die Verweigerung eines Befehls an sich schon eine Ausnahmeerscheinung, eine Handlung, die in den strikten Strukturen von Befehl und Gehorsam nicht vorgesehen ist. Richerts Handlung geht aber noch einen Schritt weiter. Er kehrt die Hierarchie sogar um, indem er dem brutalen Vorgesetzten droht, um ihn von dem Kriegsverbrechen abzuhalten. In dieser Hinsicht ist sein Mut ein starker Ausdruck von Diskontinuität im Kriegsgeschehen. Schließlich ist noch hinzuzufügen, dass viele „zivile Selbstverständlichkeiten“ im Krieg eben nicht gelten, und so wäre auch zu fragen, ob humanitäre Hilfe gegenüber dem Kriegsgegner wirklich als Norm vorausgesetzt werden kann, insbesondere dann, wenn sie mit eigenem Risiko verbunden ist.

4. Wie steht es um die Initiative in dieser Handlung?

Es liegt auf der Hand, Richert hier als Initiator zu sehen. Der elsässische Soldat trägt das Risiko, er ist derjenige, der wirklich agiert. Doch bleibt sein Handeln dennoch nicht ohne Antwort. Einer der Verwundeten küsst Richert sogar die Hand. Außerdem dürfte die augenfällige Verletzlichkeit der Verwundeten, so, wie sie auf Richert nicht zuletzt in dem Mord, den er mit ansehen muss, wirkt, auch einen auslösenden Faktor darstellen, im Sinne einer Begegnung mit dem „Antlitz des anderen“²⁹³. Interessant ist dabei das Motiv des „jung[en] hübsch[en] Mensch[en]“²⁹⁴, das auch in anderen zeitgenössischen Schilderungen auftaucht.²⁹⁵ Die Wahrnehmung des Schönen im Gegenüber spricht auch für eine innere Berührtheit. So scheint es mir schlüssig, von einem Geschehen zu

293 Einer Spur, der ich im Rahmen dieser Arbeit nicht nachgehen konnte, wäre, solche Situation im Lichte der Philosophie des jüdischen Philosophen Emmanuel Lévinas zu betrachten, dessen Philosophie sich in der Rede vom „Antlitz des anderen“ widerspiegelt. So beschreibt Askani Lévinas' These, wie der oder die andere den oder die einzelne unmittelbar und unbedingt anspricht folgendermaßen: „Das Begegnen des Anderen (in seiner Hilflosigkeit, Nacktheit und Erhabenheit), sein Bedeuten, das gar nicht etwas Bestimmtes bedeutet, nur das Begegnen, das Bedeuten selber, sein Mich-Anrufen (ohne Worte und ohne Verfolgen eines Ziel und Zwecks), sein Zerreißen meiner Gegenwart als Eröffnung von Zeit, seine Nähe in einer zugleich unüberbrückbaren, grundsätzlichen Trennung – das ist nach L[évinas, M.S.] *Sprache*. ‚Dire‘, Sagen vor allem Gesagten.“ (Askani 2003, S. 412.)

294 Richert 1989, S. 38.

295 So hält beispielsweise Wilm Hosenfeld in seinen Aufzeichnungen aus dem Ersten (!) Weltkrieg bezogen auf einen verwundeten rumänischen Soldaten, dem er sich zuwendet, fest: „Nie wird' ich dies schöne Mannesantlitz mit den dunklen Augen, die deutlicher sprachen als der beredetste Mund, vergessen.“ (Hosenfeld 2004, Aufzeichnung Focșani vom 29.4.1917, S. 168.)

sprechen, in dem die Initiative der Handlung bei Richert liegt, das aber trotzdem einen nicht unbedeutenden reziproken Anteil hat.

5. Warum wird hier von Unterbrechung gesprochen und nicht von Widerstand?

Dieser letzte Aspekt ist nicht ganz einfach zu begründen. So ist Richerts Handeln tatsächlich „widerständig“, es lässt sich als Teil einer Grundhaltung verstehen, die Richert immer wieder die Kriegslogik durchbrechen lässt.²⁹⁶ Andererseits ist Richert als Soldat auch Akteur im Krieg. Bis zu seiner Desertion bleibt er ein Teil des Systems, in dem in gewisser Weise auch er funktioniert. Nicht zuletzt deshalb scheint mir der vorsichtiger Begriff der Unterbrechung, der hier positiv normativ aufgeladen ist, treffender als der schillernde Begriff des Widerstandes. Aufgrund der nicht so stark ausgeprägten Reziprozität des Ereignisses ließen sich in diesem Beispiel aber auch Argumente für eine Kennzeichnung aus dem Begriffsfeld „Verweigerung und Widerstand“ finden.

Insgesamt zeigt sich aber, dass die erarbeiteten Kriterien die Situation als Unterbrechungshandlung gut fassen, so dass ich hier der „neuen“ Kategorie den Vorzug geben möchte. Letztendlich gilt, dass es einen Überschneidungsbereich dieser Kategorien gibt, was eine Absolutsetzung einer der beiden fragwürdig macht.

²⁹⁶ Es sei hier nur angemerkt, dass sich in Richerts Schilderung der ersten Kriegstage noch zwei weitere vergleichbare Situationen finden. So verhindert Richert im Vorfeld der Schlacht bei Mühlhausen ebenfalls einen Mord an einem französischen Verwundeten: „Inzwischen war es Nacht geworden. In den Reben fanden wir einen jungen, ohnmächtigen Franzosen. Im Scheine angezündeter Streichhölzer sahen wir, daß er einen Oberschenkelschuß erhalten hatte. Ein Badenser aus Mannheim wollte ihn totschiessen, ich und mein Kamerad Ketterer aus Mühlhausen hatten Mühe, den Unhold von seinem Vorhaben abzuhalten. Da wir sofort weiter mußten, ließen wir den Franzosen liegen.“ (Richert 1989, S. 20f.) Im Rahmen eines Angriffs auf Ménil und Anglemont rettet Richert auf ähnliche Weise einen verwundeten französischen Soldaten: „Hinter einer Böschung sammelten wir uns, dann ging's im Laufschrift, mit gefälltem Bajonett, unter Hurrageschrei auf das Dorf los. Die Franzosen verteidigten sich tapfer, mußten aber vor unserer Übermacht weichen. Gleich bei einem der ersten Häuser saß ein verwundeter Franzose auf einem Schubkarren. Ein Soldat meiner Kompanie wollte ihn erschießen. Auf meinen energischen Protest hin stand er davon ab. Ein hinzukommender Sanitäter verband die Wunde.“ (Richert 1989, S. 44f.)

2.1.1.3.2 Die Bedeutung der Bikulturalität des Elssasses für den Soldaten Richert

Eine bemerkenswerte Beobachtung sei hier noch nachgetragen. Richert nützt seine elsässische Herkunft als Verständigungsbrücke. Wie aus dem Beispiel hervorgeht, ist es dabei nicht die gemeinsame Sprache, die ihn bei den französischen Soldaten Gehör finden lässt. Richert spricht selbst nicht Französisch. Es ist die besondere Situation der Grenzregion, deren Geschichte mit beiden Ländern verwoben ist. Durch ihre Bikulturalität kann die elsässische Herkunft sowohl zur Brücke als auch zur Projektionsfläche von Misstrauen und Machtspielen werden. Daniel Mollenhauer weist darauf hin, dass sich Soldaten aus Elsass-Lothringen

„in ihrer großen Mehrheit im Krieg kaum anders verhalten haben als ihre Kameraden aus anderen Gebieten des Deutschen Reiches. Auf zwei Unterschiede ist allerdings hinzuweisen: Kriegsbegeisterung war bei ihnen wie bei der elsäß-lothringischen Öffentlichkeit wohl noch weniger verbreitet als im Heer insgesamt. Der Krieg wurde als Bruderkampf empfunden (und tatsächlich gab es Familien deren Angehörige auf verschiedenen Seiten kämpften), Haß gegenüber Frankreich war hier unbekannt. Die aus dem Reichsland stammenden Soldaten (Spitzname: Wackes) galten bei der deutschen militärischen Führung bald als ‚unsichere Kantonisten‘ und wurden häufig diskriminiert. [...], M.S.] So ordnete das preußische Kriegsministerium am 15. März 1915 an, daß alle politisch verdächtigen Elsaß-Lothringer von der West- an die Ostfront zu versetzen seien; die Briefzensur und die Gewährung von Heimaturlaub wurde bei ihnen besonders restriktiv gehandhabt. In Frankreich gab es – allen patriotischen Bekundungen zum Trotz – ähnliche Vorbehalte gegen die ‚boches‘ in den eigenen Reihen, die häufig der Spionage verdächtigt wurden.“²⁹⁷

Jahr spricht von „einem umfassenden Repressionssystem“²⁹⁸, dem die Soldaten ausgesetzt gewesen seien. Er kommt vor diesem Hintergrund zu dem Schluss, dass die Restriktionen und Diskriminierungen gegenüber den Elsass-Lothringern im Heer ein entscheidendes Motiv bildeten, das Richert letztlich zur Desertion bewog.²⁹⁹ Während die Ungleichbehandlung also einerseits den Unmut und damit die Distanz zum deutschen Militär ver-

²⁹⁷ Mollenhauer ²2004, S. 455. Vgl. zur Situation der Soldaten aus Elsaß-Lothringen auch Jahr 1998b, S. 253-284.

²⁹⁸ Jahr 1998b, S. 267.

²⁹⁹ Vgl. Jahr 1998b: „In all diesen [Soldaten-, M.S.] Briefen wird immer wieder formuliert, daß Loyalität zu einer Gesellschaftsordnung nicht erwartet werden kann, wenn der Gleichheit an Pflichten keine Gleichheit der Rechte entspricht. Die Wirkung all dieser Sondermaßnahmen läßt sich in den Kriegserinnerun-

stärken konnte, verbesserte andererseits die Bikulturalität die Chancen, dass der Schritt gelang. Jahr zuzufolge war dennoch

„das Desertionsverhalten der Elsaß-Lothringer zumindest bis 1917 nur graduell, nicht prinzipiell anders gewesen als bei den übrigen deutschen Soldaten. Erst im Laufe des Jahres 1917 dürfte die Entfremdung zwischen den elsass-lothringischen Soldaten und der Militärführung irreversibel geworden sein.“³⁰⁰

Zu diesem Befund passt, dass Richert seine Desertion im Juli 1918, also im letzten Kriegsjahr vollzieht, was allerdings auch mit seiner erneuten Verlegung von der Ost- an die Westfront zusammenhängt – eine Maßnahme, die allerdings viele elsass-lothringische Soldaten betraf, nachdem sich die militärische Lage an der Ostfront entspannt hatte.³⁰¹

Im konkreten Text-Beispiel hingegen schafft die Herkunft aus der Grenzregion eine Verbindung. Während die elsässischen Soldaten in den eigenen Reihen auf beiden Seiten auch Misstrauen weckten, bedeutet die elsässische Herkunft beim Kriegsgegner eher Nähe. Zudem ist hier auch nicht völlig ausgeschlossen, dass die französischen Soldaten selbst Elsässer sind oder verwandtschaftliche Bindungen dorthin haben. Richert macht sich diesen Umstand immer wieder zunutze, so zum Beispiel, wenn er eine Unterkunft „organisieren“ muss. Im folgenden Beispiel – ebenfalls aus dem August 1914 – wird ihm die elsässische Herkunft buchstäblich zum Türöffner:

„Wir verließen die Kirche und kamen am Dorfende zu einem Haus, dessen Haustür verschlossen war. In der Scheune kampierten Husaren. Wir rüttelten an der Türklinke, niemand kam. Ketterer polterte mit dem Gewehrkolben, zuerst leise, dann immer stärker, an die Haustür. Endlich fragte jemand: ‚Wer ist denn draußen?‘ – ‚Drei Soldaten, Elsässer‘, sagte ich, ‚möchten sich gerne einquartieren. Wir sind zufrieden, wenn wir am Boden schlafen können.‘ Die Tür ging auf. Wir mußten in die Küche. ‚Herrgott, seid ihr naß!‘ klagte die Frau, machte uns unaufgefordert heiße Milch, gab uns Brot und Butter dazu, das wir uns wohl schmecken ließen. Eine freundliche Frau sagte uns, daß sie nur ein freies Bett habe. Wir zogen uns dann alle drei nackt aus und krochen ins Bett. Die gute Frau holte unsere nassen Kleider und trocknete sie am Ofen. Als wir am folgenden Morgen erwachten, waren alle Soldaten aus dem Dorfe verschwunden. Die Frau brachte uns unsere trockenen Kleider, und wir mußten noch frühstücken. Jeder wollte dann der Frau für ihre Bemü-

gen des Elsässers Dominik Richert gut verfolgen; ihn führten sie schließlich zu dem Entschluß überzulaufen.“ (Jahr 1998b, S. 276.)

300 Jahr 1998b, S. 278.

301 Vgl. Jahr 1998b, S. 267.

hungen 1 Mark geben [Tagessold eines Soldaten 53 Pfennig]; sie wollte jedoch nichts. Dankend nahmen wir Abschied.“³⁰²

Im Kontext meiner Arbeit sind solche Formen von Begegnungen von Soldaten unterschiedlicher Kriegsparteien untereinander und von Soldaten und Zivilbevölkerung auf der anderen Seite besonders interessant, aber auch entsprechend schwierig zu fassen. Solche Begegnungen im Krieg sind naturgemäß nicht frei von Ambivalenzen. Die von vielen Soldaten empfundene und dann berichtete Freundlichkeit der Quartiersleute bleibt wahrnehmungsgebunden. Es ist eben heute nicht mehr möglich, die Meinung der Quartiersleute dazu einzuholen, und so bleibt das, was die Soldaten berichten, in vielen Fällen auch Wunschvorstellung. Außerdem spielen Machtverhältnisse eine wichtige Rolle. Es stellt sich tatsächlich die Frage, welche Wahlmöglichkeiten Quartiersleute einem bewaffneten Soldaten gegenüber letztlich haben. Freundlichkeit wird hier zur Überlebensstrategie. Dennoch berichten Soldaten höchst unterschiedlich über die Menschen, bei denen sie untergebracht sind, und so meine ich, trotz dieser nicht zu leugnenden Ambivalenz beim folgenden Beispiel aus dem Ersten Weltkrieg auch im engeren Sinne von Unterbrechung von Gewalt sprechen zu können.

So berichtet Dominik Richert über seine Einquartierung bei französischsprachigen Quartiersleuten im Herbst 1914:

„In dem Städtchen Hénin-Liétard [heute: Hénin- Beaumont] wurden wir einquartiert. Zanger und ich kamen zu einem älteren Ehepaar. Als wir eintraten, war die Frau alleine. Bei unserem Anblick schlug sie die Hände überm Kopf zusammen, denn so dreckige, zerlumppte Soldaten hatte sie wohl noch nie gesehen. Dazu waren wir noch unrasiert. Sie winkte uns, nach hinten in den Hof zu kommen, gab uns warmes Wasser, Seife und Bürsten. Nachdem wir uns einigermaßen gereinigt hatten, holte sie uns je eine Zivilhose, Jacke, Strümpfe und Hausschuhe. Wie wohl war uns, endlich einmal wieder trockene Füße zu haben! Die Frau war sehr gut zu uns, trotzdem wir uns nicht einmal mündlich verständigen konnten. Sie gab uns dann noch heißen Kaffee und Cognac und Butterbrot.

Nachher ging ich mit meinen Lumpen zum Kompaniefeldwebel mit der Bitte um neue Kleider. Nachdem er sie nachgesehen hatte, gab er mir eine Bescheinigung, mich beim Bekleidungsamt einkleiden zu lassen. Dort bekam ich neue Hosen, Rock, Stiefel und Mütze. Dann ließ ich mir die Haare schneiden und mich rasieren. Darauf ging ich wieder in mein Quartier. Die Frau kannte mich gar nicht mehr. [...] Nun kam der Mann nach Hause. Er schien keineswegs über uns erfreut und betrachtete uns mit der unfreundlichsten

302 Richert 1989, S. 23f.

Miene der Welt. Da sagte ich, auf uns deutend: ‚Alsaciens‘; er aber glaubte es nicht. Wir zeigten ihm unser Soldbuch, worin unsere Heimatadresse eingetragen war. Nun wurde er schon etwas freundlicher. Nachher gab ich ihm mehrere Zigarren. Da war sein Widerstand gebrochen, und er holte sogar eine Flasche Wein. Da wir beide schon sehr müde waren, deuteten wir, daß wir schlafen möchten. Wir wären mit einer Welle Stroh zufrieden gewesen, aber wir mußten die Stiege hinauf, und die Frau zeigte uns ein gutes Bett in einem freundlichen Zimmer. Welche Freude für mich, in einem Bett schlafen zu können! Hatte ich doch in bald 4 Monaten nur eine einzige Nacht in einem Bett zugebracht. Wir schliefen bald ein, ich erwachte jedoch wieder, und es war mir unmöglich, die Füße ruhig liegen zu lassen. Ich glaubte, in den Füßen, welche wochenlang kalt und naß gewesen waren und nun richtig erwärmt wurden, Hunderte von Ameisen zu haben. Bald jedoch rann der Schweiß derart aus meinen Füßen, daß das Bettuch an der Stelle naß wurde. Nun konnte ich einschlafen. Wir blieben 14 Tage bei jener Familie, und wir wurden mit jedem Tag besser zueinander. Wir aßen zusammen, und manches Kaninchen mußte dran glauben. Wir brachten der Familie als Gegendienst neue Hemden, Unterhosen, Schnürschuhe, eine Menge Zigarren und Tabak und so weiter. Damals war von allem im Überfluß vorhanden. [...], M.S.]

Wir bekamen dann neue Ersatzmannschaften aus Deutschland, darunter auch eine Menge Freiwillige unter 20 Jahren. Nun hieß es wieder: ‚Marsch nach der Front!‘ Und mit Bedauern nahmen wir von unseren guten Wirtsleuten Abschied.³⁰³

Es wird deutlich, wie es den Soldaten gelingt, eine Beziehung zu den Quartiersleuten aufzubauen. Aufgrund der Sprachbarriere gestaltet sich dies zunächst schwierig. Türöffner sind wie beim ersten Beispiel Grundbedürfnisse wie Waschen, Essen und Schlafen sowie die elsässische Herkunft. Mit nicht nur symbolischen Geschenken wie Tabak und durch das gemeinsame Weintrinken wird die Beziehung gefestigt. Dadurch dass die Soldaten für die Quartiersleute Kleidung organisieren, gestalten sie die Beziehung eher symmetrisch. Für den Soldaten Richert ist das eine Selbstverständlichkeit, wie er beispielsweise auch requirierte Lebensmittel stets bezahlt. Die Unterbrechung liegt nun darin, dass die Soldaten die Würde ihrer Quartiersleute respektieren. In einer ähnlichen Situation wird diese Form der Fairness Richert aus einer misslichen Lage helfen, indem ihn nämlich eine französische Familie als Grippekranken pflegt, während ihm der eigene Militärarzt nicht helfen kann.³⁰⁴

303 Richert 1989, S. 77ff.

304 Vgl. Richert 1989, Nachwort, S. 362ff.

Dass Richerts Handeln zu einem nicht unwesentlichen Teil durch seine Bikulturalität geprägt ist und nicht immer durch einen eher „allgemeinen“ Humanismus, mag folgendes Beispiel zeigen, in dem Richert zwischen den Kriegsgegnern differenziert und seine humanitäre Geste auf die französischen Kriegsgefangenen konzentriert. Die Episode ereignete sich nach Richerts Angaben im Mai 1918:

„In Framerville befanden sich etwa 100 gefangene Franzosen und Engländer, die allerlei arbeiten mußten. Die Franzosen konnten die Engländer nicht leiden und beschuldigten sie, durch ihre Schuld sei der Krieg noch nicht zu Ende. Ich gab den Franzosen oft Zigaretten, wofür sie sich sehr bedankten.“³⁰⁵

Im Rahmen dieser Arbeit ist es von besonderem Interesse, wie solche Brücken zwischen gegnerischen Soldaten, zwischen „Feinden“, zustande kommen. So bedeutet Richerts elsässische Bikulturalität, die ihn oft eine solche Verständigungsbrücke finden lässt, in diesem Fall eine Distanz zu anderen Gruppen, im betreffenden Beispiel zu den englischen Kriegsgefangenen. Seine regionale Verbundenheit lässt ihn nationales oder gar nationalistisches Denken einerseits transzendieren. Andererseits bedeutet die regionale Prägung aber auch, dass diese Form von Verbundenheit nicht alle Menschen umfasst, sondern eine Begrenzung enthält. Die Brücke funktioniert eben nur zwischen Elsässer/innen und – durch die Bikulturalität des Elsasses – bedingt auch zu Französischen/Franzosen und Deutschen. Das soll nicht heißen, dass Richert nicht auch zu Menschen anderer Nationalitäten Brücken findet. Die elsässische Herkunft bleibt jedoch eine charakteristische. Als er sich endlich zur Desertion entschließt, ist es diese Verständigungsbrücke, die es ihm möglich macht, seine friedliche Absicht zu signalisieren und ihm so das Leben rettet. In seiner Schilderung wird aber auch deutlich, dass selbst die elsässische Herkunft in der Kriegssituation keine Garantie bietet, dass eine Verständigung zustande kommt. Wie im Begriff der Unterbrechung bereits enthalten, sind auch solche Brücken fragile Gebilde, die sich in einem Gewaltkontext, der gleichzeitig einen Kontext größten Misstrauens darstellt, bewähren müssen.

Richert ist mit zwei Kameraden desertiert und sucht nun Aufnahme bei den französischen Soldaten zu finden. Seine beiden Kameraden, die Französisch sprechen können, haben bereits einen Kontaktversuch unternommen, in dem sie auf ihre elsässische Herkunft verwiesen haben. Einer der Kameraden wird, als er den Kontakt herstellen will, verwundet. Nun wird Richert von den Franzosen auf Französisch angesprochen:

305 Richert 1989, S. 327.

„Ich sah hinauf. Da stand ein Franzose mit drohend erhobener Handgranate. Sofort ließ ich meine Pistole fallen, riß die Zeitung aus dem Ärmel in die Höhe, indem ich rief: ‚Alsacien, Deserteur!‘ Der Franzose rief: ‚Combien?‘ Das Wort verstand ich: Wieviel? Ich glaubte, ‚drei‘ hieße ‚treize‘, und schrie ‚Treize!‘ statt ‚trois‘. Der Franzose beugte sich nieder und suchte anscheinend 13 zu entdecken. Als er jedoch außer mir niemanden im Graben sah, schrie er nochmals: ‚Combien?‘, worauf ich ihm 3 Finger vor Augen hielt. Nun streckte er mir die Hand hinunter; schnell schnallte ich mein Koppel ab, ließ es zu Boden fallen, reichte ihm die Hand hinauf, er zog, und ich kletterte zum Graben hinaus. Gott sei Dank! dachte ich. Jetzt ist’s überstanden. Und nahm die Arme herunter. Der Franzose, der mir nicht recht zu trauen schien, sprang einige Schritte zurück und erhob wieder drohend die Handgranate. Wieder erhob ich beide Arme und wiederholte: ‚Alsacien, Deserteur!‘ Nun gab mir der Franzose freundlich die Hand und klopfte mir auf die Schulter. Wie glücklich ich in diesem Moment war, läßt sich nicht beschreiben.“³⁰⁶

Einige Zeit später wird Richert erneut auf die Probe gestellt, als er einem elsässischen französischen Offizier zunächst nicht im Dialekt antwortet:

„Plötzlich sagte der hinter mir gehende junge Offizier in einem mit starkem französischen Akzent gesprochenen Elsässerditsch: ‚Wü bisch dü har? (Wo bist Du her)? Ich antwortete unüberlegterweise in hochdeutsch. ‚Dü büsch a Schwob, dü resch net Dialekt.‘ [Schwob bedeutet im Elsässerdeutsch nicht ‚Schwabe‘ sondern ‚Deutscher‘.] Worauf ich antwortete: ‚Nei, ich bi vo St. Üal-ri bi Dammerkirk (Nein, ich bin von St. Ulrich bei Dammerkirk).‘ – ‚So, vo dort bisch,‘ meinte nun der Offizier. ‚Sag, wer isch denn Maire in Dannemarie [französischer Name Dammerkirchs]?‘ Das wußte ich beim besten Willen nicht. Ich sagte, ich wisse es nicht, sei bereits seit 5 Jahren von zu Hause weg und hätte dies alles vergessen. ‚E bien, wer wohnt denn an Krizstroß für a Buchbinder?‘ fragte er weiter. ‚Friahjer isch der Hartmann da gwohnt,‘ gab ich zur Antwort. ‚s stimmt,‘ sagte nun der Leutnant. ‚I bi scho mangmol z’ St. Ulrich durch, wenn mer als uff Seppois-le-Bas [Niedersept] marschiert sin.‘ Ich fragte ihn nun, ob St. Ulrich auch zerschossen sei. Er glaubte es nicht, konnte sich aber nicht mehr genau erinnern.“³⁰⁷

Hier wird der elsässische Dialekt lebensrettend für Richert, da er nur so die aufkommenden Zweifel der französischen Soldaten zerstreuen kann.

³⁰⁶ Richert 1989, S. 380.

³⁰⁷ Richert 1989, S. 382f.

Neben der elsässischen Herkunft bleibt als weitere Brücke, um auf die eingangs erwähnten Beispiele zurückzukommen, die Leistung humanitärer Hilfe als grenzüberschreitend akzeptierte Pflicht festzuhalten.

Im bereits ausführlich diskutierten Beispiel des Weihnachtsfriedens 1914 konnten zudem die Religion (das Fest Weihnachten), Musik, Sport, Tauschhandel, Familienfotos und andere Informationen über den „Zivilmenschen“ solche Brücken bilden.

2.1.1.3.3 Die Religion als Brücke bei „Feind“-Begegnungen an und hinter der Front

Was den Soldaten Dominik Richert angeht, hat er selbst ebenfalls einige Situationen festgehalten, in denen die Religion als Brücke wirkt. Wenn diese Situationen im Folgenden näher betrachtet werden, geschieht dies im Bewusstsein ihrer Ambivalenz. Die menschlichen Begegnungen im Krieg sind nie völlig frei von Eigennutz, weshalb es hier auch nicht darum gehen kann, diese pathetisch zu überhöhen. Interessant an den nun folgenden Beispielen ist jedoch, dass die Symbolsprache der Religion hier ein Verständigungsmittel über die (Sprach-) Grenzen hinweg schafft.

Noch unter den Vorzeichen des Bewegungskrieges trifft Richert auf einen schwerverwundeten Franzosen:

„Auf einmal erblickte ich etwas Rotes, etwa 20 m vor uns im Gebüsch. Ich machte mich schußfertig. Da sich das Rote nicht bewegte, gingen wir vorsichtig darauf zu. Vor uns lag neben einem Granatloch ein älterer Franzose, dem ein Bein beim Knie total abgerissen war. Mit einem Hemd war der Beinstumpf umwickelt. Der arme Mensch war schon ganz gelb im Gesicht vom Blutverlust und sehr schwach. Ich kniete mich neben ihn, machte seinen Tornister unter seinen Kopf und gab ihm aus meiner Feldflasche Wasser zu trinken. Er sagte ‚Merci# und deutete mir an den Fingern, daß er drei Kinder zu Hause habe. Der Arme dauerte mich sehr, aber ich mußte ihn verlassen, nachdem ich noch auf ihn deutete und sagte: ‚Allemand hospital.‘ Er lächelte schwach und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, daß dies für ihn nicht mehr in Betracht käme. Langsam schlichen wir nun bis zum jenseitigen Waldrand. Offiziersstellvertreter Bohn schickte mich mit noch einem Mann zurück mit der Meldung, daß der Wald frei sei. Beim Passieren des Verwundeten sah ich, daß derselbe den Rosenkranz in der Hand hielt und betete. Mit der einen Hand deutete er auf seine Zunge zum Zeichen, daß er Durst habe. Ich gab ihm den Rest Wasser aus meiner Feldflasche. Als wir etwa eine halbe

Stunde später mit der Kompanie vorbeikamen, lag er tot da, noch immer den Rosenkranz in der Hand haltend.³⁰⁸

Der verwundete, nicht mehr bedrohliche gegnerische Soldat gewinnt für Richert dadurch an Gestalt, dass er sich erstens in einer Notlage befindet, zweitens signalisieren kann, dass er drei Kinder hat, also Familienvater ist, dass er sich drittens über seinen nahen Tod nichts vormachen lässt und viertens den Rosenkranz betet, also ein religiöser Mensch, wohl ein gläubiger Katholik ist.

In einer anderen Situation, ebenfalls aus dem Bewegungskrieg 1914, ist es wiederum ein religiöses Symbol, dass eine Verbindung knüpft oder besser besiegelt. Eine junge Französin schenkt Richert und seinem Kameraden Zanger Marien-Medaillen, die die deutschen Soldaten an die gemeinsam durchgestandene Notlage erinnern sollen. Richert kennt sogar in der Rückschau noch den Namen der Französin. Auch sie wird so als Individuum kenntlich, wird für Richert aus der Anonymität und Flüchtigkeit der Kriegsbegegnungen herausgehoben.

„Um aus dem Artilleriefeuer zu kommen, nahmen Zanger und ich einen Verwundeten und schleppten ihn ins Dorf zurück, wo wir ihn zu den Ärzten trugen. Wir verkrochen uns dann in einem Keller, in dem von den Bewohnern des Hauses allerhand Lebensmittel aufgestapelt waren. In einer Ecke hockten ängstlich eine Frau und ein etwa 20jähriges Mädchen, die vor uns Angst hatten. Wir gaben ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie vor uns keine Angst zu haben brauchten. Wir lebten 3 Tage ganz gemütlich beisammen. Wir machten einen Ofen in dem Keller, das Ofenrohr zum Kellerloch hinaus, und nun kochten die beiden Frauen Hühner und Kaninchen, die wir abends im Dorfe holten. Das Dorf lag dauernd unter englischem Artilleriefeuer. Unser Haus bekam mehrere Treffer, und einmal flogen Backsteine die Kellertreppe hinunter. Am dritten Tag gegen Abend polterten Schritte hinab. Es war ein Leutnant, der Regimentsadjutant. ‚Ihr verfluchten Drückeberger, wollt ihr machen, daß ihr rauskommt!‘ schrie er uns an. Wir packten unsere Sachen zusammen. Das Mädchen namens Céline Copin gab uns zum Andenken noch einige Medaillen der heiligen Muttergottes. Auf der Straße standen etwa 60 Mann, die sich alle in den Kellern verkrochen hatten. Der Regimentsadjutant führte uns zum Regimentskommandeur, welcher uns eine gehörige Strafpredigt hielt, die uns aber ganz gleichgültig ließ. Unser Regiment war inzwischen etwa 5km vorgekommen.“³⁰⁹

308 Richert 1989, S. 54f.

309 Richert 1989, S. 65f.

In der folgenden Episode, die im Zusammenhang mit Kämpfen am Dnjestr steht, wird Richerts segnendes Kreuzzeichen zu einem vertrauensbildenden Signal, das ihn aber nicht daran hindert, seinen militärischen Auftrag auszuführen. Im Unterschied zu der gerade dargestellten Situation, wo Richert quasi eine Komplizenschaft mit den beiden Frauen eingeht, die in der gemeinsamen Flucht vor dem Kampfgeschehen begründet ist, ist in seiner folgenden Darstellung ein strategisches Eigeninteresse Richerts bedeutsam. So hat er den Auftrag, die Lage auszuspähen, und erhält durch die Dorfbewohnerin eine wichtige Information. Es gibt hier also deutlich divergierende Interessen. Freundlichkeit ist hier nicht einfach Nächstenliebe, sondern hat den Beigeschmack der Kollaboration sowie den der Angst und Rache. Die nachkommenden Soldaten finden dann im Dorf auch deshalb eine freundliche Aufnahme, da – nach Richerts Darstellung – die russischen Truppen Dorfbewohnerinnen vergewaltigt hatten und die deutschen Soldaten als „Befreier“ gesehen werden. Interessant bleibt jedoch, dass die Symbolsprache der Religion auch in dieser Episode eine Verständigung über Grenzen hinweg möglich macht.

Richert soll mit zwei Kameraden als Patrouille ein Dorf ausspähen:

„Von den Russen keine Spur. Da ging eine Haustür auf, eine Frau kam heraus. An einem Stock, den sie auf der Schulter trug, hingen 2 hölzerne Wasserbehälter. Sie ging zu dem neben uns stehenden Ziehbrunnen. Da wir uns an die Giebelwand lehnten, erblickte sie uns erst, als sie das Wasser heraufziehen wollte. Sie erschrak heftig, stieß einen Schrei aus, als ob sie schon an unseren Bajonetten hänge, ließ alles fallen und rannte wie besessen zur Haustür hinein, die sie sofort verriegelte. Ich ging nun um das Haus herum zur Hintertür, denn wir hätten gern von der Frau erfahren, ob noch Russen im Dorf seien. Als ich eben die Hand auf den Drücker legte, ging die Tür auf. Die Frau wollte allem Anschein nach mit einem kleinen Kind auf dem Arm durch die Hintertür entfliehen. Als sie mich sah, fiel sie vor Schreck in die Knie und hielt mir ihr Kind entgegen. Sie sagte etwas in ihrer Sprache, wahrscheinlich, ich sollte sie doch um des Kindes willen schonen. Um sie zu beruhigen, klopfte ich ihr freundlich auf die Schulter, liebte das Kind und machte demselben ein Kreuzzeichen, damit sie sah, daß ich auch ein Katholik sei wie sie. Dann zeigte ich auf mein Gewehr und auf sie und schüttelte den Kopf, um ihr zu zeigen, daß ich ihr nichts tun würde. Wie glücklich sie nun war! Sie erzählte mir eine ganze Menge, wovon ich kein Wort verstand. Ich mußte nun meine beiden Kameraden hereinrufen. Sie gab uns gekochte Milch, Butter und Brot. Wie uns das schmeckte! Ich fragte nun: ‚Moskali‘ und deutete durch das Fenster nach dem Dorf. Da ging sie nach der Uhr in der Stube, wo sie auf 12

Uhr zeigte und mit der Hand fortwinkte. Nun wußten wir, daß die Russen das Dorf nach Mitternacht verlassen hatten.“³¹⁰

Bis hierher wurde versucht, deutlich zu machen, dass in Richerts Kriegserinnerungen neben seiner elsässischen Herkunft in einigen Situationen auch die Religion, Richerts Katholizismus, eine Brücke schlagen kann, die von freundschaftsähnlichen Begegnungen bis hin zu strategischem Handeln eine breite Palette von Möglichkeiten bietet. Insbesondere das letztgenannte Beispiel aus dem Kontext der Ostfront sollte auch die Ambivalenz solcher Begegnungen zeigen. Die Frage, ob solche Begegnungen dann überhaupt eine Bedeutung hinsichtlich der Unterbrechung von Gewalt haben, lässt sich nicht vollständig von der Hand weisen. An dieser Stelle geht es mir aber zunächst einmal darum, Religion als einen Anknüpfungspunkt für die gegenseitige Verständigung herauszuarbeiten. Ob diese Verständigung dann tatsächlich gelingt oder gar unseren Vorstellungen von Freiwilligkeit so weit genügt, dass man hier sogar von einer Art „guter Beziehung“ sprechen kann, mag hier dahingestellt bleiben.

Ein letztes Beispiel aus Richerts Bericht mag die tiefe Verankerung religiöser Symbole im Unterbewusstsein einiger Soldaten im Ersten Weltkrieg ausdrücken. Ein intuitiv gemachtes Kreuzzeichen rettet einem deutschen Soldaten im Juni 1918 bei einem Gefecht das Leben, da es seinen englischen Gegner innehalten lässt, so etwas wie eine Tötungshemmung in Gang setzt. Die emotionale Distanz³¹¹ ist für einen Moment lang überwunden.

Der Rheinländer Panhausen, Ordonnanz beim Zugführer, muss mit letzterem zu einer anderen MG-Stellung:

„Plötzlich seien die Minen weiter zurückgeflogen und im selben Moment die Engländer vor ihm in den Graben gesprungen. Der eine hielt ihm das Bajonett an die Brust. Panhausen, der ein guter Katholik war und glaubte, sein letztes Stündchen sei gekommen, machte schnell das Kreuzzeichen und hielt dann die Hände hoch. Der Engländer deutete Panhausen, nochmals das Kreuzzeichen zu machen, was dieser auch tat. Der hinter dem ersten stehende Engländer wollte nun an diesem vorbei und Panhausen niederstechen. Er traf ihn an der Brust. Das Bajonett durchbohrte den Rock, die Hosenträger, das Hemd und ging etwa 1cm tief in den Körper. Panhausen wäre unbedingt durchbohrt worden, wenn nicht der am nächsten stehende Engländer den Stoß aufgefangen hätte. Die beiden Engländer kamen nun in einen Wortwechsel; der eine wollte Panhausen töten, der andere es nicht zulassen. Diesen Moment benützte Panhausen, um zum Graben hinauszuklettern und

³¹⁰ Richert 1989, S. 144f.

³¹¹ Vgl. Grossman 1996, S. 156ff.

rückwärts im Weizen zu verschwinden. Der Zugführer hatte sich sofort aus dem Staube gemacht. Panhausen glaubte auch, daß es viele Tote im Graben gegeben habe, denn er hatte viele Todesschreie gehört. ‚Ich bin sicher,‘ schloß er, ‚daß mir das Kreuzzeichenmachen das Leben gerettet hat.‘³¹²

2.1.1.3.4 Soldatentricks zwischen stiller „Drückebergerei“ und offener Verweigerung

Bei den bereits gemachten Ausführungen zu Formen und Motiven der Desertion im Ersten Weltkrieg wurde bereits auf die Unübersichtlichkeit des Kriegsgeschehens hingewiesen, die es einzelnen Soldaten möglich macht, sich von der Truppe oder zumindest vom Kampfgeschehen zu entfernen. Das folgende Beispiel zeigt, wie es Richert zusammen mit einem Kameraden gelingt, sich einer gefährlichen Gefechtssituation durch die Flucht in ein Versteck zu entziehen und nach dem Ende der Kampfhandlungen mit, auch wenn Richert hier möglicherweise etwas untertreibt, relativ geringen Konsequenzen zur Truppe zurückzukehren. Obwohl Richerts Handlung der bloßen Selbsterhaltung dient, verweist sie doch auf die Fähigkeit, sich nicht konform zu verhalten, die hier durch das eigene Überlebensinteresse bestimmt wird, gleichzeitig aber eine Grundvoraussetzung ist, sich im Falle des Falles auch gegen die Vorgesetzten bis hin zur direkten Konfrontation zu stellen, wie es Richert in der paradigmatischen eingangs zitierten Episode³¹³ aus humanitären Motiven getan hat.

„Der Dnjestr, etwa 100m breit, war bei Zurawno von einer hölzernen Brücke überquert, die von den Russen jedoch abgebrannt worden war. Jenseits des Flusses erhob sich ein langgestreckter, steiler Felshügel von ungefähr 80m Höhe; die Russen hatten drei Schützengräben dort angelegt: einen am oberen Rand, einer befand sich, in die Felsen gesprengt, am Abhang und der dritte unten am Fuße des Hügels.

Hinter einer Hecke gedeckt, beobachtete ich mit dem Glase des Unteroffiziers die russische Stellung. Es schien mir unmöglich, daß dieser Übergang ohne ungeheure Verluste auszuführen sei. Da ich absolut kein Verlangen danach hatte, zu ersaufen oder auf eine sonstige Art den vielgerühmten Heldentod zu erleiden, beschloß ich, mich zu drücken. Mit einem Kameraden, einem Rheinländer namens Nolte, schlich ich mich von der Kompanie weg. Wir beide versteckten uns hinter einem Hause in einem Holzwellenhaufen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Morgens, etwa um 8 Uhr,

³¹² Richert 1989, S. 353f.

³¹³ Vgl. 2.1.1.3.1.

ging plötzlich die deutsche Artillerie an, mit allen Kalibern die russischen Gräben mit Granaten und Schrapnells zu überschütten. Ich schaute um die Hausecke und sah, daß der von den Russen besetzte Felsenhügel einem Vulkan glich. Überall zuckten Blitze und schossen Rauchwolken in die Luft. Bald war der ganze Hügel in schwarzen Granatenrauch eingehüllt. Einige ganz in meiner Nähe platzende Schrapnells zwangen mich, meinen Beobachtungsposten zu verlassen und hinter dem Haus Deckung zu suchen. Nach etwa einer Stunde mischte sich in den Kanonendonner Gewehrgeknatter, welches uns sagte, daß der Angriff der Infanterie begonnen hatte. Da die russische Artillerie dauernd das Städtchen Zurawno beschloß, wagte ich nicht, das schützende Haus zu verlassen und den Verlauf des Kampfes zu beobachten. Nach etwa einer weiteren Stunde flaute das Feuer ab, und es wurden ganze Kolonnen russischer Gefangener zurückgeführt. [...] Am folgenden Morgen marschierten wir beide nach vorne, um unsere Kompanie wieder aufzusuchen, denn es wunderte uns sehr, wie es den Kameraden beim Angriff ergangen war. Die deutschen Pioniere hatten bereits wieder eine Brücke über den Dnjestr gebaut, die stark genug war, jede passierende Last zu tragen. Gleich jenseits des Flusses lagen tote deutsche Infanteristen auf den Wiesen herum. Man war eben damit beschäftigt, sie zu begraben. Sie wurden meist in die von der vorgehenden Infanterie gegrabenen Schützenlöcher gelegt und mit Erde zugedeckt. ‚Was meinst du, Richert‘, sagte mein Kamerad zu mir, ‚wenn wir uns nicht gedrückt hätten, wären wir vielleicht auch dabei!‘ [...], M.S.]

Wir marschierten mehrere Kilometer nach vorne. Da sahen wir auf einer Nebenstraße eine kleine Abteilung von etwa 30 Mann anmarschieren, geführt von einem Leutnant. ‚He, warten Sie mal!‘ rief er uns an. Wir blieben stehen. Der Leutnant fragte woher und wohin. Wir sagten, wir seien von unserer Kompanie abgekommen und im Begriffe sie aufzusuchen. ‚Kenne das schon!‘ schnauzte er uns an. ‚Ihr seid ebensolche verdammten Drückeberger wie diese Bande hier!‘ Wir mußten nun in die Kolonne eintreten und vorwärts ging’s. Der Leutnant lieferte uns am Abend bei der Kompanie ab, die eben dabei war, einen Schützengraben an einem Waldrand auszuheben. Ich dachte, daß wir gehörig ausgeschimpft werden würden, aber wir hatten diesmal verhältnismäßig Glück. Die Nacht verbrachten wir im Schützengraben. [...] Von den Kameraden erfuhr ich, daß die Kompanie beim Kampfe am Dnjestr etwa 30 Mann verloren hatte.“³¹⁴

Ebenfalls zum Selbstschutz zeigt Richert im folgenden Beispiel Mut gegenüber dem Vorgesetzten, wobei er seine Befehlsverweigerung geschickt mit einem Appell an die Vorbildsfunktion des kommandierenden Unteroffi-

³¹⁴ Richert 1989, S. 130ff.

ziers verbindet, der sich im Sinne seines eigenen Befehls aber nicht konsequenter erweist als der einfache Soldat.

„In der Gegend von Richebourg stießen wir das erstmal mit Engländern zusammen. In einem dreckigen Straßengraben sollten wir uns an sie heranschleichen. Bei einer Einfahrt auf die Äcker mußten wir über die Einfahrt springen, um jenseits davon wieder den Graben zu erreichen. Bald bemerkten uns die Engländer. Jeder, der den Sprung machte, bekam einen Hagel von Kugeln zugeschickt. Bald lagen mehrere Tote auf der Einfahrt. Die letzten fünf fielen alle. Nun war die Reihe an mir. Da es der sichere Tod gewesen wäre, weigerte ich mich, trotz des Lärmens der Vorgesetzten. Ein Unteroffizier gab mir den direkten Befehl, den Sprung zu machen. Ich sagte ganz kaltblütig zu ihm, er sollte mir's mal vormachen, wozu ihm auch der Mut fehlte. So blieben wir bis nachts liegen.“³¹⁵

Durch seine Widerständigkeit erreicht Richert eine Perspektivveränderung und gleichzeitig eine Umkehr des Rechtfertigungsdrucks. Anstelle der infrage stehenden „Tapferkeit“ bzw. Gehorsamsbereitschaft des einfachen Soldaten gerät nun der Vorgesetzte unter doppelten Rechtfertigungsdruck. Indem er nicht vorangeht, ergeben sich entweder Zweifel an seiner eigenen „Tapferkeit“ oder an dem militärischen Sinn seines Befehls und – damit gekoppelt – an seiner Führungskompetenz.

Neben dem in diesen Beispielen sichtbar gewordenen Mut zur offenen verdeckten oder offenen Nichtkonformität um des eigenen Überlebenswillens setzt Richert seine für einen Soldaten paradox klingende „Zivilcourage“ auch zum Schutze seiner Kameraden ein, wie das folgende, geradezu mustergültige Beispiel soldatischen Eigensinns im Sinne von Scotts „hidden transcripts“³¹⁶ zeigt: Richert, nun selbst Vorgesetzter, inszeniert mit seiner Mannschaft geradezu ein „Theaterstück“ des „So-tun-als-ob“, und wäre der Kontext des Krieges nicht bitterer Ernst, ließe sich mit gutem Recht von einer tragikomischen Situation sprechen. Indem Richert den riskanten Befehl des Vorgesetzten auf diese Weise unterläuft, schützt er seine Soldaten und sichert sich gleichzeitig deren Loyalität.

Der Kompanieführer, ein Leutnant, hat sich in einem Granatloch einen Extra-Unterstand errichten lassen:

„Abends mit dem Dunkelwerden mußten wir seine Befehle den anderen Maschinengewehren überbringen, was immer mit Lebensgefahr verbunden war. Am vierten Abend unseres Hierseins rief er mich in sein Loch hinunter.

³¹⁵ Richert 1989, S. 60f.

³¹⁶ Vgl. Scott 1990.

„Richert“, sagte er, „es ist ein Regimentsbefehl gekommen, wonach jede Nacht ein Maschinengewehr nach vorne, sich beim Infanteriekompanieführer dort melden und zwischen 12 und 2 Uhr 1500 Schuß Störungsfeuer auf die Straßenkreuzung hinter der englischen Front abgeben soll, denn man vermutet, daß dort ein reger englischer Verkehr herrscht des Nachts. Es ist am besten, Richert, Sie machen diese Nacht den Anfang.“ – „Das fehlt noch“, sagte ich, „es sind über 400m zurückzulegen bis zur vordersten deutschen Infanterie; daß man unterwegs ständig in höchster Lebensgefahr schwebt, wissen der Herr Leutnant so gut wie ich. Außerdem kann man im Dunkel Hals und Bein brechen in diesen Granatlöchern. Ich wollte nur, daß der, der den Befehl gegeben hat, ihn selbst ausführen müßte!“ – „Richert, werden Sie nicht ausfallend. Befehl ist Befehl. Mir wär’s auch lieber, Sie könnten hierbleiben. Aber da ist nichts anderes zu machen. Gehen Sie in Gottes Namen, und kehren Sie heil wieder zurück.“ Meinen Schützen, die das Gespräch gehört hatten, standen die Haare zu Berge. Jeder hatte Angst, von mir den Befehl zu erhalten mitzugehen. Da sagte ich ihnen leise etwas. Sofort waren alle getröstet. „Also fertigmachen!“ sagte ich laut, so daß es der Leutnant in seinem Loche hören konnte. „Den Schlitten lassen wir hier, ich trage das Maschinengewehr, Keßler die Hilfslafette [provisorisches Untergestell für das MG] und einen Kasten Munition, Thomas die beiden anderen Munitionskästen, macht zusammen 1500 Schuß, die verlangte Zahl. Fertig! Also in Gottes Namen los!“ Wir kletterten zum Loch hinaus und gingen einfach in das nur 4m entfernte Loch zu der Besatzung des Maschinengewehrs Krämer. Sofort erzählte ich ihm die Sache. „Du wärst ja jeck, wenn du gingst! Diese Sauköpfe können uns am A---- ----! Die solln selber hinjohn“, sagte Krämer. Wir zogen die 1500 Schuß aus den Gurten, und ich warf sie in ein Granatloch und scharfte sie zu. Dann schwärzte ich mit einer Kerze den Rückstoßverstärker vorne am Lauf des Gewehrs, so daß er aussah, als ob geschossen worden wäre. Nun blieben wir fast 3 Stunden im Loch bei Unteroffizier Krämer. „Morgen nacht komm ich dran“, sagte Krämer. „Wir setzen uns einfach ins erste beste Granatloch.“ – „Oh“, sagte ich, du kannst ruhig in deinem Loch bleiben, denn dieser Feigling von Leutnant hat doch nicht den Mut, von seinem Loch die 5 Schritte über die Deckung zu machen, um nachzusehen, ob ihr wirklich gegangen seid.“ Alle paar Minuten wurde das Feld von englischen Maschinengewehren abgestreut, und zing-zing-zing zischten die Kugeln über die Löcher: „So, jetzt springen wir in das Loch zurück, für das Weitere laßt mich sorgen. Mit dem Leutnant werde ich schon fertigwerden.“ Also nahm ich das MG, Keßler und Thomas die leeren Munitionskästen, und dann sprangen wir in unser Loch; dabei keuchten wir, als ob wir uns halbtot gelaufen hätten. Wir warfen das Gerät hin. Da erhob sich der Leutnant. „Seid ihr alle zurück?“ – „Ja“, sagte ich. „Aber ich sage dem Leutnant freiheraus, daß ich dies nicht mehr machen werde. Ein Wunder ist es zu nennen, daß wir alle drei zurückgekommen sind,

denn mehrmals zischten uns die Maschinengewehrkegel haarscharf um die Ohren, und im Dunkel hätte man sich gut verlaufen können, um bei den Engländern zu landen, log ich. ‚Na, die Hauptsache ist, daß ihr wieder zurück seid. Ich fürchtete schon, es sei Ihnen was passiert.‘ Ich dachte: Wenn der wüßte! Meine Besatzung, die mir immer treu ergeben war, hielt nun noch größere Stücke auf mich, da ich ihr Leben – und natürlich auch meins – soviel wie irgend möglich nicht der Gefahr aussetzte.“³¹⁷

Auch in diesem Beispiel versucht Richert zunächst dem Vorgesetzten durch eine Perspektivänderung die Problematik des Befehls aufzuzeigen und ihn so in die Pflicht zu nehmen. Dazu beitragen, dass es in diesem Fall nicht zu einer offenen Nichtausführung des Befehls kommt, mag in diesem Fall, dass der Vorgesetzte in der Gehorsamspflicht des von höherer Stelle erfolgten Befehls steht und für sich eine komfortable Möglichkeit hat, sich der Gefahr selbst zu entziehen.

Dass sich solchermaßen verdeckte oder offene Befehlverweigerungen auf einem schmalen Grat zwischen erfolgreichem Überlebensmut und riskanter Tollkühnheit bewegten, vor allem, wenn man ein hohes Maß an Willkür in den möglichen Sanktionen in Betracht zieht, wird an der folgenden von Richert berichteten Episode deutlich.

Ein junger Soldat ist einziger Überlebender eines „MG-Nests“ und schließt sich darauf einer anderen Besatzung seines Zuges an. Als er nach zwei Tagen in Ruhe wieder an die Front geschickt wird, obwohl die Mehrzahl der Mannschaften der Kompanie dort noch nicht eingesetzt ist, protestiert er:

„Der junge Berliner sagte zu seinem Feldwebel, er sei noch nicht an der Reihe; er gehe erst wieder nach vorne, wenn er der Reihe nach wieder drankäme. Damit hatte er eigentlich ganz recht. Nur schien er vergessen zu haben, daß er ein willenloses Werkzeug des preußischen Militarismus war. ‚Also verweigern Sie meinen Befehl‘, sagte der Feldwebel. ‚Ich gehe, wenn wieder die Reihe an mir ist‘, gab der Berliner zur Antwort. Auch dem Kompanieführer sagte er dasselbe. Er wurde weitergemeldet. Das Divisionskriegsgericht trat zusammen und verurteilte den armen Jungen zum Tode durch Erschießen, wegen Verweigerung eines Befehls vor dem Feind. Das Urteil wurde am folgenden Tag vollzogen. Dieser arme Junge war von den Großen als abschreckendes Beispiel benutzt worden, denn sie bemerkten, daß die meisten Soldaten nur mit Widerwillen den Befehlen Folge leisteten.“³¹⁸

³¹⁷ Richert 1989, S. 334ff.

³¹⁸ Richert 1989, S. 345f.

2.1.1.3.5 Richerts langer Weg zur Desertion in der Nacht vom 23.-24.07.1918

Nachdem durch das bisher Gesagte verschiedene Verständigungsbrücken in Gestalt der elsässischen Bikulturalität und der Religion in den Blick genommen und in Form von „Soldatentricks“ der Handlungsspielraum der Soldaten im Unterlaufen der militärischen Hierarchie aufgezeigt wurde, sollen im Folgenden noch einmal Richerts Schritte zu seiner letztendlich gelungenen Desertion einer genaueren Betrachtung unterzogen werden. Letztlich deutet sich sein Entschluss an mehreren Stellen bereits an. Dass aber die Desertion zunächst nicht gelingt, zeigt die Schwierigkeit und das Risiko dieses Schrittes. Gleichzeitig wird deutlich, dass der Weg aus dem Krieg letztlich nur die Spitze einer Kette von riskanten, nicht-konformen Handlungen darstellt. Selbst eine ausnehmend integre und in diesem Sinne auch mutige Haltung bietet keine Gewähr, einen Weg aus der Zwangslage, gegen die eigene Überzeugung Teil der Kriegsmaschinerie zu sein, heraus zu finden. Während ein ziviles Leben vergleichbare Dilemmata nur als Grenz- und damit Ausnahmesituationen kennt, schafft die akute Bedrohungslage des Krieges immer wieder aufs Neue Notlagen, in denen eine in Sekundenbruchteilen erfolgende oder nicht erfolgende Reaktion über Leben und Tod entscheidet. Zur Verdeutlichung mag sich der Leser bzw. die Leserin vor Augen führen, welchen Aufwand es für den Soldaten im Krieg bedeuten würde, etwas zu tun, was im Zivilleben quasi vorausgesetzt wird: nicht töten zu müssen.

Schon ungefähr ein Jahr vor Richerts Desertion plant er 1917 einen Versuch zusammen mit einem elsässischen Kameraden. So trifft Richert nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub an die Front Emil Winninger aus seinem Heimatdorf:

„Dem Emil war dieses elende Hungerleben auch sehr verleidet, und wir entschlossen uns, zu den Russen überzugehen, da mir von zu Hause mitgeteilt wurde, daß mehrere Bekannte aus der Heimat, die als deutsche Soldaten in russische Gefangenschaft gekommen waren, sich nun in Frankreich befanden, also daß die von den Russen gefangenen Elsaß-Lothringer nach Frankreich transportiert würden. Emil lag einige Kilometer weiter vorne auf einer vorgeschobenen Feldwache. Er zeichnete eine Skizze auf ein Blatt Papier, damit ich den Weg nicht verfehlen sollte.“³¹⁹

Richert lässt sich nun beim Kompaniefeldwebel für den kommenden Tag einen eintägigen Urlaubsschein ausstellen, indem er vorgibt, einen Cousin zu besuchen:

³¹⁹ Richert 1989, S. 271.

„Ich kaufte in der Kantine eine Flasche Rheinwein, um uns Mut anzutrinken, und 100 Zigaretten, um sie den Russen bei unserer Ankunft zu verteilen, damit sie uns nichts tun sollten.“³²⁰

Richert verabschiedet sich noch von seinem Lothringer Kameraden Alfred Schneider, wird dabei aber von einem Feldwebel beobachtet.

„Mein Nachtquartier war oben über einem Stall unter dem Strohdach, in einem früheren Hühnerstall, den ich mit mehreren Kameraden teilte. Als ich glaubte, daß alle eingeschlafen waren, stand ich leise auf, zündete eine Kerze an, zog noch ein zweites Paar Unterhosen an, ebenso ein zweites Hemd und steckte ein Paar Strümpfe in meine Rocktasche. Dies hatte ein Rheinländer namens Geier beobachtet, dies erfuhr ebenfalls der Feldwebel. Als ich morgens in der Frühe eben die Leiter herabsteigen wollte, um hinunter und zu Winninger Emil zu gehen, kam der Kompanieschreiber Krebs und sagte: ‚Richert, du sollst heute hierbleiben!‘ Sofort merkte ich, dass etwas nicht in Ordnung war, sagte dann aber ganz harmlos: ‚So bleibe ich eben hier.“³²¹

Richerts Kamerad Schneider wird wegen des Abschiednehmens verhört, deckt ihn aber durch die klug gewählte Ausrede, es sei nur ein scherzhafter Abschied gewesen.

„Trotzdem merkte ich am Blick des Kompaniefeldwebels, daß er mir nicht recht traute und immer einen Verdacht auf mich hatte. Ich stellte mich so harmlos wie möglich und machte meinen Dienst genau wie früher.“³²²

Beim Löhnungsappell nimmt der Kompaniefeldwebel noch mal indirekt auf den Vorfall Bezug, Richert gelingt es jedoch, sich nichts anmerken zu lassen, und der Feldwebel wird in seinem Verdacht unsicher.

Richert ist sozusagen noch mal „davongekommen“. Eine weitere Möglichkeit zur Flucht bietet sich ihm aber zunächst nicht.

Ende April 1918 rückt dann das persönliche Kriegsende für Richert in greifbare Nähe. So hofft er auf eine Gefangennahme durch englische Soldaten. Richert liegt gerade mit seinem Maschinengewehr in der Kampflinie in Stellung:

„Immerfort sausten die englischen Granaten heulend über uns, um hauptsächlich in der Sperrfeuerlinie zu platzen. Ich schlief nun im Loch ein. Ein

320 Richert 1989, S. 271.

321 Richert 1989, S. 272.

322 Richert 1989, S. 272f.

Mann mußte dauernd wachen und hie und da nach vorne beobachten. Plötzlich wurde ich von einem prasselnden Granathagel aufgeschreckt. Aha, dachte ich, Vorbereitungsfeuer für den Gegenangriff. Wir hatten noch ziemlich Glück, denn bei uns platzten nur wenige Granaten. Sie zischten knapp über uns hinweg, um etwas weiter hinten einzuschlagen. Tz-tz-tz, zischten eine Unmenge MG-Geschosse über uns, so daß keiner von uns wagte, den Kopf zum Beobachten zu heben. Als das MG-Feuer nachließ, schoß ich eine Leuchtkugel ab und beobachtete das vor mir liegende Gelände. Ich glaubte, daß sich an mehreren Stellen etwas bewegte, und schoß noch einige Leuchtkugeln ab. Im selben Moment hörte ich schon von links und rechts rufen: ‚Sie kommen! Sie kommen! Alarm!‘ Und wirklich. Nun wimmelte alles vor uns von Engländern. Die ersten waren vielleicht noch 150m entfernt. Ängstlich gebückt sprangen sie von Loch zu Loch. Was sollte ich machen? Schießen? Wenn ich genau einrichtete, würden mindestens 30, 40, 50 dieser armen Menschen getroffen. Ich faßte rasch den Entschluß, nicht zu schießen und mich bei ihrem Herankommen zu ergeben. Ich sprang ans Gewehr, lud einen Gurt, drückte auf die Deckfeder, nahm mit der linken Hand eine Prise Erde und streute sie unauffällig in den Mechanismus des Maschinengewehrs; dann drückte ich los. Die im Lauf befindliche Patrone ging los, dann war Schluß. Die Gleitvorrichtung war durch das bißchen Erde an den Bewegungen gehindert. ‚Was machen wir nun?‘ fragten ängstlich die Schützen. ‚Hände hoch, wenn sie kommen!‘ sagte ich. ‚Pistolen raus!‘ kommandierte ich nun. ‚Im Falle, daß sie uns massakrieren wollen, verteidigen wir uns mit den Pistolen, so lange es geht.‘ Dann schnallten wir das Koppelzeug ab und warfen es hinter uns ins Loch. Da kam Feldwebel Bär gekrochen: ‚Richert, Nicki, Mensch, warum schießt du nicht?‘ – ‚Hemmung‘ antwortete ich. ‚Wir haben abgeschnallt.‘ – ‚Es wird das beste sein,‘ meinte der Feldwebel, schnallte ebenfalls ab und warf sein Koppelzeug auf das unsere. Von 100 Leuchtkugeln war die Nacht nun taghell erleuchtet. Viele rote Leuchtkugeln, die das Sperrfeuer der deutschen Artillerie anforderten, stiegen nun kerzengerade in die Höhe. Viele leichte und schwere Maschinengewehre und Infanteristen hatten das Verteidigungsfeuer aufgenommen. Nun sausten die deutschen Granaten über uns und schlugen bei den Engländern ein. Die Engländer, die große Verluste erlitten, verkrochen sich nun in den Granatlöchern, und wir mußten unser Koppel wieder umschnallen. In diesem Moment hatte ich eine Wut gegen die Engländer, weil sie uns nicht geholt hatten. Trotz der Dunkelheit reinigte ich nun das MG, damit niemand sehen konnte, daß sich Erde darin befand. Dann lud ich und ließ einen Gurt durchrattern. Nachher schliefen wir bis gegen Morgen im feuchten Loche.“³²³

323 Richert 1989, S. 310f.

Die Episode gibt schon einen recht deutlichen Eindruck von den Schwierigkeiten, dem Kriegsgeschehen zu entkommen.

Die gesamte Dramatik des Krieges tritt dann noch einmal hervor, als Richert nach einem langen Weg des Sich-Behauptens als Pazifist in der Uniform in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli 1918 schließlich der ersehnte Schritt der Desertion gelingt und für ihn der Krieg mit der Gefangennahme durch französische Soldaten endet. Seine Desertion von der Front aus erfordert eine detaillierte Vorbereitung. Schon die subversive Verständigung mit Kameraden über das Vorhaben ist hoch riskant. In der Folge initiiert Richert einen Diebstahl von Munitionskästen, um in der Wiederbeschaffung des Verlustes, der für seinen Vorgesetzten peinlich ist, einen Vorwand zu finden, zusammen mit einem Kameraden in die vordersten Linien zu kommen. Ein weiterer Kamerad, der als Horchposten eingesetzt ist, schließt sich den beiden an. An der Front angekommen stehen die Deserteure vor der Schwierigkeit, von der Feldwache in die Horchpostenstände zu kommen.

Im Folgenden gebe ich Richerts eigene Schilderung des dramatischen Geschehens wieder:

„Wir unterhielten uns eine Weile mit dem Unteroffizier, dann wollten wir noch die etwa 30 Schritte weiter vorne liegenden Horchpostenstände sehen. Beck und ich gingen da hin. Unauffällig folgte Pfaff, mit dem wir noch kein Wort gewechselt hatten. Die Horchposten waren noch nicht aufgezogen. Die Horchpostenstände waren mit einem wirren Stacheldrahthindernis umgeben. Beck und Pfaff wollten eben die Beine heben, um durch den Draht zu gehen, als ich hinter uns im Graben Schritte hörte. ‚Psst,‘ machte ich leise. Und sagte dann laut: ‚Hier kommt keiner an die Horchposten ran‘ und sprang wieder in den Horchstand hinunter. Beck und Pfaff folgten. Wir unterhielten uns mit dem Unteroffizier und gingen zur Feldwache zurück. Nun besetzten 2 Horchposten ihre Plätze. Plötzlich erschien der Oberleutnant der 5. Kompanie, zu der die Feldwache gehörte, um zu revidieren. ‚Wer ist denn das hier?‘ fragte er barsch, als er mich und Beck stehen sah. Ich stand still und meldete: ‚Wir sind 2 Unteroffiziere der S. M. G. [der schweren Maschinengewehre] und wollen uns mal die Lage der Feldwache ansehen; im Falle, daß der Feind angreifen sollte, daß wir den Mannschaften der Feldwache nicht in den Rücken schießen.‘ – ‚Schön, gut,‘ sagte nun der Oberleutnant. ‚Wenn alle Soldaten dasselbe Interesse hätten wie Sie, wäre die Sache wohl schon längst geschmissen! Ich dachte: Wenn du wüsstest und unsere Absichten kenntest!‘

Beck und ich gingen in den Laufgraben, der zur Hauptstellung führte. Wir beide waren überzeugt, dass heute Nacht nichts zu machen wäre. Nun kam Pfaff hinterhergelaufen, raunte: ‚Alle denn los!‘ – und schon war er zum Laufgraben hinaus und in dem hohen Gras verschwunden. Wir beide kletterten nach und Pfaff, der in einem alten Granatloch auf uns wartete. Wir befanden

uns zwischen zwei Drahtverhauen. Der hinter uns sich befindende deckte uns gegen die Posten in der Hauptstellung. Wir krochen den vorderen Drahtverhau entlang und fanden endlich eine Bresche, die von zwei hintereinander eingeschlagenen Granaten herrührte. Dort krochen wir durch den Drahtverhau. Schon gab es einige Risse in den Kleidern. Nun krochen wir auf allen vieren weiter, kamen durch einen tiefen alten Graben und blieben dann hinter einem Erdhaufen liegen. Hier schworen wir uns leise zu, keiner den anderen zu verlassen, komme, was wolle. Ich erhob einen Moment den Kopf und sah etwa 30 Schritte links von uns die beiden Baumstümpfe, die ich direkt vom Horchpostenloch vor mir gesehen hatte. Also befanden wir uns kaum 30 Schritte rechts von den Horchposten. Ich sagte dies leise zu Pfaff. ‚Wir müssen näher an den Horchposten ran‘, sagte er. ‚Denn dort befindet sich ein Gang durch den breiten Drahtverhau, wo die oberen Drähte durchgeschnitten sind, damit die Patrouillen durchkönnen [sic!, M.S.].‘ Herrgott, wie wird das werden! dachte ich. Also krochen wir noch einige Meter nach links, dem Horchposten zu. Richtig, da fanden wir den im Drahtverhau befindlichen Gang. Pfaff richtete sich auf und ging gebückt durch den Verhau. Als er bald drüben war, hörte ich plötzlich kaum 20 m vor uns die Horchposten sprechen, und päng-päng knallten 2 Schüsse. Wir waren entdeckt! Pfaff war bereits jenseits des Verhaus verschwunden. Nun erhob sich Beck und überwand so schnell wie möglich das Hindernis. Vier Schüsse wurden auf ihn abgegeben. Auch er verschwand jenseits dieses Hindernisses. Nun kroch ich in die Lücke hinein. Da jedoch nur die oberen Drähte durchgeschnitten waren, blieb ich hängen, mußte mich oft mit den Händen losmachen. Als ich etwa die Mitte des Verhaus erreicht hatte, hing ich überall im Draht fest. Sobald ich mich bewegte, knirschte der Draht um mich herum. Was tun? Durchkriechen ging nicht. Stand ich auf, lief ich Gefahr, erschossen zu werden, da die Horchposten bereits auf die Stelle aufmerksam geworden waren. Ich wurde ziemlich aufgeregt, löste mich vom Draht los, so gut wie ich konnte, sprang mit einem Ruck auf. Krack gab's Löcher in Hosen und Rock. Kaum daß ich mich erhoben hatte, knallten 2 Schüsse. So schnell ich konnte, bewegte ich mich vorwärts, und in dem Moment, als ich mich jenseits des Verhaus zu Boden warf, knallte ein Schuß. Auf allen vieren lief ich, so schnell ich konnte, den niedergetretenen Grasspuren nach, hielt einen Moment an und rief leise: ‚Beck! Pfaff!‘ Einige Schritte vor mir hielten sie den Arm mit Mütze in die Höhe. So schnell wie möglich kroch ich zu ihnen. Schnell erkundigten wir uns gegenseitig, ob keiner verletzt worden war.

Alle waren noch heil, außer einigen Rissen, die jeder vom Draht bekommen hatte. Pfaff sagte: ‚Wir müssen so schnell wie möglich machen, dass wir wegkommen! Denn jedenfalls nimmt der Oberleutnant jetzt die Feldwache, um uns wieder einzufangen.‘ Gefangennehmen hätten wir uns auf keinen Fall lassen, denn sonst wären wir sowieso standrechtlich erschossen worden. In diesem Falle hätten wir uns gegen unsere Soldaten auf Leben und Tod wehren

müssen. Wir kletterten noch durch drei breite Drahthindernisse, die Uniformen waren schon elend zerrissen. Auch brannten die durch den rostigen Stacheldraht verursachten Hautrisse. Nun kamen wir in einen alten Graben, der in Richtung Franzosen lief. Dieser wurde immer tiefer und hörte plötzlich auf; wir befanden uns in einem Sack. Schnell stellte ich mich mit dem Rücken an die Wand, Pfaff stellte sich auf meine zusammengefalteten Hände, dann auf meine Schultern, hielt sich oben am Grase fest und kletterte hinaus. Nun folgte Beck. Ich streckte nun meine Hände in die Höhe, während ich mit den Beinen nachhalf. Sofort ging es weiter. Wir überkletterten noch zwei weitere schmale Drahthindernisse und sahen dann unter uns das zusammengeschossene Dorf Régnieville liegen. Bis zum Dorf befand sich kein Hindernis mehr. Die Gefahr von rückwärts hatten wir nun überstanden; nun kam die Gefahr vorne.

Da Beck und Pfaff französisch sprachen, riet ich ihnen, die in den Ruinen stehenden französischen Vorposten anzurufen. „Das geht nicht, sonst hört der uns verfolgende Oberleutnant, wo wir sind!“, Also liefen wir den Abhang hinunter den Ruinen zu. Jeden Augenblick befürchtete ich, daß es in den Ruinen aufblitzen würde und wir getroffen würden. Nichts von all dem geschah. Wir kamen in die Ruinen; alles totenstill, nichts regte sich. Wir horchten noch eine Weile; nichts, gar nichts. Pfaff sprang nun in einen alten Laufgraben, der um die Kirche herumführte. Er sprang auf ein im Graben liegendes Stück Wellblech, was einen Heidenlärm verursachte. Wieder horchten wir; alles still. Da fing die französische Artillerie zu schießen an. In hohem Bogen flogen die Geschosse über uns hinweg, um dann hinter den deutschen Stellungen einzuschlagen. Vor Aufregung und vom Laufen waren wir alle naßgeschwitzt, denn es war eine laue, helle Sommernacht, und der Mond beleuchtete nun alles fast taghell. Vorsichtig gingen wir den Laufgraben entlang, der in Richtung der französischen Stellung führte und langsam bergan stieg. Immer wieder blieben wir stehen und horchten. Nichts war zu hören als einige Infanterieschüsse oder das Rattern eines Maschinengewehrs irgendwo hie und da in der Nähe und in der Ferne einzelne Kanonenschüsse. Es war sehr unangenehm, daß wir nicht wußten, wer vor uns lag oder wo sie lagen. Also gingen wir vorsichtig weiter, immer wieder stehen bleibend, um zu horchen. Wir kamen an alten Stollen und Unterständen vorbei, die uns finster entgegengähnten. Nun kamen wir zu einer Stellung, die sich mit dem Laufgraben kreuzte. An einem Pfahl war eine Tafel angebracht, doch war es nicht hell genug, um das Daraufgeschriebene lesen zu können. Ich leuchtete mit meiner Taschenlampe in den Graben. Da sahen wir an den vielen Fußspuren, daß der Graben oft passiert wurde. Wir gingen weiter und kamen nochmals an einer Stellung vorbei, die ähnlich der vorigen den Laufgraben kreuzte. Pfaff meinte: „Ich glaube bestimmt, daß wir durch die französischen Infanteriestellungen durch sind und daß hier kein Posten gestanden hat.“ – „Glaub das nur nicht!“ antwortete ich leise. Ich bat die beiden nun doch die Franzosen oder wer sich sonst auf der Stellung befinde, anzurufen. Immer

noch getrauten sie sich nicht zu rufen aus Furcht vor den uns verfolgenden Deutschen. Die Pistole schußfertig in der Hand, gingen wir vorsichtig weiter. Nun kamen wir zu einem im Graben liegenden spanischen Reiter. So wurden die um ein hölzernes Gestell gezogenen transportablen Drahthindernisse genannt. Nun war ich überzeugt, daß wir dicht bei den Franzosen sein mußten. Wir arbeiteten uns an dem Hindernis vorbei. Einige Schritte weiter lag im Graben ein röhrenartiges Gestell, mit glattem Draht umwunden. Wir krochen auf allen vieren, einer nach dem anderen, hindurch. Dabei streiften unsere Rücken oben am Draht hängende leere Konservenbüchsen, die dann gegeneinander-schlugen [sic!, M.S.) und ein klingendes Geräusch verursachten. Das war sicher das Alarmsignal für die französischen Posten. Ich sagte nochmals leise zu meinen Kameraden, sie sollten um Himmels willen die Franzosen anrufen. Noch immer wollten sie nicht und gingen weiter, stellten sich hinter die nächste Schulterwehr und horchten. Ich befand mich noch einige Schritte hinter ihnen und sah plötzlich oben links neben dem Graben einen Franzosen aufspringen, jenseits der Schulterwehr über den Graben setzen und zurücklaufen. Sofort dachte ich: Das war der Horchposten, der nun die Feldwache alarmieren geht. Ich sprang zu den beiden und rief halblaut: ‚Ruft jetzt, ich habe einen Franzosen zurücklaufen sehen!‘ Wir drei waren sehr aufgeregt in diesem Moment. Eben wollten die beiden rufen, als Schüsse kurz vor uns knallten und die Kugeln hinter uns in den Graben schlugen. Nun schrien [sic!, M.S.] die Franzosen etwas, indem sie immerfort knallten. ‚Wir sind drei Elsässer‘, schrien nun Beck und Pfaff auf französisch, ‚die zu euch wollen! Vive la France! Aber in dem nun einsetzenden tollen Geschieß konnten die Franzosen ihre Worte nicht verstehen. Pfaff, der eine unglaubliche Courage hatte, ging nun um die Schulterwehr herum und den Franzosen entgegen. Beck wollte folgen. Im selben Moment hörte ich einen kleinen Knacks. Dieser Knacks rührte von der Feder her, die beim Verlassen einer Handgranate aus der Hand springt. ‚Beck!‘ rief ich. ‚Bleib stehen! Sie haben eine Handgranate geworfen!‘ Und riß ihn hinter die Schulterwehr in Deckung. Bums, krachte die Handgranate jenseits der Schulterwehr. Im selben Moment noch einmal. Bums. Eine zweite Handgranate war geplatzt. Da hörten wir einen Aufschrei von Pfaff. Jedenfalls war er getroffen. Der Rauch der Handgranaten kam nun um die Schulterwehr herumgezogen und hüllte uns vollständig ein. Als ich mich umsah, war Beck verschwunden. Jedenfalls war er um die Schulterwehr gegangen. Eben wollte ich auch um die Schulterwehr gehen, als ich von oben auf französisch angerufen wurde.³²⁴

Es schließt sich die noch einmal brenzlige Verständigungsszene an, die oben bereits zitiert wurde.³²⁵ Dann ist der Krieg für Dominik Richert vorbei.

324 Richert 1989, S. 374-380.

325 Vgl. Abschnitt 2.1.1.3.2.

2.2 Beispiele aus dem Zweiten Weltkrieg

2.2.1 Heinrich Böll – Aufzeichnungen eines „unsoldatischen“ Soldaten

2.2.1.1 Vorbemerkungen zur Quelle und zu Bölls Biographie

Die Soldatenbriefe des Schriftstellers und Literaturnobelpreisträgers Heinrich Böll sind für die historische Forschung ein besonderer Glücksfall, da in ihnen ein literarisch begabter junger Mannschaftssoldat und Kriegsgegner, der den Krieg über nicht in den Unteroffiziersrang aufgestiegen ist, Zeugnis gibt von seinem Erleben, das vor allem ein Leiden am Krieg ist. Durch die fast tägliche Korrespondenz ist zudem ein äußerst umfangreiches Konvolut von 878 veröffentlichten Briefen erhalten.

Sie liegen in einer zunächst 2001³²⁶ von Jochen Schubert kommentierten edierten Ausgabe vor. Zudem hat James H. Reid die Briefe in seinem Nachwort weiterführend erschlossen.

Unter den Autor/innen, die sich mit den Briefen auseinandergesetzt haben, ist zunächst einmal Rupert Neudeck zu nennen.³²⁷ Neben einigen kritischen Einwänden, was die Edition der Briefe angeht³²⁸, würdigt Neudeck die „fast formlose[... M.S] Unmittelbarkeit“³²⁹ mit der die Briefe den Kriegs- bzw. Soldatenalltag festhalten. In der Folge arbeitet Neudeck die alles „durchdringende“ Kriegswirklichkeit, Bölls in den Briefen dokumentierte „subversive Grundhaltung“³³⁰, seine Empfänglichkeit für „das fragile Wunderbare im Alltag“³³¹ und seine eigene Form der Religiosität heraus.

In ihrer detailreichen Studie „Leutnant der Wehrmacht Peter Stölten in seinen Feldpostbriefen. Vom richtigen Leben im falschen“³³² zieht Astrid Irrgang die Böllbriefe vergleichend heran. Ihr geht es darum, die unterschiedlichen Wege zweier Wehrmachtssoldaten sichtbar zu machen, die unter anderem in ihrer künstlerischen Begabung und Interesse an Bildung Gemeinsamkeiten teilen, gleichzeitig aber auch beispielsweise von der familiären Herkunft her unterschiedliche Prägungen mitbringen. Im Ver-

326 Böll 2001. Ich zitiere aus der 2003 erschienenen Taschenbuchausgabe, die dieser Ausgabe folgt, vgl. Böll 2003.

327 Vgl. Neudeck 2002.

328 Vgl. Neudeck 2002, S. 239.

329 Neudeck 2002, S. 241.

330 Neudeck 2002, S. 242.

331 Neudeck 2002, S. 244.

332 Irrgang 2007.

gleich zu Böll tritt Stölten Irrgang zufolge als „ein für seine Zeit vorbildlicher Soldat“³³³ hervor, der sich

„ohne irgendeine Sympathie zum Nationalsozialismus – von dem ‚falschen‘ Regime hat in Anspruch nehmen lassen und sich seinem Dienst auch dann nicht zu entziehen bemühte, als er die schrecklichen Ausläufer und Verfehlungen des Regimes im Felde erlebte.“³³⁴

Bölls Briefe stehen demgegenüber in einem deutlichen Kontrast, auf den bei der folgenden Analyse noch einzugehen sein wird. Bei manchem Diskussionsbedarf im Detail ist Irrgangs Resümee doch überzeugend, wenn sie feststellt:

„Böll und Stölten sind beispielhaft für die unterschiedliche Geisteshaltung, aus der heraus der einzelne Soldat sich dem Kriegsgeschehen unterwirft. Aus dieser Nahsicht verliert auch die so monolithisch erscheinende Wehrmacht einiges von ihrer Homogenität.“³³⁵

Ebenfalls anhand der „Briefe aus dem Krieg“³³⁶ nimmt Philippi Alten eine „Teilrekonstruktion“³³⁷ der Lektüre Bölls als Soldat vor. Er stellt dabei eine Bevorzugung katholischer und konservativer Autor/innen fest.³³⁸

Elke Scherstjanoi warnt generell davor, die Feldpost als Quelle zu überfordern, so schon im Titel ihres Referates zur Feldposttagung im Museum für Kommunikation Berlin vom 13.-15.9.2010.³³⁹ In diesem Zusammenhang legt sie dar, dass die Soldatenbriefe Bölls an Annemarie wie „die des Dichters und Pastors der ‚Bekennenden Kirche‘ Siegbert Stehmann an seine Frau [...], M.S.] in ihrem breiten Seelenbezug eine Ausnahme“³⁴⁰ waren.

Hilfreich zur Erschließung des Briefcorpus sind außerdem mehrere autobiographische Texte³⁴¹ und Interviews³⁴² Bölls, die er nach dem Krieg verfasst hat.

333 Irrgang 2007, S. 291.

334 Irrgang 2007, S. 296.

335 Irrgang 2007, S. 286.

336 Böll 2001 bzw. 2003.

337 Alten 2008, S. 49.

338 Vgl. Alten 2008, S. 76f.

339 Vgl. Scherstjanoi 2011.

340 Scherstjanoi 2011, S. 121.

341 Vgl. dazu u. a. Böll 1981, Böll 1986 sowie Böll 2007 (1985).

342 Vgl. dazu u. a. Böll 1971, Böll/Lindner 1975, Böll 1979 sowie Böll/Kopelew 1981.

Da Heinrich Böll eine Person der Zeitgeschichte ist, finden sich weiterführende Informationen außerdem in sekundären biographischen Quellen³⁴³, die z. T. eine Analyse der Briefe enthalten.

Gemäß einer testamentarischen Verfügung Bölls hat seine Frau Annemarie Böll, die die Texte transkribiert und ediert hat, Auslassungen vorgenommen. Es handelt sich um „Stellen, die nur für die Empfängerin persönlich bestimmt waren [...], M.S.]. Dies gilt vor allem für die Anrede und das Grußwort.“³⁴⁴ Dies trifft sich mit Bölls striktem Schweigen über „rein private Erlebnisse“³⁴⁵ in seinen autobiographischen Äußerungen.³⁴⁶

Nichtsdestotrotz handelt es sich, wie bereits festgestellt, um ein sehr umfangreiches Quellencorpus mit oft sehr langen Textpassagen, die im Wesentlichen an die Freundin und spätere Ehefrau Annemarie Böll gerichtet sind. Vor allem aus der ersten Zeit sind außerdem Briefe an die Familie aufgenommen.

Antwortbriefe sind nicht enthalten, so dass Irrgang Neudeck folgend von „'Einbahnstraßenbriefen“³⁴⁷ spricht. Böll zieht im Gespräch mit Heinz Ludwig Arnold einen „tagebuchartigen Charakter“³⁴⁸ der gesamten Korrespondenz in Erwägung, was der These noch ein inhaltliches Moment hinzufügen würde. Demgegenüber ist einzuwenden, dass auch im veröffentlichten Teil immer wieder das Dialogische der Korrespondenz sichtbar wird, wenn Böll z. B. auf mögliche Einwände seiner Partnerin reagiert. Trotzdem bleibt es bedauerlich, dass nur eine Hälfte der Korrespondenz zugänglich ist.

Dieses Problem teilen die Texte mit der größeren Zahl der Feldpost-Sammlungen, bei denen die Briefe aus der Heimat entweder nicht erhalten sind oder der Öffentlichkeit nicht zugänglich gemacht wurden.³⁴⁹ So gilt in jüngerer Zeit den Nachlässen der Daheimgebliebenen, in der Regel

343 Vgl. dazu u. a. Linder 1978, Schröter 1982, Hoffmann 1986, Linder 1987, Reid 1991, Sowinski 1993, Schwikart 1996, Böll/Schäfer/Schubert 2002, Vormweg 2002 sowie Linder 2009.

344 Böll 2003, S. 11.

345 Reid 1991, S. 18.

346 Vgl. Reid 1991, S. 18f.

347 Irrgang 2007, S. 264 bzw. Neudeck 2002, S. 239.

348 Heinrich Böll 1971: Im Gespräch: Heinrich Böll mit Heinz Ludwig Arnold. Fotos von Renate Oesterheld. Edition Text und Kritik, München (Boorberg), S. 6.

349 So stellt Martin Humburg noch 1998 fest: „Für eine Studie zur Feldpost ist es nach allgemeiner Archivlage bis auf Einzelfälle ausgeschlossen, Briefe beider Seiten zu finden“ (Humburg 1998, S. 21). Dieser Befund trifft inzwischen nicht mehr zu, wie Christa Hämmerle darlegt (vgl. Hämmerle 2011, S. 243). Sie geht so weit, die angeblich mangelnde Überlieferung der Frauenbriefe als „Topos einer Forschungstendenz zu werten, die sich nicht dafür interessiert hat.“ (Hämmerle 2011, S. 243.)

der Frauen, ein besonderes Interesse³⁵⁰ und es bleibt zu hoffen, dass diese nicht notwendige „Forschungslücke“³⁵¹, wie Irrgang noch 2007 feststellt, bald geschlossen werden kann. Unter der Perspektive der „Unterbrechung von Gewalt im Krieg“ konzentriert sich diese Arbeit jedoch auf den Weg des Soldaten Böll durch den Krieg. Somit steht das Kriegserleben des Soldaten im Vordergrund, und es finden sich dort, wie die folgende Analyse zeigen wird, genügend Ansatzpunkte der Reflexion, so bedauerlich die benannten „Leerstellen“ sind.

Exkurs: Zur Feldpost als Quelle

Die Feldpost als Quellengattung hat im Vergleich zur Erinnerungsliteratur einen entscheidenden Vorteil in ihrer zeitlichen Nähe zum Geschehen.³⁵² Sie ist daher im Vergleich zur Erinnerung geschützt vor ordnenden, unter Umständen beschönigenden Korrekturen im Nachhinein – abgesehen von Eingriffen durch die Edition in den veröffentlichten Sammlungen.

Des Weiteren gibt sie der Kriegserfahrung von Bevölkerungsgruppen bzw. Teilen der militärischen Hierarchie eine Stimme, die lange Zeit von der Forschung unberücksichtigt geblieben ist und infolge des zeitlichen Abstands auch bald nicht mehr durch Zeitzeug/innen erschlossen werden kann. Die Kriegserfahrung „des kleinen Mannes“³⁵³ konnte so seit Beginn der 1980er Jahre, als mit der Edition Buchbender/Sterz³⁵⁴ die Feldpost als Quelle historischer Forschung Aufmerksamkeit zu finden begann, immer besser erschlossen werden.

Wenn die Feldpost auch besser geschützt ist gegen nachträgliche Korrekturen als Erinnerungen, so ist sie doch auch, wenn die vermeintliche oder tatsächliche Authentizität, die einen großen Teil ihrer Faszination ausmacht, das anders suggeriert, nicht frei von Rücksichtnahmen. So sind Feldpostsendungen einer doppelten Zensur ausgesetzt:

zum einen durch die militärische Obrigkeit, die angesichts der gewaltigen Menge der Feldpostbriefe in den Weltkriegen – Buchbender veranschlagt für den Ersten Weltkrieg ca. 28,7 Milliarden, für den Zweiten Weltkrieg ca. 33 Milliarden Sendungen allein im deutschen Bereich³⁵⁵ – die Sendungen allerdings nur stichprobenartig kontrollieren konnte. Nichts-

350 In diesem Zusammenhang ist die verdienstvolle Arbeit der Sammlung Frauennachlässe des Instituts für Geschichte der Universität Wien zu würdigen.

351 Irrgang 2007, S. 59.

352 Vgl. Scherstjanoi 2011, S. 122.

353 Wette 1992.

354 Vgl. Buchbender/Sterz 1982.

355 Vgl. Buchbender 2011, S. 19.

destoweniger waren im Falle einer Entdeckung drastische Konsequenzen bis hin zum Todesurteil möglich.³⁵⁶

Zum anderen wirkte auf die Schreibenden eine „innere Zensur“, die „Schere im Kopf“ als Rücksichtnahme auf die Adressat/innen, um sie beispielsweise nicht zu beunruhigen oder auch Peinliches zu verschweigen.³⁵⁷ Nicht alles sagen bzw. nicht alles klar sagen gehörte so zu den unausgesprochenen Regeln der Kommunikation.³⁵⁸

Bei aller Vertrautheit des Verhältnisses zu seiner Freundin und späteren Frau Annemarie schreibt ihr beispielsweise der junge Soldat Böll nichts über seine Spielschulden³⁵⁹, die seinen Geldmangel mit verursachen. Selbstredend schreibt Böll auch nicht direkt darüber, dass er sich durch die Simulation von Krankheiten Freiräume gegenüber der militärischen Obrigkeit verschafft, die für ihn überlebenswichtig wurden.³⁶⁰

Ein weiterer kritischer Punkt für die Auswertung von Feldpostbriefen ist, dass sie Teil einer höchst persönlichen, intimen Kommunikation sind und die Schreibenden entsprechend „eine Art Code für ihre Mitteilungen“³⁶¹ entwickeln, der, wie Reid zu Recht feststellt, für die Nachwelt und Außenstehende nicht mehr bis ins Detail zu entschlüsseln ist.³⁶² Dies gilt insbesondere für ironische Äußerungen.³⁶³

Auf die Ausnahmestellung, die die Böll-Briefe im Hinblick auf ihren Informationsgehalt einnehmen, wurde bereits hingewiesen.³⁶⁴ In anderen Sammlungen sind die Regelung von Alltagsfragen und das nur kurz gesandte Lebenszeichen vorrangig. So kommt Scherstjanoi zu dem Schluss, dass

„die Masse der banalen, eher kurzen, eintönigen, wenig intellektuellen, kaum selbstreflektierenden Nachrichten einfacher Kriegsteilnehmer wohl nie als Quelle in Betracht kommen [wird, M.S.], viele schon deshalb nicht, weil man sie noch nicht einmal des Aufhebens wert hielt.“³⁶⁵

356 Vgl. Irrgang 2007, S. 48f.

357 Vgl. Böll 2003, Nachwort, S. 1518.

358 Vgl. Irrgang 2007, S. 56f.

359 Vgl. Böll 2003, Nachwort, S. 1518.

360 Vgl. z.B. Böll 2003, Nachwort, S. 1536, S. 1552f und S. 1561f; Reid verweist im letzteren Fall auch auf Hoffmann 1986, S. 71ff sowie Böll 2007, S. 246.

361 Böll 2003, Nachwort, S. 1517.

362 Vgl. Böll 2003, Nachwort, S. 1516f.

363 Vgl. Böll 2003, Nachwort, S. 1517.

364 Vgl. dazu auch Scherstjanoi 2011, S. 121.

365 Scherstjanoi 2011, S. 121.

Gerald Lamprecht unterscheidet zudem „zwei sprachliche Ebenen [...], M.S.): Eine Ebene der spezifischen Partnersprache und eine der Gruppensprache“³⁶⁶, aus der sich wiederum Anforderungen für die Analyse ergeben.

Letztlich ergeben sich je nach Quellencorpus Forschungs-Probleme aus der nicht mehr einzuholenden Subjektivität der Äußerungen oder im Gegenteil aus dem hohen Grad ihrer Konventionalisierung.³⁶⁷

In der Funktion der Feldpost stehen neben dem elementaren Bedürfnis für Angehörige und Soldaten³⁶⁸, nur so den Kontakt halten zu können, vor allem militärische Interessen wie z. B. die Stärkung des Durchhaltewillens der eigenen Soldaten.³⁶⁹ Die Kontrolle der Feldpostbriefe durch die Zensur erlaubte der militärischen Obrigkeit zudem Einblicke in die Stimmung der Truppen.³⁷⁰

Im Folgenden sind noch einige Vorbemerkungen zu Heinrich Bölls Biographie zu machen. Der Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger wurde 1917 in Köln geboren, der Stadt, der er sich zeit seines Lebens verbunden fühlen sollte. Geprägt wurde er durch den offenen, institutionskritischen Katholizismus seiner Eltern.³⁷¹ Schon sein Vater, der Soldat im Ersten Weltkrieg war, hatte dem Militärischen gegenüber eine starke Distanz³⁷² entwickelt. Heinrich Böll blieb das Soldatenschicksal nicht erspart und so musste er einschließlich des Reichsarbeitsdienstes sieben Jahre die verhasste Uniform tragen. Wie Richert im Ersten Weltkrieg und der noch vorzustellende Heinz Drobel im Zweiten Weltkrieg ist Böll sowohl im Osten wie im Westen eingesetzt. Allerdings beschränkte sich sein Fronteinsatz auf wenige Wochen³⁷³, so dass ein großer Teil seiner berichteten Kriegserfahrung aus Episoden aus dem Besatzungsalltag in Frankreich besteht. Sein Erfahrungsfeld liegt also vorwiegend hinter den Linien, in der so genannten Etappe. Ungewöhnlicherweise für einen Abiturienten ist Böll den gesamten Krieg

366 Lamprecht 2001, S. 57.

367 Zu Weiterem über die Forschungsprobleme der Quellengattung und zum Überblick über die Literatur vgl. u.a. die Studien von Ulrich 1997, Humburg 1998, Latzel 1998, Lamprecht 2001 und Irrgang 2007 sowie Scherstjanoi 2011 und weitere Beiträge des Tagungsbandes zur Feldpost-Konferenz im Museum für Kommunikation Berlin vom 13-15.9.2010 (Didczuneit/Ebert/Jander 2011).

368 Vgl. Kugler 2011, S. 11, die hier bereits auf Erfahrungen des Deutsch-Französischen Krieges verweist.

369 Vgl. Ulrich 1997, S. 39.

370 Vgl. Ulrich 1997, S.9 sowie, ihm folgend, Latzel 1998, S. 27.

371 Vgl. Reid 1991, S. 26f; Böll 2003, Nachwort, S. 1517 und 1583.

372 Vgl. u. a. Reid 1991, S. 25.

373 Böll 2003: Nachwort, S. 1522.

über einfacher Mannschaftssoldat³⁷⁴ geblieben und avancierte lediglich zum Obergefreiten, mit zeitweisem Einsatz als Gruppenführer. Die letzten Kriegsmonate schlägt er sich quasi als Deserteur im Inneren durch, bis er letztlich in amerikanische Kriegsgefangenschaft³⁷⁵ gerät.

Schon früh hegt er den Wunsch, Schriftsteller zu werden. Durch den Krieg ist ihm diese Möglichkeit zunächst verwehrt. Nach dem Krieg sollte er zu einer der prägenden öffentlichen Persönlichkeiten der jungen Bundesrepublik werden, die sich immer wieder couragiert politisch einmischte und dadurch öffentlich exponierte. Noch im hohen Alter nahm er an Protesten der Friedensbewegung teil. So ist auch die der Partei Bündnis 90/Die Grünen nahestehende Heinrich-Böll-Stiftung nach ihm benannt.³⁷⁶

2.2.1.2. Heinrich Böll – Briefe aus dem Krieg

Etikettierungen sind per se schwierig. Meist greifen sie einen Aspekt eines Gegenstandes oder einer Persönlichkeit heraus und unterstreichen ihn so, lassen aber andere charakteristische Züge beiseite. Dies gilt umso mehr, wenn Menschen in ihrer Individualität oder einer Phase ihrer persönlichen Entwicklung vorgestellt werden sollen. Wenn hier also Heinrich Böll während des Zweiten Weltkrieges als „unsoldatischer“ Soldat“ charakterisiert wird, geschieht das in dem Bewusstsein aller Begrenztheit solcher sprachlicher Annäherungen. Dennoch bin ich der Überzeugung, dass sich in der Kurzformel einige wesentliche Eigenheiten des Böllschen Weges durch diese Zeit wiederfinden.

2.2.1.2.1 Heinrich Böll als Soldat in der „inneren Emigration“

Zunächst einmal wird er, was banal klingen mag, als Soldat bezeichnet. Einschließlich des Reichsarbeitsdienstes ist Böll sieben Jahre kaserniert, in ein System des Befehls und Gehorsams totalitärer Prägung eingebunden. Auch wenn er nur wenige Wochen³⁷⁷ an der Front eingesetzt wird, erfährt er in vielfacher Form die Härte des Krieges.

374 Vgl. u. a. Reid 1991, S. 45.

375 Vgl. u. a. Reid 1991, S. 50.

376 Vgl. dazu und zu weiteren Informationen das Nachwort von Reid in Böll 2003 sowie Linder 1978, Schröter 1982, Hoffmann 1986, Linder 1987, Reid 1991, Sowinski 1993, Schwikart 1996, Böll/Schäfer/Schubert 2002, Vormweg 2002 sowie Linder 2009.

377 James H. Reid kommt nach Auswertung der Briefe zu folgendem Schluss: „An den Briefen zeigt sich, daß sich seine ‚Fronterfahrung‘ auf weniger als vier Wochen beschränkte, und zwar auf drei Wochen auf der Krim im November/

Da ist zunächst sein Wunsch, Schriftsteller zu werden, den er in dieser Zeit nicht realisieren kann. Abgeschnitten von den Menschen, die ihm vertraut sind, die er liebt, führt Böll zudem ein extrem einsames Dasein, wie er es in seinen Briefen immer wieder thematisiert. Oberflächlichkeit, Brutalität und Öde des Kriegsdienstes zehren seine seelischen Kräfte auf. Viele Briefe dokumentieren offen seine Niedergeschlagenheit. Bölls Biograph Heinrich Vormweg spricht zu Recht von Bölls Kriegsbriefen als „eine einzige Klage über die Sinnlosigkeit seines Lebens als Soldat“³⁷⁸.

Kontakt zu Kreisen des militärischen Widerstandes hat Böll nicht. Seine Existenzform gleicht eher einer „Inneren Emigration“, also einer inneren Souveränität ohne explizite äußere Formen des Widerstandes.

Ralf Schnell skizziert den Terminus wie folgt:

„Emigration nach Innen‘ konstruiert sprachlich eine Parallele zwischen jenen Schriftstellern, Künstlern [, M.S.] Wissenschaftlern, Politikern, die nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland den Weg ins Exil gehen mußten, um ihr Leben zu retten oder doch zumindest ihre Identität zu wahren, und jenen, die in Deutschland verblieben, ohne deshalb dem herrschenden Regime etwa Gefolgschaft leisten zu wollen. Pointiert läßt sich freilich mit unterschiedlichen Nuancen – von den Inneren Emigranten als einer breiten sozialen Gruppe sprechen, die dem Nationalsozialismus distanziert gegenüberstand, wenngleich sie nur in Ausnahmefällen den Weg zu aktivem politischem Widerstand fand. [... , M.S.]

Isolation, wachsende Entfremdung, materielle und intellektuelle Bedrohung bestimmten den Grad gemeinsamer Erfahrung, die der Begriff Innere Emigration benennt.“³⁷⁹

Schnell beschränkt den Begriff der „Inneren Emigration“ vornehmlich auf den kulturellen Bereich und dort auf Menschen, die schon vor dem Nazi-regime Einfluss hatten. Böll ist hingegen zu dieser Zeit noch nicht schriftstellerisch tätig und zu jung, um in irgendeiner Weise in der Öffentlichkeit hervorgetreten zu sein. Nicht zuletzt deshalb ist er auch nicht direkt den Angriffen des Regimes ausgesetzt. Dennoch ergeben sich in Bezug auf die Erfahrung, die er als politisch Andersdenkender durchlebt, erstaunliche Parallelen zu der der „Inneren Emigration“: von Isolation und Entfrem-

Dezember 1943 und zwei Tage – bei Jassy in Rumänien 1944, beide Male durch Verwundung beendet.“ (Böll 2003, Nachwort, S. 1521f.)

378 Vormweg 2002, S. 90.

379 Ralf Schnell 1982: Innere Emigration und kulturelle Dissidenz. In: Richard Löwenthal/Patrik von zur Mühlen (Hrsg.): Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933 bis 1945, Bonn (Dietz), S. 211-225, hier S. 211/213.

derung angefangen, über die innere Distanz zum Regime bis hin zur nicht aktiven Teilnahme am politischen Widerstand.

Interessanterweise zieht Böll aus der Erinnerung heraus im Gespräch mit René Wintzen selbst eine Parallele ebenfalls mit einem Vorbehalt, allerdings bezogen auf die Zeit unmittelbar vor seiner Einberufung zum „Reichsarbeitsdienst“:

„Ich habe dann in dieser Zwischenzeit, sagen wir, zwischen Frühjahr 38 und Herbst 38, viel geschrieben. Ich war zu Hause, ich half meinem Vater ein bißchen im Büro und im Geschäft, auch praktisch, er machte Tischlerarbeiten. Ich war zwar nicht sehr begabt als Tischler, aber als Hilfsarbeiter vielleicht zu gebrauchen, habe diese Zeit auf eine seltsame Weise außerhalb der Zeit verbracht, es war eine innere Zurückziehung, ich will nicht sagen Emigration.“³⁸⁰

Bemerkenswert ist an dieser Aussage zweierlei: Zum einen ist Böll selbst der Ausdruck „innere Emigration“ für seine jugendliche Nichtkonformität „zu groß“. Er scheut vor einer solchen Stilisierung zurück. Zum anderen hegt er jedoch sichtlich Sympathie für diesen Begriff, der meines Erachtens seine innere Selbstbehauptung in „Reichsarbeitsdienst“ und Wehrmacht gut beschreibt, da vielleicht sogar treffender ist.

Bis hierher wurde Böll als Soldat gezeichnet, der trotz geringer Fronterfahrung in vielem die Härten des Krieges mit seinen Kameraden teilt, seine Integrität aber durch eine Art „innere Emigration“ zu wahren versucht. Zu dieser Form der Selbstbehauptung gehört nun, dass Böll es durch zahlreiche Tricks immer wieder schafft, sich dem repressiven Zwangssystem Militär zu entziehen. Nicht zuletzt darin liegt die Relevanz seines Handelns für die Frage der „Unterbrechung von Gewalt“.

2.2.1.2.2 Heinrich Böll als „unsoldatischer Soldat“

In diesem Sinne ist das Wort „unsoldatisch“ zu verstehen, das einige Selbstetikettierungen Bölls zusammenfasst. So berichtet er, nachdem er bei einer offiziellen „Führer-Geburtstags-Feier“ Sätze der Hitlerrede vom 1.9.1939, in der Hitler, „den Überfall auf Polen begründete“³⁸¹, vortragen musste³⁸², über die Reaktion des Vorgesetzten:

380 Böll 1979, S. 124. An anderer Stelle bezeichnet Böll seinen Entschluss, 1934 nicht von der Schule abzugehen, sondern das Abitur zu machen als Desertion „nach innen“ (Böll 1981, S. 37), was als weiterer Beleg dafür dienen mag, dass Böll selbst dem Begriff der „inneren Emigration“ bezogen auf seine Situation Sympathie entgegenbringt.

381 Linder 2009, S. 132.

382 Linder bezeichnet die Rede im damaligen Deutschen Nationaltheater in Osnabrück als Bölls „ersten öffentlichen Auftritt“ (Linder 2009, S. 132).

„Ich war von unserem Oberleutnant dazu bestimmt worden. Es war eine Führer-Geburtstagsfeier. Ich habe das Lampenfieber dadurch überwunden, daß ich möglichst geringschätzig von den Zuschauern dachte. Es hat ganz gut geklappt, obwohl dem Veranstalter meine Stimme etwas *zu wenig soldatisch* klang. Ihr seht, daß man in die tollsten Situationen kommen kann.“³⁸³

Nebenbei bemerkt legt Bölls Selbstironie die groteske Situation offen, dass der Kriegsgegner Böll hier in die Kriegspropaganda eingespannt wird. Seine Selbstironie ist deshalb gleichzeitig auch ein Versuch, die innere Tragik der Situation herunterzuspielen.

Noch in Osnabrück hatte Böll sich ein halbes Jahr zuvor zu den „unsoldatischsten Leute[n] der Kompanie“³⁸⁴ gezählt.

Die folgende Episode zeigt bildhaft die Parallelen eines solchermaßen „unsoldatischen Soldatseins“ zur „inneren Emigration“ in Form eines beredten Schweigens:

„Ich habe heute morgen ein ‚feines Leben‘ gehabt, ‚überfein‘; ich habe mich am Kinobesuch vorbeigedrückt und in Erwartung des Generals – bin ich ein Verbrecher, weil ich es so ehrfurchtslos ausspreche wie ein Corporal – ein wenig herumgekehrt und geputzt und im übrigen einen Kriminalroman, den ‚Fall Deruga‘, gelesen. Dann kam der General, ziemlich gravitatisch, hat alles beguckt, und dann hat er so allerlei gefragt, so en passant, und weißt Du, was er mich gefragt hat, der General mich: ‚Bist du nicht gerne Soldat, mein Sohn?‘ Ich habe, angesichts von einem halben Dutzend höherer Offiziere, tapfer geschwiegen, obwohl ein knechtisches und automatisches Jawohl mir unbedingt entschlüpfen wollte. Stell Dir nur vor, ich habe lediglich einen kleinen winzigen Stern auf dem linken Arm und Er, Er hatte funkelnde, rote Mantelaufschläge und viel, viel Gold an seinem Gewande; aber ich habe geschwiegen... und der Herr General hat sich abgewendet...“³⁸⁵

Während Böll diese Episode im Gefühl eines inneren Triumphes schreibt, kann er sich an anderer Stelle dem Gruppendruck nicht völlig entziehen, so dass ihn Selbstzweifel hinsichtlich seiner Form von „Tapferkeit“ plagten und er sich fast danach sehnt, auch den militärischen Tugenden zu genügen:

383 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 22.4.1940 (Nr. 39), S. 56 (Eigene Hervorhebung, M.S.).

384 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 27.10.1939 (Nr. 7), S. 21. Heinrich Böll ist seit dem 28.8.1939, dem Beginn seines Wehrdienstes, in der Winkelhausen-Kaserne in Osnabrück stationiert (vgl. Böll 2003, Chronik 1917-1945, S. 1501). Er verbleibt dort für fast 10 Monate (vgl. Böll 2003, Nachwort, S. 1522).

385 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech (spätere Böll) vom 17.2.1941 (Nr. 126), S. 171 (Hervorhebung im Original, M.S.).

„Ich bin ein schlechter Soldat, falle trotz meiner drei Dienstjahre noch mit so vielem auf, was einem Rekruten selbstverständlich sein muß, das bedrückt mich manchmal ein wenig und hemmt mich, aber ich muß mich wohl damit abfinden, daß ich nie ein guter Soldat werden kann, weil es eben nicht in meinem Wesen liegt. Ich bin ganz sicher, daß ich im Kampf ruhig sein und meinen Mann stellen werde; und ich weiß, daß Gott alle unsere kleinen und großen Nöte und Sorgen sieht und lenkt; Gott möge mir helfen.“³⁸⁶

In ihrer Unterschiedlichkeit zeigen die beiden Episoden, wie ambivalent, schwankend und schwierig es im militärischen Kontext des totalitären Regimes ist, die eigene Integrität bzw. Identität zu wahren.

2.2.1.2.3 Die existentielle Bedrohung der eigenen Integrität

Die folgende Briefstelle unterstreicht dies, indem sie eine Formulierung verwendet, die der gleichfalls schriftstellerisch begabte Willy Peter Reese in seinem literarisierten Kriegstagebuch noch weiter entfaltet hat: das Motiv der Selbstentfremdung³⁸⁷:

„Der Dienst ist auch nicht sehr erfreulich, immer ‚Unterführer‘-Ausbildung; man muß sich intensiv mit Dingen beschäftigen, denen man absolut kein Interesse abgewinnen kann; aber ich kenne das ja schon, und toller als es damals in der alten Kompanie war, kann es ja gar nicht werden; diese abgenützten widerlichen Dinge, die meine Seele bedrücken und mich mir selbst ganz fremd machen, wirklich mir selbst bin ich ganz fremd geworden.“³⁸⁸

Der militärische Drill hat so eine die menschliche Würde zutiefst verletzende Zielrichtung. Die schon in der Uniformierung sichtbare Tendenz zur Ent-Individualisierung des Einzelnen kann so bis zu einer inneren Zerstörung fortschreiten. Böll fühlt selbst eine tiefe innere Zerrissenheit, als er gegen seinen Willen als Gruppenführer eingesetzt wird:

„Mein eigentliches berufliches Leben, Du und die zu Hause, die mir auch alle lieb sind, alles das versinkt oft ganz, ganz, dann bin ich mir dessen nicht bewusst und denke auch nicht daran, das ist eine sonderbare Zeit, dann bin ich der Gefreite Böll, der eine Gruppe führt, mit Widerwillen und einem gewissen Sadismus und voll tiefen Hasses im Herzen gegen den Krieg, nicht

³⁸⁶ Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 14.8.1942 (Nr. 306), S. 436.

³⁸⁷ Vgl. Reese 2004.

³⁸⁸ Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 13.10.1942 (Nr. 359), S. 504.

glücklich, aber auch nicht so unglücklich, voll eines gewissen Zynismus; aber er führt eine Gruppe.

Der andere wird manchmal wach, er erschrickt dann über diesen einen, nur zuerst, dann gewöhnt er sich daran, und die beiden verstehen sich sonst gut; sie spielen nur miteinander; aber der eine, der nicht Gruppenführer ist, ach, überhaupt nicht Soldat, ist mir lieber, ist mein einziger Freund; er möchte niemals mehr ein Gewehr sehen, und er träumt, träumt wild und voll Sehnsucht dunkle Träume voll einer leidenschaftlichen Ablehnung allen Zwanges und allen militärischen Schreiens und allen Brüllens; ein wilder und fanatischer Individualist, das ist der eine, mein Freund, der so selten einmal wach werden darf und der eine große, hohe Aufgabe hat, nämlich nichts zu vergessen von all dem, was Menschenunwürdiges passiert und was gegen Gott getan und gesagt wird.“³⁸⁹

Was Böll hier thematisiert, ist eine Spannung, in der Soldaten grundsätzlich stehen, die mit der unterschiedlichen Wertigkeit dessen zurechtkommen müssen, was im Kriegsalltag und was im zivilen Leben von ihnen gefordert wird. Dieses „Umschalten vom Zivilisten zum Soldaten, dieser massive Verhaltenswandel eines Menschen, verläuft nur in Ausnahmefällen [...], M.S.] friktionsfrei“³⁹⁰, so Dorothee Frank in ihrem interdisziplinären Werk „Menschen töten“³⁹¹. Der Feldpostforscher Martin Humburg sieht in dem von Böll dargestellten Mechanismus eine Reaktion auf diesen Konflikt der widersprüchlichen Erwartungen:

„Der vermeintliche Gegensatz – hier: liebender Ehemann und Sohn in den Briefen, dort ‚Harter‘, gegen Leid abgestumpfter Kämpfer im Krieg – ist keiner, sondern beide Pole stabilisieren sich wechselseitig. Es liegt nicht eine Spaltung der Persönlichkeit vor, die durch Feldpostbriefe überlagert oder bewusst verborgen wird, es ist vielmehr eine Persönlichkeitsspaltung, die durch Feldpostbriefschreiben geradezu provoziert wird, um paradoxerweise die Integrität der Person in außergewöhnlichen Umständen zu gewährleisten.“³⁹²

Das Besondere ist nun, dass Böll im gegebenen Beispiel sich diese „Spaltung“ selbst bewusst macht, sie reflexiv einholt, was ein Erschrecken über sich selbst einschließt. Dass ein solcher hoher Grad innerer Bewusstheit nicht selbstverständlich ist, legt Humburg in seinen weiteren Ausführungen dar:

389 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 17.5.1942 (Nr. 240), S. 335f.

390 Frank 2006, S. 169.

391 Frank 2006.

392 Humburg 1998, S. 270.

„Der Krieg fordert und fördert Aggressionsbereitschaft, die mit dem Leben im Frieden nicht zu vereinbaren ist. Wenn man den Briefen die Wirkung beimisst, dass mit ihnen auch die Selbstaufmerksamkeit des Schreibers gesteigert wird, könnte man ein Erschrecken über den Kontrast erwarten. Aber die Briefe ermöglichen auch etwas anderes: Die Soldaten können sich im Kriegshandeln durch ihre aggressionsfördernde Umgebung bestärken lassen; die evtl. aggressionshemmenden Einflüsse durch heimische kritische Nachfragen können sie sich ‚ersparen‘, indem sie nur so viel mitteilen, wie es der heimischen Unterstützung förderlich ist. Eine solche Aufteilung entspräche sozialpsychologischen Befunden zum Zusammenhang zwischen Deindividuation und Aggressionsbereitschaft.“³⁹³

Als Böll anderthalb Jahre später an der Ostfront eingesetzt ist, fasst er seine erlebte Apathie erneut mit der bereits erwähnten Fremdheitsmetapher:

„Nun sitze ich schon 6 Tage hier in diesem völlig verwüsteten Sonnenblumenfeld, mitten in der entsetzlichen Wirklichkeit des Krieges, und doch komme ich mir fremd und unbeteiligt vor.“³⁹⁴

Es lässt sich leicht ausmalen, wie eine solchermaßen erlebte Apathie während eines dauerhaften Fronteinsatzes zu Abstumpfung, u. U. „Verrohung“ führen kann, worauf letztlich der militärische Drill auch zielt. Ein zusätzliches Indiz, dass auch der Soldat Böll sich zeitweise von einem solchen „Panzer“ umgibt, nicht alles an sich „heranlassen“ kann, sich abschirmen muss, auch wenn er sich dessen bewusst ist, verdeutlicht eine Bemerkung Bölls nach dem Krieg: So spricht er in einem Brief an Ernst-Adolf Kunz von den „fürchterlichen Erinnerungen an den Krieg, die nun erst heraufkommen, wo man jeden Tag im Bett schläft“³⁹⁵. Einerseits ist es überlebensnotwendig, einen Teil der erlebten Schrecken auszublenden. Andererseits besteht die Gefahr der Abstumpfung, möglicherweise auch der „Verrohung“.

2.2.1.2.4 Die Bedeutung der „Kleinen Fluchten“³⁹⁶

Im totalitären Kontext zeigt sich diese Bedrohung der Menschenwürde im Extrem. Der einzelne Soldat ist dabei einem Dauerstress ausgesetzt. Neben der akuten Bedrohung beim Fronteinsatz tragen Schikane durch Vorgesetzte, Gruppendruck und Entbehrungen menschlicher Grundbedürfnisse wie

393 Humburg 1998, S. 270.

394 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 16.11.1943 (Nr. 684), S. 949.

395 Brief an Ernst-Adolf Kunz vom 8. Februar 1948, zitiert in: Böll/Schäfer/Schubert 2002, S.45.

396 Humburg 1998, S. 40.

Schlaf, Sich-Waschen-Können und Essen dazu bei, den Einzelnen zu einem Rad im Getriebe zu machen, das unter der Ägide des Prinzips „Befehl und Gehorsam“ funktioniert. „Funktionieren wurde zum Selbstzweck“³⁹⁷, wie Elke Scherstjanoi feststellt. Scherstjanoi macht dabei auf die Entbehrungen des Soldatenalltags auch jenseits des Kampfgeschehens aufmerksam, die – wie sie es nennt – „weniger dramatischen, gleichwohl bedeutsamen menschlichen Beschädigungen“³⁹⁸. Gleichzeitig macht sie geltend, dass Soldaten unterschiedlich darauf reagiert haben:

„Doch Krieg bedeutete für die Masse der Landser vor allem: Laufen – Laufen – Laufen, Stellung ausheben und beziehen – auch wochenlang; weiter hinten: Quartiere einrichten, militärisch Nutzbares requirieren, Waffen und Pferde versorgen, Essen und Reinigungsmöglichkeiten ‚organisieren‘ und... Kommandos abwarten. Unter Umständen: Kasernendrill, Exerzieren, Bereitschafts-, Wach- und Stubendienst, Patrouillen und Razzien. Günstigenfalls zwischendurch ein wenig Kurzweil: die Fremde erkunden, mit Freunden reden, Kumpaneien suchen oder meiden, Briefe schreiben. Der Eintönigkeit konnten schnelle Wechsel im Alltag folgen. Was die einen als sportliche Herausforderung oder Abenteuer nahmen, war für andere eher Stumpfsinn, unzivilisiertes Dasein ohne eigenen Entscheidungsspielraum.“³⁹⁹

Vor diesem Hintergrund wird erst deutlich, welche immense Bedeutung die „kleinen Fluchten“⁴⁰⁰ der Soldaten haben können.

Die folgende Briefstelle deutet eine solche Flucht an: in Gestalt des Träumens.

„Ach, heute nacht auf Posten habe ich mir mit meinem Kameraden alle luxuriösen Bequemlichkeiten so richtig lebhaft vor Augen geführt, ein warmes Bad, dann einen langen, langen tiefen Schlaf, danach reine weiße Wäsche anziehen, und dann ein wirklich gediegenes Frühstück, Weißbrot, Butter, Kakao, Schinken, Ei, auch Bohnenkaffee, Schlagsahne – und eine phantastisch gute, dicke Zigarre zum Abschluss; es liegt wirklich ein gewisser Genuss darin, sich solche Dinge auszumalen, die gar nicht einmal so phantastisch sind; für uns sind sie eben wirklich märchenhaft in einer gewissen Weise; das Märchenhafteste und Notwendigste: ein warmes Bad, langer Schlaf und weiße, weiße Zivilwäsche... überhaupt civil sein, eine Persönlichkeit sein; ach, an einem warmen schönen Sommerabend in einem leichten Anzug mit der Geliebten

³⁹⁷ Scherstjanoi 2011, S. 120.

³⁹⁸ Scherstjanoi 2011, S. 119.

³⁹⁹ Scherstjanoi 2011, S. 120.

⁴⁰⁰ Humburg 1998, S. 240.

am Arm durch eine Stadt bummeln, eine Stadt im Frieden; das kennen wir doch gar nicht nein, nein; und eine Reise machen, die Schönheit und beunruhigende Fremdheit anderer Länder und Völker erleben, [...] mein Gott, das sind doch alles menschliche Genüsse, die Tausenden, Tausenden geschenkt sind, aber unserer Generation ist es wohl gegeben, keinen Sonntag zu kennen, geschweige denn den Genuß der Fremde in Frieden...“⁴⁰¹

In den Sehnsüchten der beiden Soldaten zeigt sich – und wird ihnen auch bewusst –, wie groß ihre Entbehrungen sind. Alltäglichkeiten sind im Kriegsalltag zu Kostbarkeiten geworden. Außerdem thematisiert Böll in der Gleichsetzung von „civil sein“ mit „eine Persönlichkeit sein“ die oben beschriebene Bedrohung der Integrität des Einzelnen durch militärischen Drill und Zwang. Insofern hat selbst diese einfache Soldatenphantasie einen subversiven Kern, der allerdings auch eskapistisch, d. h. die Wirklichkeit leugnend, verstanden werden könnte. An dieser Stelle soll deshalb nicht entschieden werden, ob die Wirkung solcher Fluchten eher affirmativ systemstabilisierend, „eigen-sinnig“ oder gar systemkritisch zu sehen ist. In jedem Fall ermöglichen sie einzelnen Soldaten das Überleben im System.

Humburg bestätigt anhand des von ihm untersuchten Textcorpus diesen Befund prinzipiell:

„Mit seinen Tagträumen [beschreibt der Soldat, M.S.] die kleinen Fluchten, mit denen er sich vom Alltag befreit. Da die Gedanken dann häufig zur Frau nach Hause gehen und dies zu schreiben die Partnerschaft stabilisiert, wundert es nicht, dass es eher die älteren Männer sind, die darüber schreiben [...], M.S.]. Wenn sie es später seltener tun, mag das verschiedene Gründe haben: Mit der langen, in vielen Fällen auch nicht mehr durch Urlaub unterbrochenen Distanz, schiebt sich die Frontrealität über die verblasenden Vorstellungen von den heimischen Freuden. Auch die Gewöhnung wirkt. Die kleinen Fluchten sind nicht mehr so existenznotwendig wie am Anfang, weil sich der Soldat im Kriegsalltag eingerichtet hat. Vor allem aber: Es tröstet nicht mehr, tagzuträumen, wenn die Realisierung in weite Ferne rückt. Resignation löst die kleinen Hoffnungen ab.“⁴⁰²

Für Heinrich Böll bildet auch das Schreiben generell eine solche Flucht, wie später noch zu zeigen wird.

Im Folgenden thematisiert Böll nochmals den Mechanismus der Entfremdung und sein eigenes Aufbegehren dagegen. Gleichzeitig drückt er

401 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 26./27.9.1942 (Nr. 342), S. 483f.

402 Humburg 1998, S. 240f.

sein Leiden unter dem Kontrast zwischen Schönheit der Natur und trostloser eigener Situation aus.

„Wenn man so 100%ig eingezwängt ist in ein völlig fremdes Leben, dann ist es schwer, sein eigenes ganz klar vor sich zu sehen und sich immer dessen bewußt zu sein; die Gefahr, daß man in der Trostlosigkeit dieses fremden Lebens versinkt, ist wirklich groß, aber ich halte, halte mich; es ist manchmal schwer nur manchmal... aber es geht immer; ach, es gibt – glaube ich – nichts Mörderischeres als Schlaflosigkeit für einen jungen Menschen, der von der Intensität des Lebens erfüllt ist; ich empfinde alles unsagbar tief; die Schönheit der Landschaft hier und zugleich die schmerzliche Eintönigkeit und Unfruchtbarkeit meines Daseins“⁴⁰³.

Das Naturerleben hat also zwei Seiten. Zum einen bietet es Abwechslung, eine Art (Zu-)Flucht, mitunter sogar Glück, zum anderen wird durch diese Unterbrechung des Soldatenalltags dessen mörderische Routine erst wirklich bewusst, was neuen Schmerz verursacht.

Positiv gesprochen erfährt sich der Einzelne als Mensch in Würde, negativ gesprochen wird sein Arrangement mit der Außenwelt des Terrors in Frage gestellt, erfährt er seine Entbehrungen, wird er in seinen u. U. mühsam errungenen „Plausibilitäten, [...], M.S.] die ihm die neue Welt erträglich machen“⁴⁰⁴, verunsichert.

2.2.1.2.5 Bölls Soldatsein zwischen „Bewährung im Krieg“ und Antimilitarismus

Schließlich sei hier noch ein letzter Beleg für die Zwiespältigkeit des Böllschen „'unsoldatischen' Soldatseins“ angeführt. In Form einer Selbstvergewisserung charakterisiert sich Böll in Auseinandersetzung mit Ernst Jünger als „absolute[r] Zivilist“⁴⁰⁵, kann sich aber trotzdem der Faszination des Schriftstellers und wohl auch einiger kriegerischer „Tugenden“ nicht gänzlich entziehen:

„Ich habe Jünger gelesen, ‚Feuer und Blut‘, ein Weltkriegsbuch, und auch das neue ‚Gärten und Felder‘; ach, es ist doch sonderbar, daß ich so gerne Jünger lese, der mir so absolut wesensgemäß ist, wirklich, meine ich, marmorn... stählern auch; absolut kriegerisch, wirklich der absolute Soldat – und ich bin der absolute Zivilist –, ich möchte nicht sagen: Bürger – ach, die Härte dieses

403 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 10.9.1942 (Nr. 329), S. 467.

404 Latzel 1998, S. 32.

405 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 24.1.1943 (Nr. 426), S. 592.

Lebens macht mich, solange ich unter ihm leide, unfruchtbar; aber wenn ich wieder frei bin, werde ich hoffentlich wieder blühen können. [...] Ich möchte arbeiten, arbeiten, arbeiten. [...] dieses Handwerk hier liegt mir nicht...“⁴⁰⁶

An anderer Stelle ist Böll jedoch kein Superlativ zu stark, um seine Abscheu vor dem Militärischen auszudrücken:

„Ich habe immer viel geschimpft auf Militär, Kaserne usw., so wie ich tatsächlich darunter leide, habe ich noch niemand erzählt – aber Du mußt es wissen, daß es für mich tatsächlich, wirklich und wahrhaftig, das verkörperte Grauen ist; nicht nur im großen und ganzen, nein jede kleinste Kleinigkeit ist mir eine Pein; es gibt einfach keine Worte, um zu beschreiben, wie entsetzlich mir das ist. Später einmal, wenn ich Zeit habe und Ruhe und völlig gesund bin, dann werde ich Worte suchen, das schwöre ich Dir, und dann sollst Du erfahren, wie gräßlich es in Wirklichkeit ist. Alles, was ich je gesagt habe darüber, und wenn es die schärfsten und härtesten Worte waren, alles, was Alois, Heinz und Alfred je gesagt haben, alles war nur ein schwacher Abklatsch von dem, was es in Wirklichkeit ist.“⁴⁰⁷

Es ist eine Abscheu, die mit Leiden einhergeht, teilweise auch aus ihm resultieren mag:

„Ich leide jede Sekunde maßlos unter meinem uniformierten Zustand, jede Sekunde, wenn ich nicht bei Dir oder zu Hause bin; und dann bin ich nicht immer frei davon; ja, dann ist es manchmal am schlimmsten. Oft bin ich vor Wut und Schmerzen regelrecht in einer Art von Raserei, dann schimpfe ich laut und lange, und nachher liegt es mir dann so schwer auf der Seele, daß ich wieder Perlen vor die Säue geworfen habe. Immer, immer, wenn wir unsere wirklichen, echten Gefühle, unser wahrhaftiges Leben verraten, dann rollen wir Perlen in den scheußlichen Suhl der Säue, die uns nie, nie begreifen können.“⁴⁰⁸

Nun, durch die Erfahrung des Fronteinsatzes an der Krim gezeichnet, sieht Böll sich selbst als Anti-Militaristen:

„Das Leben ist grausam, und der Krieg, jeder Krieg ist ein Verbrechen; für immer bin ich absoluter Anti-Militarist geworden in diesen letzten Monaten elender Quälerei.“⁴⁰⁹

406 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 24.1.1943 (Nr. 426), S. 592f.

407 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 17.12.1940 (Nr. 108), S. 147.

408 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 13.1.1941 (Nr. 123), S. 167.

409 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 11.5. 1944 (Nr. 783), S. 1035.

In den Selbstbezeichnungen lässt sich somit eine Verschärfung seiner Kriegsgegnerschaft finden: über den „zu wenig soldatisch[en]“⁴¹⁰ Soldaten, zum „absoluten Zivilist[en]“⁴¹¹ bis hin zum „Anti-Militarist[en]“⁴¹².

Wie Neudeck völlig zurecht feststellt, ist

„Bölls Anti-Militarismus [...M.S.] ein so klares durchgängiges Schreibmotiv, dass die wenigen Stellen, in denen sich Böll zu den Aussichten des Krieges mal positiv äußert, andere, [... wie er vermutet, M.S.] taktische Gründe gehabt haben muss [sic!, M.S.]“⁴¹³

2.2.1.2.6 Der Preis der „Resistenz“: Einsamkeit und Isolation

Ein Preis, den Böll für sein Bemühen um die innere Unabhängigkeit zahlt, ist eine nur selten durchbrochene Isolation unter den Kameraden. Das Leiden an dieser Einsamkeit zieht sich wie ein roter Faden durch seine „Briefe aus dem Krieg“. Es ist nicht immer eine selbst gewählte. Im Folgenden seien einige Beispiele angeführt, ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

Aus Lüdenschaid, kurz nach einer Versetzung zum Landesschützener-satzbataillon 6, schreibt Böll am 19.12.1940:

410 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 22.4.1940 (Nr. 39), S. 56.

411 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 24.1.1943 (Nr. 426), S. 592.

412 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 11.5. 1944 (Nr. 783), S. 1035. Vgl. dazu auch Böll/Schäfer/Schubert 2002, S.39. Die Autoren sprechen von einem „Wandel zum Antimilitaristen“ (ebd.), ähnlich Irrgang 2007: „Es ist die dortige Nähe zum Sterben von Freund und Feind (auch der junge Leutnant Spieß aus dem Rheinland starb direkt neben ihm), die ihn endgültig zum Antimilitaristen machte.“ (Irrgang 2007, S. 273.) Diese Meinung teile ich prinzipiell; sie entspricht auch Bölls eigenen Äußerungen. Ihre an anderer Stelle formulierte Auffassung, dass „Böll nicht bereits als Anti-Militarist in den Krieg zog, sondern erst in den ‚Stahlgewittern‘ und durch sie zu einem solchen wurde“ (ebd., S. 284), erscheint mir jedoch verkürzend, da sie Bölls schon früh dominierenden Abneigung gegen Krieg und Kaserne nicht genügend Rechnung trägt. Darauf deutet auch hin, dass sie in der Familie Böll bereits durch das nichtkonforme Verhalten des Vaters Viktor im Ersten Weltkrieg und dessen prägende antimilitaristische Haltung eine Tradition hatte (vgl. Sowinski 1993, S. 2). Reid spricht gar von der „anti-militaristischen Grundeinstellung“ (Reid 1991, S. 25) als „Familienmerkmal“ (ebd.) der Bölls. Wie oben dargelegt vollzieht sich bei Böll also eine *Radikalisierung* seiner *durchgängigen* Kriegsgegnerschaft, zweifelsohne mit dem „Katalysator“ des „Fronterlebnisses“.

413 Neudeck 2002, S. 242.

„Obwohl ich doch erst einen Tag hier bin, meine ich oft, ich läge schon Monate hier, immer wäre es am Schneiden, und mein Herz sei so einsam wie der Tod.“⁴¹⁴

Gut ein halbes Jahr später schildert Böll die folgende Szene:

„Gestern waren sie alle ein wenig betrunken auf unserer Stube, und in ihren Reden offenbarte sich zum ersten Mal, wie sehr sie mich im Grunde genommen hassten – die meisten – und wie sehr sie sich freuen, wenn mir irgend etwas angedreht wird. Du wirst es einfach nicht glauben, wie sehr sie im Grunde ihres Herzens neidisch sind auf den – ach, es ist eigentlich Unsinn davon zu reden – lächerlichen Stern, den ich am Arm trage. Ich werde in Zukunft noch schweigsamer sein; noch abgeschlossener, denn man soll wirklich keine Perlen vor die Säue werfen...“⁴¹⁵

Während Böll sich hier als Ranghöherer einsam zeichnet, sieht er an anderer Stelle seine Einsamkeit als Schicksal des einfachen Soldaten.

„Es gibt nichts Einsameres und Verlasseneres und niemand, der mehr ertragen muß, als der einfache Soldat.“⁴¹⁶

Er ist einsam, wie es alle (einfachen) Soldaten sind. Darin drückt sich zum einen eine Art Selbstbeschwichtigung aus. James H. Reid stellt heraus, dass Böll – vielleicht durch Annemarie angeregt – Versuche unternimmt, die Isolation selbst zu durchbrechen, was ihm aber nur in Ausnahmefällen gelingt:

„Im Gegensatz zur häuslichen Geselligkeit der Familie in Köln, wo sich, wie von Annemarie Böll in ihrem Vorwort angedeutet, ein sehr eng miteinander verbundener Kreis von Gleichgesinnten eingefunden hatte, fand Böll in der Armee zunächst keine Freunde, keine Menschen, mit denen er sprechen konnte. [...], M.S.] Möglicherweise auf Betreiben Annemaries versucht er doch auf die anderen zuzugehen [...], M.S.] und eine Zeitlang hören die Klagen wegen Einsamkeit auf“⁴¹⁷.

Mir scheint es, gerade weil Böll Zusammenhalt und Geselligkeit im Hause Böll erlebt hat, die auch eine vom katholischen Milieu geprägte Hitler- und Kriegsgegnerschaft umfassten, nicht plausibel, einfach eine „Kontaktscheu“ bei Böll zu vermuten. Ich halte es für schlüssiger, die Isolation seiner Dis-

414 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 19.12.1940 (Nr. 111), S. 149.

415 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 2.7.1941 (Nr. 153), S. 210.

416 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 21.10.1943 (Nr. 663), S. 930.

417 Böll 2003, Nachwort von James H. Reid, S. 1555.

sidenz zuzuschreiben, d. h. dass die Wahrung einer regimekritischen Haltung in einem totalitären Kontext es ihm schwer macht, Gesprächspartner zu finden, mit denen er „Wesentliches“ reden kann.

Dafür spricht auch, dass schon Bölls Vater Viktor als Soldat im Ersten Weltkrieg es verstand, „sich bis auf seine kurze Wachsoldatenzeit dem Kriegsdienst zu entziehen und [...], M.S.] seine antimilitaristische Einstellung auch den Kindern“⁴¹⁸ vermittelte. Selbst wenn man davon ausgeht, dass die wenigsten Soldaten gerne in den Krieg ziehen und um den 1. September 1939 herum nicht von einer Kriegsbegeisterung in der Bevölkerung gesprochen werden kann⁴¹⁹, so widersprach eine solche Haltung doch den dominierenden Erwartungen an soldatische Männlichkeit unter dem Signum von Pflichterfüllung und Tapferkeit, die durch den Ersten Weltkrieg bedingt zur „Ausbildung eines heroisch-martialischen Männlichkeitsideals“⁴²⁰ bis hin zu den nationalsozialistischen „Kriegeridealen“ geführt haben.

Folgt man seinem Biographen Vormweg, kam Böll auf einer oberflächlichen Ebene ohnehin mit den anderen Soldaten relativ gut aus. Bezogen auf Bölls Zeit in Osnabrück stellt Vormweg fest:

„Schwierigkeiten mit den anderen Soldaten hatte Böll offenbar nicht. Schon in Arbeitsdienst, wo er die Bedingungen als unkalkulierbarer und sehr viel unangenehmer empfunden hatte als dann in der Wehrmacht, hatte er erlebt, daß er mit Arbeitern, mit Analphabeten, auch mit vorbestraften Kriminellen erträglich auskam. [...], M.S.] Für manche Kameraden hatte er Briefe geschrieben, war er ‚Briefsteller‘. Grund für diese Entspanntheit, deren psychische Last Böll all die Jahre als Soldat ganz allein zu tragen hatte, war wohl vor allem, daß er ganz ohne den Ehrgeiz war, sich hinaufzudienen.“⁴²¹

418 Sowinski 1993, S. 2. Böll selbst berichtet, wie sein Vater eine Blinddarmentzündung simuliert hat: „Mein Vater führte uns jetzt wieder gelegentlich vor, wie er sich als Landsturmmann auf dem Weg nach Verdun in Trier mit einer simulierten Blinddarmentzündung aus dem Zug hatte tragen lassen – mit Erfolg. Er mußte sich zwar operieren lassen, kam aber nie an die Front.“ (Böll 1981, S. 75.) Vgl. auch Reid 1991, S. 25, wie oben bereits zitiert.

419 Vgl. z. B. Wildt 2008, S. 145. Dies deckt sich mit Bölls eigenen Beobachtungen: „Was mir auffiel, weil wir ja alle diese Kriegsbegeisterung von 1914 in Erinnerung hatten, die offenbar auch echt gewesen war, war die absolute Unbegeisterung der deutschen Armee. [...], M.S.] Es gab wahrscheinlich einzelne Gruppen unter Offizieren, Unteroffizieren, vielleicht auch Soldaten, die diesem Abenteuer mit einer gewissen Begeisterung entgegensahen, aber die Masse der Soldaten war eher deprimiert. Ich denke, das ist ein sehr wichtiger Unterschied zu 1914.“ (Böll 1979, S. 126f.)

420 Martschukat/Stieglitz 2008, S. 126.

421 Vormweg 2002, S. 79f.

Wie Böll in der Rückschau darlegt, bedeutete die ihm verhasste Zeit im „Reichsarbeitsdienst“ gleichzeitig die erste Begegnung mit Arbeitern:

„Ich habe sehr viel erfahren, sehr viel gelernt, bin auch nicht von meinen Mit-Gefangenen, wie ich sie nennen möchte, terrorisiert worden, seltsamerweise, obwohl zwischen Abiturienten und Arbeitern traditionell eine sehr starke Spannung herrschte.“⁴²²

Zusammenfassend gesagt fehlt Böll vor allem der Austausch mit Gleichgesinnten, wenn er seine Einsamkeit thematisiert. Seine Isolation ist vor allem, wenn auch vermutlich nicht ausschließlich eine geistige und wurde hier seiner eigenständigen Haltung, seiner Dissidenz zugeschrieben. Sie ist, auch wenn Böll sich in der Rückschau von den Kameraden nicht terrorisiert fühlt, nicht minder drängend.

Eine andere Möglichkeit Bölls Haltung zu umschreiben wäre, wie es Hans Küng tut, von einer „passiven Resistenz“ zu sprechen. Küng grenzt „passive Resistenz“ von „aktiver Resistenz“, also Widerstand, gegenüber dem totalitären Regime ab.⁴²³ Bemerkenswert ist, dass schon der junge Böll Wege findet, seiner Haltung Ausdruck zu verleihen, wenn er eben bewusst nicht Mitglied der Hitlerjugend wird und am Staatsjugendtag nicht teilnimmt:

„Katholisch war somit das ganze soziale Milieu Heinrich Bölls, das dem Nazismus gegenüber eine passive Resistenz zeigte (Hitler war bekanntlich auch zur Auflösung der Kirchen nach dem Endsieg entschlossen). Aber eine aktive Resistenz? Nein. Es gab keine katholische Widerstandsbewegung und keine katholische „Bekennende Kirche“. Widerstand war die Sache einzelner, oft ohne Öffentlichkeitswirkung. So war auch die Familie Bölls entschieden antinazistisch, und am Anfang fand im Hause Böll noch ein illegales Treffen eines katholischen Jugendverbandes statt. Das aber hörte bald auf. Heinrich Bölls Mutter soll am Tag des Machtantritts Hitlers gesagt haben: „Das ist der Krieg“⁴²⁴ [...], M.S.]; aber der Vater musste, nachdem er jetzt Aufträge fast nur noch von Behörden bekam, vorsichtig sein. Der junge Heinrich selber, dem die Nazis instinktiv, ästhetisch wie politisch, widerwärtig waren, weigerte sich, der Hitlerjugend beizutreten, und war einer der drei von zweihundert Schülern am Gymnasium, die am Staatsjugendtag nicht mitmachten.“⁴²⁵

422 Böll 1979, S. 125.

423 Vgl. Küng 1989, S. 248f.

424 Böll 1981, S. 14.

425 Küng 1989, S. 248f (Hervorhebung im Original, M.S.). Von den illegalen Treffen der katholischen Sturmschar im Hause Böll berichtet auch James H. Reid (vgl. Böll 2003: Nachwort, S. 158of).

Weitere Motive für Bölls Einsamkeit mögen soziale und kulturelle Barrieren wie die „Einsamkeit des Intellektuellen“⁴²⁶ gegenüber den „Praktikern“, des Städters gegenüber den Menschen vom Land sein. Interessant ist, wie Böll an anderer Stelle die französischen Bauern in ihrer Wertschätzung des Geistes positiv von den deutschen abhebt:

„Heute abend spät sind wir den Hammel holen gegangen, es war eine sehr strapaziöse Tour, aber es ist auch wieder schön, man lernt die französischen Bauern kennen, und ich glaube, sie sind die Bauern ‚par excellence‘, was man vielleicht nicht meinen sollte, aber sie vereinen wirklich Kraft, Gesundheit und Anmut mit Geist; ich unterhalte mich meist sehr gerne mit ihnen, es offenbart sich oft nach viel Hartnäckigkeit und Schwere wirklich Charme und Bildung, vor allem sind sie oft wirklich in einem humanen Sinne gebildet und offenbaren niemals jenes Unverständnis der auch schulmäßig erworbenen Bildung gegenüber und das man bei uns oft den ‚Arbeitern der Stirn‘^[427, M.S.] – ein schreckliches Wort – gegenüber findet. Wirklich, ich habe noch selten einen französischen Bauern oder eine Bäuerin gefunden, die mich, wenn ich ihnen meinen Beruf nannte, mit mehr oder weniger Achtung angesehen hätten. Jeder Mensch hier wird wirklich als Mensch gewertet, und man weiß hier noch, daß wir wirklich ‚von Hause aus‘ alle Brüder sind.“⁴²⁸

Gegen den Strich gelesen hat Böll also durchaus Schwierigkeiten mit den deutschen Bauern in der Wehrmacht. Dies mag die folgende Episode belegen. Hintergrund ist Bölls Trauer um das zerstörte Köln:

„Gestern hatte ich einen heftigen Streit hier mit einem unserer borniertesten Unteroffiziere, einem westfälischen Bauernsohn, der aus einem langen, vierwöchigen Ernteurlaub kam. Er ist wirklich ein ganz selten beschränktes

426 Ein Indiz hierfür mag die folgende Briefstelle sein: „Eben war noch ein schönes Konzert im Radio, allein ich hatte mich sehr gefreut – aber da sitzt nun die ganze Tischgesellschaft da und unterhält sich laut und blöde über Panzerwagen! Wir haben doch den Krieg den ganzen Tag vor uns, wirklich jede Minute – ist es nicht schrecklich, die wenigen Minuten, die einem zur Besinnung bleiben, auch noch mit solchen Gesprächen zu verpesten.“ (Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 22.3.1943 (Nr. 519), S. 714f.)

427 **„Arbeiter der Stirn und der Faust:** zusammenfassend für Kopfarbeiter und Handarbeiter; sollte den Unterschied zwischen Unternehmern, Angestellten und Arbeitern verwischen, da der NS ja den Klassenkampf abgeschafft habe“ (Brackmann/ Birkenhauer 1988, S. 20, Hervorhebung im Original, M.S.). Böll kritisiert hier also auch gängigen Sprachgebrauch des Nationalsozialismus, indirekt indem er den Ausdruck in Anführungsstrichen setzt, direkt durch die folgende kritische Wertung „ein schreckliches Wort“.

428 Böll 2003, Brief an Annemarie Böll vom 17.7.1943 (Nr. 585), S. 820.

Exemplar der Gattung ‚preußischer Unteroffizier‘, und ich hätte so klug sein sollen, mich nicht mit ihm in einen Disput einzulassen, denn es ist ja eine allzu traurige Wahrheit, daß man gegen einen großen Misthaufen nicht anstinken kann. Jedenfalls, er befragte mich über die Kölner Verhältnisse, und ich schilderte dann mit sehr schwachen Strichen – denn was vermögen Worte da schon zu sagen –, wie es dort wohl aussah. Er meinte darauf ganz kaltschnäuzig, das wäre ja wohl alles nicht so schlimm, wichtig wäre ja nur das eine, daß wir den Krieg gewinnen. Was kann man gegen soviel Dummheit ausrichten. Ich bitte Dich! Es ist natürlich wichtig, daß wir den Krieg gewinnen, aber das ist doch keine Antwort auf das maßlose Elend von Hunderttausenden. Ich ließ mich natürlich erregen und gab ihm heftige Antworten, und wir kamen in ein wüstes Geschrei, das noch verschärft wurde durch meine allgemeine Gereiztheit über das lächerliche Stacheldrahtziehen. Ach Du, welch ein jammervolles Leben, daß man sich mit solchem Gesindel herumschlagen muß! Du hättest diesen widerlichen, kaltschnäuzigen Bauernlummel mit seinem Misthaufen-Gesicht sehen müssen... Du kannst Dir gar nicht ausdenken, auf welch einem unsagbar lächerlichen Niveau der Durchschnitt der Menschen sich bewegt. Und erst die ‚Gebildeten!‘“⁴²⁹

Die Art und Weise, wie Böll hier die Bedeutung des militärischen Sieges betont, klingt sehr nach einer Schutzformulierung gegenüber der Zensur⁴³⁰, die Böll einfügen muss, da ihn seine Wut über den Vorfall doch recht weit „aus der Reserve“ gelockt hat. Bölls spürbare Erregung, die sich an den von ihm verwendeten derben Schimpfworten ablesen lässt, ist verständlich angesichts der Borniertheit seines Gegenübers. Mag ein Teil auch persönlicher Antipathie und evtl. ideologischen Differenzen geschuldet sein, so beeinträchtigen doch offensichtlich der Stadt-Land-Gegensatz und der unterschiedliche Bildungsstand hier die Empathiefähigkeit des Unteroffiziers.

Der Kontakt zur französischen Zivilbevölkerung hingegen fällt Böll offensichtlich leicht. Immer wieder finden solche oder ähnliche Begegnungen Erwähnung. Dies mag ein weiterer Beleg dafür sein, dass Bölls Dissidenz das bestimmende Motiv seiner Einsamkeit ist. Im Kontakt mit der französischen Bevölkerung kann Böll seiner Haltung implizit und explizit Ausdruck verleihen. Neben einem praktischen Interesse haben solche Begeg-

429 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 15.8.1943 (Nr. 602), S. 843f.

430 Etwas skeptischer äußert sich Vormweg, der es – allerdings aufgrund anderer Belegstellen aus den Briefen – für wahrscheinlicher hält, dass Böll tatsächlich an einen deutschen Sieg geglaubt hat (vgl. Vormweg 2002, S. 90f). Weitere Belegstellen gibt auch Linder an (vgl. Linder 2009, S. 157f). Er ordnet sie weitgehend unkommentiert „einem Wald dunkler Augenblicksäußerungen“ (Linder 2009, S. 166), wie er Bölls Briefe charakterisiert, zu.

nungen somit auch etwas Subversives, wie etwa die Verständigung über die Ablehnung des „Soldatseins“ und damit des Krieges über die Front hinweg:

„Am schönsten ist es noch, so ab und zu mit den prächtigen alten Franzosen über den Krieg zu erzählen; wer ihn gewinnt und verliert und wann er zu Ende ist und daß das Soldatenleben eine große Scheiße ist...“⁴³¹

Zum anderen zeigt sich in Bölls weiter oben zitierter Formel eine trotzige Solidarität der einfachen Soldaten gegenüber den Vorgesetzten, die als „Offiziere eine Kaste sind“⁴³². Die Einsamkeit des einfachen Soldaten ist, wie noch zu zeigen sein wird, eine selbst gewählte, ein „Karriereverzicht“, die des zeitweiligen Vorgesetzten ein vorübergehendes „Übel“.

Während die bereits erwähnten Beispiele sich auf den Alltag im Militär beziehen, beschreibt Böll an anderer Stelle eine existentielle Einsamkeit, in die Christen sich, so seine Interpretation, im Nazi-Regime gestellt sehen. Gleichzeitig wird deutlich, was Böll letztlich aufrecht hält: die Religion und – wie später noch zu sehen sein wird – das Schöne sowie vor allem seine Liebe zu Annemarie. Hier nun der Wortlaut:

„Heute habe ich wieder eine Predigt hören müssen in der Müngersdorfer Kirche, die wirklich dazu geeignet war, mich der vollkommenen Hoffnungslosigkeit auszuliefern, aber ich bin gar nicht so sehr abhängig in diesen Dingen; wir werden maßlos einsam sein, wirklich und wahrhaft die letzten Christen und die einzigen, und unter unseren Glaubensgenossen werden wir ebenso einsam sein wie unter den Fremden. Es wird nur eine sehr, sehr kleine Gemeinschaft sein, unsere wirklichen und wahren Freunde, aber es ist doch auch wieder beglückend, allein zu sein mit wenigen, die alle an eine Idee glauben. Wir müssen die Kultur erhalten und das Wissen um die Wahrheit, ganz gleichgültig, welche Stellung wir in dieser Welt haben werden...“⁴³³

Bemerkenswert an Bölls Äußerung ist das Gefühl der „Fremdheit“ auch den eigenen Glaubensgenossen gegenüber. Ich denke, es ist nicht zu weitgehend, in dieser Stelle ein Beispiel für Bölls nach dem Krieg noch deutlicher zutage tretendes Misstrauen und Distanz zu institutionalisierten Formen des Glaubens⁴³⁴, namentlich der katholischen Kirche zu sehen. Dorothee

431 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 9./10.5.1942 (Nr. 234), S. 324.

432 Böll 2003: Brief an die Mutter vom 19.7.1942 (Nr. 282), S. 399.

433 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 3.8.1941 (Nr. 169), S. 238.

434 Georg Schwikart sieht Bölls Kritik vor allem auf die deutsche Kirche bezogen und macht geltend, dass Böll den irischen Katholizismus nie so stark kritisiert habe wie den deutschen. Böll hadere mit dem „formalisierten Christentum“ (Schwikart 1996, S. 16). Die letztgenannte Bezeichnung deckt sich mit dem,

Sölle zitiert in ihren Erinnerungen „Gegenwind“ einen Brief Bölls aus dem Jahre 1969 an die Organisator/innen des Politischen Nachtgebets in Köln. Böll schreibt darin:

„Liebe Freunde!

Es ist nicht zu fassen, daß es Ihnen bisher verweigert worden ist, Ihre Texte in einer katholischen Kirche zu beten. Bedenke ich die Sorgfalt, mit der jede einzelne dieser Veranstaltungen vorbereitet wurde, und den höflichen, engagierten Ernst, mit dem Sie mit dem Kölner Erzbischof und seinen Vertretern verhandelt haben, so werfe ich Ihnen vor, daß Sie nahe daran waren, Perlen vor die Säue zu werfen. Mit der Theologie ist es wie mit der Kunst: keiner weiß mehr so recht, wo sie anfängt, wo sie aufhört, ob es sie überhaupt noch gibt; nach allen Seiten werden die peinlichsten Konzessionen gemacht, langsam aber mit unaufhaltsamer Stetigkeit bröckelt das bis etwa 1960 unkritisch überkommene und übernommene theologische Bewußtsein und Selbstbewußtsein ab – und den Verfassern dieser „Politischen Nachtgebete“ wird es verweigert, sie in einer katholischen Kirche zu beten!

Es ist nicht zu fassen; ich frage mich, ob es Ihnen nicht zu wünschen wäre, daß Sie Ihre Verhandlungsbereitschaft aufgäben, bevor Ihr Angebot angenommen werden könnte. Annahme könnte in diesem Fall bedeuten, was die Studenten ‚umfunktionieren‘ nennen, gröber ausgedrückt: einkassieren. Ich begreife Ihren Eifer nicht, unbedingt in ‚geweihten‘ Räumen Aufnahme zu finden. Ist das noch wichtig? Würde es nicht Ihre Zuhörer, die Gemeinde, die sich in Köln um Sie gebildet hat, eher abschrecken? Ich begreife auch nicht, wieso freie Menschen, die die eine oder andere Kirchensteuer zahlen, mit einer Kirchenbehörde verhandeln. Sie haben das erste ‚Politische Nachtgebet‘ einem katholischen Pfarrer angeboten; der stimmte zu, wurde aber dann zurückgepfiffen, und in dieser Tatsache drückt sich ja die Schnödigkeit aus,

was oben „institutionalisiert“ bezeichnet wurde. In diese Richtung geht auch Bölls Unterscheidung „corpus christi“ (Körper, Leib Christi) vs. Corporation (Körperschaft), womit er einen Gegensatz in der sakramentalen Verfasstheit der Kirche zwischen von Christus gestifteter Gemeinschaft und der irdischen Repräsentation in der katholischen Kirche bezeichnet. Dazu Schwikart: „Fast kasuistisch, auf jeden Fall theologisch gewieft, war Bölls Unterscheidung von der Kirche als Corpus Christi und als Corporation, also Institution. Der ‚Körper‘ stand für ihn zu keinem Zeitpunkt zur Debatte. Dazu gehörte er, dazu wollte er gehören. Aber die ‚Körperschaft‘ des deutschen Katholizismus verurteilte er als rechtslastige, politikhörige Anstalt.“ (Schwikart 1996, S. 66) 1976 vollzog Böll mit dem Kirchenaustritt denn auch die Trennung von der Institution, bezeichnete sich selbst aber weiterhin als katholisch. (Vgl. ebd., S. 67 bzw. S. 59.)

die eine der Grundregeln amtlichen kirchlichen Handelns ist. Es sollte doch endlich genug sein mit der Höflichkeit gegen Unhöfliche, mit der Fairneß gegen Unfaire, und das Zeitalter der Demut gegenüber offiziös-offiziellen Vertretern der katholischen Kirche sollte endgültig vorbei sein. Solange der Kölner Bischof ungerührt die Steuern der katholischen Veranstalter dieses Nachtgebets kassiert, sollten diese ebenso ungerührt ihre ernste Arbeit weiterreiben. Mehr bleibt über dieses Problem kaum zu sagen. [...], M.S.] Sie sollten sich völlig freimachen von Empfindlichkeit für oder gar Ärger über irgendeine Kritik irgendwelcher etablierten Konfessionen; was Sie tun und planen, kann gar nicht in irgendeine der Kirchen – jedenfalls in keine der im Augenblick korporierten – integriert werden; Sie können nur Gäste sein, fremde Gäste, weil Sie nicht betreiben, was jede korporierte Konfession betreiben muß: „Interessen.“ Ihr Engagement, die christlichen Artikulationen zu vermenschlichen, die Menschwerdung der Gesellschaft zu betreiben, ist notwendigerweise fremd“⁴³⁵.

Es ist bemerkenswert, dass Böll in seinem Plädoyer für ein engagiertes Christentum auch hier die Metapher des Fremdseins verwendet. Auch wenn die Zwangslage in keiner Weise mit der Zeit von Krieg und Nationalsozialismus vergleichbar ist, zeigt sich hier doch eine Kontinuität im Empfinden Bölls, eine errungene existentielle Kontinuität, die den Alleingang und die damit verbundene Fremdheit nicht scheut.⁴³⁶ Der Brief ist nur ein Teil einer beispiellosen Fülle von couragierten öffentlichen und privaten Äußerungen und Einmischungen zum (kirchen)politischen Tagesgeschehen, von denen die umfangreiche Kölner Werkausgabe⁴³⁷ ein beredtes Zeugnis abgibt.

Als letztes mag die folgende Stelle Bölls Einsamkeit als Dissidenz verdeutlichen. Shakespeares Richard III. variierend⁴³⁸ beklagt Böll, keinen Menschen seines Glaubens um sich zu haben.

435 Sölle 2002b, S. 79ff sowie Böll 2008 (1969), S. 108–110.

436 In seinem erstmals 1983 veröffentlichten Gespräch mit Karl-Josef Kuschel erweitert Böll die Metapher des Fremdseins außerdem auf eine existentielle Grunddimension des Menschen hin: „Ich kann mir keinen Menschen vorstellen, der sich nicht – jedenfalls zeitweise, stundenweise, tageweise oder auch nur augenblicksweise – klar darüber wird, daß er nicht ganz auf diese Erde gehört. [...], M.S.] Was ich meine ist am besten mit dem Wort „fremd“ ausgedrückt, sich fremd fühlen. Ein besseres Wort gibt es dafür nicht.“ (Kuschel 1987, S. 65f). In diesem ist der Mensch für Böll „ein Gottesbeweis“ (ebd., S. 65). Diese spirituelle Deutung des Fremdheitsgefühls mag die Bedeutung der Metapher für Böll unterstreichen.

437 Böll 2002ff.

438 Vgl. Böll 2003; Stellenkommentar, S. 1334: „*Ein Kaiserreich für einen Menschen*“ Anlehnung an den Ausruf König Richards in William Shakespeares Tragödie

„Wenn man nur einen einzigen Menschen hätte, mit dem man reden könnte; aber das ist ja gerade das entsetzliche, daß du niemanden finden kannst, der deines Glaubens ist; ein Kaiserreich für einen Menschen, einen Christen, das wäre wahrhaft geschenkt; was ist ein Kaiserreich!“⁴³⁹

Auch wenn Glauben hier auf das Christentum, also die Religion, bezogen ist, versteht Böll hier seine Einsamkeit als seiner Überzeugung, seiner inneren Haltung geschuldet.⁴⁴⁰

Nun eignet sich Bölls Zeit im Krieg nicht wirklich für eine „Heldengeschichte“. Dazu ist sie in vielem zu unspektakulär. Böll hat zudem außerordentliches Glück gehabt. Es sind „kleine [...], M.S.] Fluchten“⁴⁴¹, die Böll sich herausnimmt und der Beginn einer Haltung innerer Souveränität, die ihn in der Nachkriegszeit zu einer der prägenden Gestalten der jungen Bundesrepublik machen sollte. Böll selbst vermeidet in der Rückschau bewusst die Vokabel „Widerstand“ für sein nicht-konformes Verhalten, im Folgenden auf seine Schulzeit bezogen:

Richard III., 5. Akt, 4. Szene: „Ein Pferd! ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!“ (Hervorhebung im Original, M.S.)

439 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 23/24.10.1942 (Nr. 365), S. 513.

440 Thomas Kühne verweist in seiner Analyse der ambivalenten Wirkung des Kameradschaftsgedankens auf das Beispiel des protestantischen Pfarrers und Dichters Sigbert Stehmann, der eine ähnliche Einsamkeit wie Böll durchlebt, allerdings das Glück hat, auch Gleichgesinnte um sich zu haben: „Aber wie schon diese beiden Sätze andeuten, war die Einsamkeit nicht total. Sie war vielmehr Ausdruck der Abscheu vor dem derben, radauhaften, von Sarkasmus, Nihilismus und Zynismus geprägten Umgang der meisten Kameraden. Diese Abscheu wurde zumindest teilweise aufgefangen durch die Geborgenheit der Stubengemeinschaft und jener Kameraden, mit denen Stehmann sich in der gleichen religiösen Einstellung verbunden wußte.“ (Kühne 1996, S. 183f.) Kühne legt außerdem dar, dass eine solchermaßen kritische Sicht des Kameradschaftsgedankens, die den Gruppenzwang betont und die die pazifistische Nachkriegsdichtung prägt, „nicht die Sicht auf die Masse der gegenteiligen Erfahrungen“ (ebd., S. 184) verstellen solle. (Vgl. ebd.). Im Rahmen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wirkt das „Kameradschaftspostulat“ (ebd., S. 188) in zweifacher Weise: „In seiner ideologisch überhöhten Form konnte der von ihm ausgehende Konformitätsdruck zum zentralen Faktor des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges, der Verbrechen an Kriegsgefangenen und Zivilbevölkerung, werden. Diesem konformistischen Charakter der Kameradschaft stand sein tendenziell subversives Moment gegenüber, die Neigung der Soldatengemeinschaft zum Schulterschluß gegen oben und außen. In demselben Krieg wirkte das Kameradschaftssystem daher auch als Schutz gegen die totalitäre Vereinnahmung der Soldaten, gegen ihre völlige Indienstnahme für die Ziele des Rassenkrieges.“ (Ebd., S. 188.)

441 Humburg 1998, S. 40.

„Meine unüberwindliche und (bis heute unüberwundene) Abneigung gegen die Nazis war kein Widerstand, sie *widerstanden* mir, waren mir widerwärtig auf allen Ebenen meiner Existenz: bewußt *und* instinktiv, ästhetisch *und* politisch, bis heute habe ich keine unterhaltende, erst recht keine ästhetische Dimension an den Nazis und ihrer Zeit entdecken können, und das macht mich grausen bei gewissen Film- und Theaterinszenierungen. In die HJ *konnte* ich einfach nicht gehen und ging nicht rein, und das war's.“⁴⁴²

An anderer Stelle – ebenfalls in der Rückschau – ergänzt Böll die Möglichkeiten einer „Verweigerung“ erwägend:

„Drei Jahre bis zum Abitur, wie viele Jahre bis zum Krieg, vielleicht weniger als drei? Und ich war zu feige, eine Verweigerung zu riskieren. Das wußte ich: die stummen, steinern aus KZs Entlassenen, die Vorstellung von möglicher Folter: nein, ich war nicht mutig. Dem Krieg zu entgehen, ganz gleich, wo – war außerhalb der Vorstellungsmöglichkeit.“⁴⁴³

Ohne die Bezeichnung „Widerstand“ zu verwenden, die, wie Böll zurecht darlegt, problematisch wäre, sehe ich in Bölls Handeln eher eine Kontinuität bzw. fortlaufende Entwicklung. Reid betont hingegen den Kontrast zwischen „unterlassene[m, M.S.] Widerstand“⁴⁴⁴ *vor*, gegenüber mutigem Eintreten gegen Unrecht *nach* der Stunde Null. Dementsprechend resümiert Reid:

„War Bölls literarisches Œuvre der Erinnerungsarbeit gewidmet, die ständige Mahnung, eine Zeit zu geringen Widerstandes nicht zu vergessen, so bestand sein öffentliches Auftreten vor allem darin, Widerstand gegen Unrecht zu praktizieren und zu ermutigen. Die Wurzeln dieses Verhaltens stecken vielleicht im unterlassenen Widerstand, von dem diese Briefe kundgeben.“⁴⁴⁵

Es ist offenkundig, dass Böll im Kontext der jungen Bundesrepublik andere Möglichkeiten hat, seine Haltung der Nicht-Konformität zu leben, als in Nazi-Deutschland. So sehe ich anders als Reid das politische Engagement des Schriftstellers Böll eher als eine Weiterentwicklung von Ansätzen des jungen „unsoldatischen Soldaten“ als eine „nachholende Wiedergutmachung“, was der Begriff „unterlassener Widerstand“ suggerieren würde.

442 Böll 1981, S. 8f (Hervorhebungen im Original, M.S.).

443 Böll 1981, S. 36.

444 Böll 2003: Nachwort, S. 1618. Reid folgt hingegen auch Irrgang, wenn sie Bölls Selbstzuschreibung dahingehend deutet, dass er „seinen nicht erfolgten Widerstand im Dritten Reich als Antrieb für seine sozialkritische Protesthaltung in der Bundesrepublik begriff.“ (Irrgang 2007, S. 285.)

445 Böll 2003: Nachwort, S. 1618.

2.2.1.2.7 Das Schreiben als Medium der Selbstbehauptung

Schließlich bleibt auch Bölls innere Selbstbehauptung von Kameraden und Vorgesetzten nicht gänzlich unbemerkt. Schon das regelmäßige Schreiben, das ja auch einen Moment des Für-Sich-Seins und damit einen Ausbruch aus dem militärischen Gruppenzwang bedeutet, bringt Böll in Dissidenz:

„Wir kennen ja nur Gebrüll, Gebrüll und keine Ruhe, keine Minute bis abends gegen halb zehn, wirklich keinen Abend vor 10 habe ich Ruhe; und doch schreibe ich noch jeden Tag mindestens zwei Briefe, das erregt das Staunen und ebenso die Wut sämtlicher Vorgesetzter immer wieder aufs neue, meine tägliche Schreiberei, die ich durchführe und durchführen werde, wenn ich am Sterben bin und sämtliche Zugführer der Wehrmacht sich den Hals abreißen...

Jeden Abend erscheine ich mit meinen Briefen in der Bude des Zugführers, selbst wenn der ganze Tag wieder voll Dienst und Exerzieren und Appellen und Nachappellen war; immer schreibe ich Dir mindestens einen Brief und möglichst auch noch einen nach Hause; das erregt die Leute maßlos, auch den Leutnant. Man soll nicht soviel schreiben, denn das verrät zuviel persönliche Interessen.“⁴⁴⁶

Die existentielle Bedeutung, die für ihn das Schreiben hat – auch im Sinne einer „psychischen Entlastung“⁴⁴⁷ – teilt Böll mit einem Großteil der Soldaten, für die die Feldpost die einzige Verbindung zur Heimat und damit den geliebten Menschen ist.

Humburg beschreibt die psychischen Wirkmechanismen der Feldpost für die Soldaten deshalb folgendermaßen:

„Die Post macht die Anteilnahme der Angehörigen praktisch erfahrbar. Sie schafft dem Empfänger Momente des Ausstiegs aus dem bedrohlichen Kriegsalltag; sie bringt „Abwechslung“ in der Langeweile, und sie lässt den jungen Soldaten, der seinen Mann stellen soll, Augenblicke einer verantwortungsfreien Kindrolle genießen [...], M.S.].

Der Brief wird zur Voraussetzung, dass ein zutiefst unangenehmer Zustand der Ungewissheit für Augenblicke beendet wird. Dies gilt besonders für die Älteren, die mit ihren Frauen korrespondieren und im Brief den Fortbestand ihrer Beziehung erkennen. [...], M.S.]

Der Soldat zieht einen Sinn seiner ganzen Existenz aus den Briefen.“⁴⁴⁸

446 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 25.7.1942 (Nr. 286), S. 404.

447 Linder 2009, S. 135.

448 Humburg 1998, S. 251.

In seiner bahnbrechenden Studie zur Feldpost des Ersten Weltkrieges und deren Rezeption in den Jahren bis 1933 weist Bernd Ulrich der Feldpost denn auch „eine entscheidende Rolle im mentalen, die Motivation stärken- den oder stabilisierenden Bereich“⁴⁴⁹ zu.

Die beiden folgenden Belegstellen hätten somit andere Soldaten auch schreiben können; es handelt sich um ein weit verbreitetes Empfinden, einen gängigen Topos⁴⁵⁰.

„Bald beginne ich mein sechstes Jahr, meinen sechsten Winter sowieso, und ich habe noch keinen einzigen Winter hinter dem Ofen sitzen dürfen. Wenn nur die Post weiterläuft, wird wohl alles zu ertragen sein. Die Post ist ja das einzige, was an ‚Leben‘ zu uns kommt. Das Leben eines einfachen Landsers ist ja wirklich schlimmer als das eines Tieres...“⁴⁵¹

Im Lazarett liegend, freut sich Böll über die Weihnachtspost:

„Von den Weihnachtsgeschenken habe ich noch eins der kostbarsten er- wischt, nämlich 10 von diesen Feldpostbriefen, nach denen ich wirklich ge- lechzt habe – denn das ist das Schlimmste für mich, wenn ich nicht mehr schreiben kann.“⁴⁵²

Die Feldpost steht jedoch nicht ausschließlich im Eigeninteresse der Sol- daten und ihrer Angehörigen. Klaus Latzel stellt zu Recht das zweifache Interesse der militärischen Obrigkeit an der Feldpost heraus:

„Im Zeitalter der modernen Massenheere besaß die F[eldpost, M.S.] eine be- sondere Bedeutung. Die Totalisierung der Kriegsführung erforderte nicht nur die umfassende Ausschöpfung der materiellen und personellen Ressourcen der kriegführenden Nationen, sondern auch deren mentale Mobilisierung. Diese aber war ohne die permanente Verbindung zwischen den Soldaten und ihren Angehörigen in der Heimat nicht herzustellen. Die wichtigste Aufgabe

449 Ulrich 1997, S. 39.

450 Weitere Belege finden sich z. B. bei Humburg 1998, S. 250-252; Irrgang 2007, S. 264.

451 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 20.10.1943 (Nr. 662), S. 928f.

452 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister Weihnachten 1943 (Nr. 708), S. 968. Noch in der Rückschau gut dreißig Jahre nach dem Krieg betont Böll die Be- deutung der Feldpost für die Soldaten: „Die Entlassung aus diesem Lazarett [Böll bezieht sich auf einen Lazarettaufenthalt in Ungarn, den Ort konkretisiert er nicht, M.S.] habe ich also hinausgezögert, weil ich auch inzwischen wieder mit meiner Frau korrespondieren konnte. Das war immer das Schlimme, wenn man verlegt wurde, kriegte man monatelang keine Post.“ (Böll 1979, S. 137)

der Feldpost, M.S.] war es, diese Verbindung zu ermöglichen, aber auch zu kontrollieren. [...], M.S.)

Das immense Briefaufkommen wurde von der militärischen Führung schnell sowohl als Quelle für die Stimmungslage der Briefschreiber wie auch als Problem der Kontrolle mißliebiger Äußerungen erkannt.⁴⁵³

Latzels hier auf den Ersten Weltkrieg bezogene Beobachtung lässt sich gleichermaßen für den Zweiten Weltkrieg geltend machen. Während es der militärischen Obrigkeit also darum ging, die Soldaten über den durch die Feldpost ermöglichten Kontakt „kriegsfähig“ zu halten und gleichzeitig über die Zensur einen Einblick in deren Stimmungslage zu bekommen und sie so zu kontrollieren, zeigt gerade die Notwendigkeit der Kontrolle des Briefverkehrs die ambivalenten Wirkmöglichkeiten des Kontakts. Mental gestützte Soldaten können einerseits womöglich besser kämpfen, andererseits können sie sich im Kontakt mit ihren Bezugspersonen außerhalb der Uniform einen Rest an Eigenständigkeit erhalten, der Zweifel an der Kriegslogik, am Zwang der Uniform nährt. Bei aller Instrumentalisierung der Feldpost im Sinne der Kriegsführung⁴⁵⁴, und sei es nur in Funktion eines „Ventils“, bleibt in ihr ein potentiell subversiver Kern, ein Risiko für die militärische Führung.

Die Besonderheit des Schreibens liegt bei Böll nun nicht im Schreiben an sich, sondern in der Intensität, Häufigkeit und Kontinuität seiner Briefwechsel. Das ist es, was den Kameraden auffällt und weswegen er bei der Obrigkeit aneckt. Er nimmt sich Zeit und schafft sich so einen kleinen Freiraum. In der historischen Rückblende mag das kaum verwundern. Wer von dem späteren Literaturnobelpreisträger weiß, kann sich kaum wundern, dass für ihn das Medium des Schreibens eine solche Möglichkeit darstellt. Ebenso wenig wird die Kraft seines sprachlichen Ausdrucksvermögens Erstaunen hervorrufen. Mit Recht hebt Reid die „literarische Qualität“⁴⁵⁵ der Briefe hervor. Im Kontext eines totalitären Zwangssystems allerdings ist eine solche Form identitätswahrender innerer Unabhängigkeit Überlebensmittel und Ausdruck von – wenn auch nicht öffentlicher – Opposition zugleich.

Eine weitere Besonderheit der Böll-Briefe liegt in der Offenheit, mit der der Schreiber auch negative Gefühle wie seine generelle Niedergeschlagen-

453 Latzel 2004, S. 473f.

454 In diesem Sinne resümiert Humburg: „Für die Menschen in den Zeiten des Krieges – so die Vermutung nach allen bisher dargestellten Befunden – stabilisiert der Feldpostbrief die Bereitschaft, den Krieg auszuhalten und mitzutragen“ (Humburg 1998, S. 269).

455 Böll 2003, Nachwort, S. 1608. Ebenso Philipp Alten: „Passagenweise ist der Schriftsteller auch stilistisch bereits zu erkennen.“ (Alten 2008, S. 49). Dagegen Irrgang: „Dessen Briefe haben insoweit noch wenig spezifisch Literarisches, obwohl der junge Böll dies immer leisten wollte“ (Irrgang 2007, S. 275).

heit und die gefühlte Einsamkeit ausdrückt. Humburg zufolge machten die Soldaten

„die beängstigenden Erfahrungen zunehmend mit sich ab. Dies nicht nur, um einem Männerideal zu entsprechen, sondern weil die briefliche Mitteilung von Angst und Resignation in Zeiten des Krieges gar keine rechte Entlastung, im ungünstigen Fall sogar neue Unruhe brachte.“⁴⁵⁶

Diese Offenheit ist Böll zum einen deshalb möglich, weil ihm in der Adressatin dieser Briefe mit Annemarie Böll eine Partnerin gegenübersteht, die bereit und auch genügend gefestigt ist, diesen Schmerz mit auszuhalten. Es besteht deshalb auch nicht die Gefahr, sie „als ‚Abladeplatz auszunutzen‘“⁴⁵⁷, sondern es handelt sich – soweit man aus Briefen solche Schlüsse ziehen kann – um ein auch für eine Liebesbeziehung besonders vertrautes Verhältnis des Paares. Zum anderen legt die Offenheit, mit der der Soldat Böll auch negative Gefühle thematisiert, Zeugnis davon ab, dass es ihm gelingt, seine Persönlichkeit trotz des Zwangs der Uniform zu wahren.

2.2.1.2.8 Die „Unehrgierigkeit“ des Soldaten Böll und die Kameraden

Der Soldat Böll geht aber nicht nur dadurch eigene Wege, dass er sich seine „zivilen Seiten“ im Austausch mit ihm vertrauten Menschen privat erhält, sondern er verhält sich auch als Soldat nicht „typisch“, nicht völlig konform.

Im selben Brief, in dem er die Reaktionen der Vorgesetzten auf sein Schreiben thematisiert, berichtet Heinrich Annemarie Böll, dass seine kurzzeitige Ernennung zum Gruppenführer wieder aufgehoben wurde:

„Ich bin jetzt nicht mehr Gruppenführer, sondern einfacher Gewehrschütze in meiner alten Gruppe; vielleicht, daß ich deshalb wieder so glücklich bin; es sind mittlerweile zu viele Leute zurückgekommen, die doch besser eine Gruppe führen können als ich, und so bin ich wieder abgesetzt und trete nur noch stundenweise als Gruppenführer auf; ich bin wirklich froh darum, ich habe nun einmal absolut keine militärische Fähigkeiten.

[..., M.S.] Vielleicht hast Du schon einmal von sturen Soldaten gehört, die alles über sich ergehen lassen; denk immer, daß ich auch so einer bin; daß das ganze Gebrüll und der ganze Unsinn, der mit uns getrieben wird, an mir abrutscht wie nichts; ich denk mir immer mein Teil...

456 Humburg 1998, S. 254f.

457 Humburg 1998, S. 233.

Immer, wenn jemand angeschnauzt wird, dann habe ich die simple Vision, daß er irgendwo im Gras liegt und verblutet an einer Wunde oder daß er tot mit nach vorn gebeugtem Kopf über seinem Gewehr irgendwo liegt, und daß die Briefe an ihn zurückgehen mit dem Vermerk: Für Deutschland gefallen... für Großdeutschland.

Immer, immer denke ich daran, wenn jemand – und sei es tausendmal mit Recht – angeschnauzt wird; daran liegt es wohl auch, daß ich kein Gruppenführer mehr sein kann...⁴⁵⁸

Diese Briefstelle zeigt zum einen die „Unehrgierigkeit“ Bölls, was das Militärische angeht, zum anderen seine ausgeprägte Empathiefähigkeit. Dahinter verbirgt sich eine bewusste Entscheidung, eine, wie James H. Reid zurecht darlegt, „demokratische[... M.S] Ablehnung der militärischen Hierarchie“⁴⁵⁹. Reid rückt den Umstand ins Blickfeld, dass Böll nicht nur in diesem Fall, sondern den gesamten Kriegszeitraum über nie militärisch Karriere gemacht hat:

„Böll selbst wurde nie Offizier: Erst nach zwei Jahren avancierte er vom Schützen zum Gefreiten, und nach weiteren zwei Jahren wurde er Obergefreiter; Gruppenführer wurde er nur ganz widerwillig. Für einen Intellektuellen seines Kalibers war das äußerst ungewöhnlich.“⁴⁶⁰

Als Beleg für seine These verweist Reid auf folgende Briefstelle ebenfalls aus dem Juli 1942:

„Ich bin es maßlos leid, so jahrelang als einfacher Soldat herumzulaufen, ohne die geringste Bequemlichkeit und Vergünstigung; vor allem aber ist es so beschissen, immer, immer mitten in der Masse drinzustecken; ich habe es mir oft und lange, lange überlegt, ob ich nicht Offizier werden soll; es wäre so einfach; in wenigen Monaten schon könnte ich als Leutnant herumlaufen, da ich ja die nötige Dienstzeit auf dem Buckel habe; ... Aber ich will es nicht; nein, ich werde niemals mehr Gedanken mir darüber machen, ich will es nicht; ich könnte es einfach nicht über mich bringen, auf dem Roß zu sitzen, stolz und sauber, und zu meinen Füßen die dreckige erschöpfte Masse nach einem langen Marsch; irgendwie gehöre ich viel mehr und inniger in die

458 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 25.7.1942 (Nr. 286), S. 405.

459 Böll 2003: Nachwort, S. 1569. Vgl. dazu auch schon früher Reid, der von Bölls Verbleiben als einfacher Soldat den Krieg über auf „einen gewissen Widerstand gegen Hitler“ (Reid 1991, S. 45) schließt. (Vgl. ebd.) In diesem Sinne auch Schwikart: Böll „bemühte sich, nur das Notwendigste zu leisten, und konnte so immer einer Beförderung aus dem Weg gehen.“ (Schwikart 1996, S. 14)

460 Böll 2003: Nachwort, S. 1569.

Masse, die leiden muß, mehr, mehr tausend Mal mehr als alle die, die zu Roß sitzen; sie sind nicht etwa schlecht; menschlich sind sie mir sogar zum größten Teil lieber, aber sie wissen es nicht besser, und von mir aus dürfen sie stolz sein und sauber; ich meine fast, es wäre ein Verrat an allem, was wir haben mitmachen und erleiden müssen, wenn ich jetzt Offizier werden wollte, weil mir der Dreck da unten nicht mehr gut genug ist...

Es ist ja unheimlich verlockend, die Aussicht, die Möglichkeit dem ganzen blöden Gesindel überlegen zu sein; einen Putzer zu haben, der alles erledigt, alle Dinge, die für mich eine Qual sind; wie waschen und Stiefelputzen; und ein Bett haben und Ruhe; und vorne zu sein, vorne weg, das ist das Verlockendste; nicht mehr hinten weit drin in der Masse wie ein Stück Scheiße; ach, es hat vieles für sich, fast alles; aber es wäre ein Verrat, und deshalb will ich es nicht; Du wirst mich schon verstehen.

Es ist eben doch so, daß die Offiziere eine Kaste sind, das ist das Ganze; und sie bleiben es auch; wenn es wirklich nur Führer wären und Soldaten, dann wäre es etwas anderes...⁴⁶¹

Beide Briefstellen verweisen auf das „Unsoldatische“ bei Böll. In der ersten Briefstelle zeigt es sich zum einen in der Formulierung, militärisch nicht begabt zu sein, zum anderen aber in seiner nicht aufgegebenen Empathie auch gegenüber den ihn drangsalierenden Kameraden. Letztere wird vor allem in der zweiten Stelle sichtbar. Darüber hinaus wird aber die bewusste Entscheidung Bölls gegen einen Aufstieg in die militärische Hierarchie und damit einer größeren Verantwortung für das Unrecht des Krieges angedeutet. Hier folge ich Reid.

An anderen Stellen beschreibt er, wie bereits zu sehen war, die Distanz zu den anderen, wirft ihnen Oberflächlichkeit und Derbheit vor, die in der zweiten Briefstelle durchaus noch mitschwingt. Nichtsdestotrotz fühlt er eine eher zivilistische Solidarität mit den gemeinsam in das Soldatenschicksal Gezwängten, das eben auch die Todesgefahr einschließt. Worin unterscheidet sich diese Form eher humanistischer Solidarität von martialischen oder eher obrigkeitskritischen Kameradschaftsmythen? Thomas Kühne charakterisiert mit einem Schwerpunkt auf den Ersten Weltkrieg den Kameradschaftsbegriff wie folgt:

„K[ameradschaft, M.S.] ist ein schwer faßbarer Begriff, weil er Widersprüchliches harmonisiert und äußerst unterschiedliche Sozialpraktiken umfaßt. Dazu gehört erstens der Gegensatz zwischen Tod und Leben, den die K[ameradschaft, M.S.] der (über)lebenden mit den gefallen Soldaten symbolisch überwindet (paradigmatisch ästhetisiert in Uhlands Gedicht Der gute

461 Böll 2003: Brief an die Mutter vom 19.7.1942 (Nr. 282), S. 398f.

Kamerad; zweitens der Gegensatz zwischen ‚gut‘ und ‚böse‘, denn K[ameradschaft, M.S.] manifestierte sich in der selbstlosen, sakralisierten, auf die Auslöschung des Ich zielenden Gruppenkohäsion der Soldaten als Täter wie als Opfer der kriegerischen Aggression: Kameradschaft war das Leitbild der ‚Zwangs‘-, ‚Leidens‘-, ‚Opfer‘-, ‚Schicksals‘- und Kampfgemeinschaft der Soldaten; drittens der Gegensatz zwischen ‚weichen‘, weiblich konnotierten und ‚harten‘, martialischen Männlichkeitsbildern und -praktiken (faßbar u.a. in Formeln wie der von der ‚rauen Geborgenheit‘ im Militär). Weiterhin gehören hierzu viertens Gegensätze zwischen zivilgesellschaftlichen, insbesondere regionalen und klassenmäßigen Bindungen, die angeblich durch den kameradschaftlichen Zusammenhalt bedeutungslos würden; fünftens Gegensätze zwischen Rang- und Hierarchieebenen des Militärs, die durch die Gleichheit vor dem Tod faktisch oder durch den egalitären, fürsorglichen Umgangstil der Offiziere aufgehoben würden; sechstens schließlich der Gegensatz zwischen vertrauter ‚Gemeinschaft‘ und anonymer ‚Gesellschaft‘, indem die K[ameradschafts, M.S.]erfahrung von der kleinen Soldatengruppe auf imaginäre Großgruppen, zunächst das Militär insgesamt (‚Waffen-K[ameradschaft‘, M.S.]) und schließlich die Nation übertragen wird. [...], M.S.]

Als militärische Tugend war das Leitbild der K[ameradschaft, M.S.] kein deutsches Spezifikum, sondern findet sich in analoger Form auch in den Armeen der anderen Länder. Allerdings wurde K[ameradschaft, M.S.] nur im Nationalsozialismus zum offiziellen, nahezu alle staatlichen, gesellschaftlichen und sogar privaten Bereiche durchdringenden Ordnungsprinzip⁴⁶², M.S.] erkoren.⁴⁶³

Legt man Kühnes Analyse zugrunde, so gewinnt Bölls Weg, im totalitären Kontext seine Identität zu wahren, an Kontur. Er verzichtet selbst auf das Freund-Feind-Schema im Sinne eines nationalistischen Verständnisses, er nimmt ein Unten und Oben im Sinne der militärischen Hierarchie wahr und sieht sich in einer Solidarität mit den einfachen Soldaten. Er ist nicht ganz frei von der Hoffnung, dass sich diese Solidarität an der Front auch über die Hierarchiegrenzen hinweg im Sinne einer „Schützengraben“-Gemeinschaft ausdehnen lässt. Er wendet sich aber massiv gegen eine Auslöschung des Ich und pflegt insbesondere in dem intensiven Briefwechsel mit

462 Vgl. dazu Brackmann/Birkenhauer: „**Kameradschaft** [...] M.S. ist] nach ns. Auffassung eine neue Form der menschlichen Gemeinschaft – durch Überwindung der sozialen Gegensätze zwischen den Volksschichten und den Zusammenschluß der Gefolgschaft“ (Brackmann/Birkenhauer 1988, S. 109, Hervorhebung im Original, M.S.) mittels Glaubens und Gehorsams.

463 Kühne 2004, S. 602f (Hervorhebung im Original, M.S.). Zur Rolle der Kameradschaft als „emotionales Bindeglied“ (Humburg 1998, S. 175) und dem Verhältnis von Kameradschafts- und Liebesbeziehung, vgl. Humburg 1998, S. 175f.

Annemarie seine „weiche“ und „zivile“ Seite.⁴⁶⁴ Schließlich ist er immun gegenüber nationalsozialistischer Vergemeinschaftungsideologie.⁴⁶⁵

Schon in diesem kurzen Befund zeigt sich meines Erachtens deutlich Bölls Dissens gegenüber den gängigen Erwartungen und Deutungen innerhalb des Militärs, den ich hier im Sinne einer „zivilistischen“ bzw. „humanistischen“ Solidarität beschrieben und von gängigen Kameradschaftsvorstellungen abgegrenzt habe, von denen – das ist zu betonen – Böll als Soldat trotzdem nicht völlig unbeeinflusst ist.

Auf den Punkt gebracht ist ein solchermaßen humanistischer Diskurs weitreichender, nämlich alle Menschen einschließend. So verleiht der „Kariereverzicht“ als bewusste Entscheidung dem, was oben „innere Emigration“ genannt wurde, Ausdruck. Das Unterlaufen der militärischen Hierarchie wird zu einer nonkonformistischen Handlung, die eine, wenn auch vorsichtige Unterbrechung der militärischen Logik und in diesem Sinne auch der Gewalt darstellt.

464 Humburg legt in seiner scharfsichtigen Analyse die komplizierte Wechselwirkung zwischen der über die Feldpost aufrechterhaltenen und gelebten Liebesbeziehung und den Bindungen an die Angehörigen mit der militärischen Zwangslage dar: „Aber selbst in Zeiten der Niederlage ist eine Flucht aus der militärischen Zwangslage für den Soldaten kaum aus den Motiven der Liebe gegenüber den Angehörigen zu rechtfertigen. Zum einen wäre seine Existenz unter der perfekten Maschinerie der Wehrgerichtsbarkeit kaum sicherer geworden, zum anderen müsste er sich selbst beim Überleben der Verachtung durch die Menschen in seiner Heimat, wenn nicht sogar durch die Angehörigen und die Partnerin ausgesetzt sehen. So konnte man von Seiten der militärischen Führung getrost darauf setzen, die emotionalen Bindungen in die Heimat sogar zu befördern, ohne daraus eine Gefahr für die innere Stabilität befürchten zu müssen.“ (Humburg 1998 S. 174.) Trotz der von ihm auch nicht ganz ausgeschlossenen subversiven Wirkung der Liebe sieht Humburg also die Liebe eher als stabilisierend, selbst was die „Kampfbereitschaft“ der Soldaten angeht. Ein Grund für den Durchhaltewillen vieler deutscher Soldaten war in den letzten beiden Kriegsjahren denn auch, die Angehörigen vor der möglichen Rache der alliierten Truppen zu schützen. Auch wenn Böll sowohl in seiner Familie als auch bei Annemarie auf mehr Verständnis für einen solchen Schritt hoffen durfte, bleibt seine zeitweilige Desertion in den letzten Kriegsmonaten deshalb bemerkenswert.

465 Das soll nicht heißen, dass sich in Bölls Briefen nicht auch aus heutiger Sicht „problematische“ oder zumindest dunkle Stellen finden. (Vgl. dazu Linder 2009, S. 157ff.) In mancherlei Hinsicht zeigen sie Böll doch als Kind seiner Zeit, wobei der jeweilige Kontext, Rücksichten auf die Zensur etc. mit zu berücksichtigen ist. Im Verhältnis zu den hier thematisierten Stellen treten sie jedoch in den Hintergrund.

2.2.1.2.9 Bölls Kriegsgegnerschaft

Bisher wurde die Situation des Soldaten Böll parallel zur Erfahrung der „Inneren Emigration“ untersucht. Bezugspunkte waren dabei Bölls Isolation und spürbare Entfremdung. Nun können diese beiden herausgearbeiteten Gemeinsamkeiten um einen wesentlichen inhaltlichen Gesichtspunkt ergänzt werden: Bölls Kriegsgegnerschaft. Es wurde bereits dargestellt, dass sich Böll dem militärischen System zu entziehen versucht, soweit es ihm möglich ist, ohne in offenen Widerstand überzugehen. Nichtsdestotrotz äußert er im privaten Bereich wie in der Feldpost klar, dass sich seine kritische Haltung gegenüber dem Krieg nicht geändert hat. Gelegentliche Verunsicherungen zeigen sich in Antwort auf Selbstzweifel, wenn es ihm, wie oben zitiert, wichtig ist auch seinen „Mann [zu, M.S.] stellen“⁴⁶⁶. Solche Formulierungen deuten darauf hin, dass sich Böll dem Gruppendruck der Kameraden nicht ganz entziehen kann. Noch deutlicher wird dies im Folgenden sichtbar:

„Du weißt ganz sicher, daß es für mich nicht leicht ist, einen Krieg der Relativität hier in der Heimat zu führen; Du weißt, daß ich viel lieber in die absolute Atmosphäre der Front gestellt sein möchte, aber ich kann nicht, das ist mir immer mehr klargeworden, daß ich wirklich auf eine tückische und schlimme Art krank bin, viel mehr, als ich selbst geglaubt hätte, und daß ich selbst auch gequält werde von Zweifeln, ob ich nun der Heimat wegen hierbleibe, um in Deiner Nähe zu sein, oder ob meine Krankheit wirklich so schlimm ist und ich es nicht doch noch einmal versuchen sollte – das wirst du alles verstehen; aber ich muß auch darin mir klar werden und ganz klar sein, denn es quält mich oft bis zur Verzweiflung, und es ist ganz gewiß nicht einfach, später und auch jetzt, immer sagen zu müssen, daß man den Krieg in Köln verbracht hat. Doch das ist im Grund ja doch nur Eitelkeit, und ich muß sehen, daß ich es ernsthaft überwinde.“⁴⁶⁷

466 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 14.8.1942 (Nr. 306), S. 436. An anderer Stelle formuliert Böll: „Oft wünsche ich mir, daß Gott mich hineinstellen soll in den wirklichen Kampf, wo doch die eigentliche Stätte des Soldaten ist; ich glaube, das würde eine Läuterung sein; aber ich weiß auch, daß das nicht das Wesentliche ist; ich weiß, daß Ferdinand Ebner den Krieg verbracht hat, ohne Uniform zu tragen, und doch so große Dinge gesagt hat; aber schließlich bin ich nicht – ach Gott, lange nicht – so groß wie er, und vielleicht wäre für mich die Läuterung die Hölle des Feuers – oder der Himmel des Kampfes – das einzige, was ich je vom wirklichen Krieg gesehen habe, sind ein paar Tieffliegerangriffe auf unserer Bude damals an der Küste gewesen und einige Tage schweres Feuer der englischen Artillerie; denn jedes Kind zu Hause hat letztlich mehr vom Krieg gespürt als ich.“ (Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 29.11.1942 (Nr. 388), S. 543)

467 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 17.-19.3.1942 (Nr. 221), S. 306f.

In der Rückschau spricht Böll außerdem davon, dass es ihm auch wichtig war das „Fronterlebnis“⁴⁶⁸ mitzubekommen, um sozusagen „mitreden“ zu können und es so zu „entmythologisieren“⁴⁶⁹. Beides kann jedoch nicht sei-

468 Zur Bedeutung des „Fronterlebnisses“ in der NS-Sprache im Folgenden zwei Belege:

1. „Fronterlebnis. Front experience. Writing style emphasizing World War I as a unifying experience of camaraderie and nationalism preparing German people to die for Germany.“ (Michael/Doerr 2002, S. 169.)

2. **„Fronterlebnis, Frontgeist, Frontgemeinschaft geprägt** und verbunden durch das gemeinsame Erlebnis des Ersten Weltkriegs und die Bereitschaft, für Deutschland zu fallen; wurde als Erziehungsziel auf den ns. Staat übertragen“ (Brackmann/Birkenhauer 1988, S. 76, Hervorhebung im Original, M.S.). Die „Erziehungsaufgabe“ wendet sich explizit gegen Individualismus und Humanismus (vgl. ebd.).

469 Heinrich Böll/Lew Kopelew 1981: Warum haben wir aufeinander geschossen? Mit Beiträgen von Klaus Bednarz, Bornheim-Merten (Lamuv). Im Einzelnen äußert sich Böll zu der Problematik seines Fronterlebnisses wie folgt:

„Heinrich Böll: Ich bin sogar sozusagen freiwillig hierher gekommen [nach Russland, M.S.]. Ich kann das nicht anders ausdrücken. Ich hab's auch mal erklärt. Wir sind erzogen worden in der Schule von ehemaligen Frontsoldaten des ersten [sic!, M.S.] Weltkrieges. Und das Fronterlebnis war das Erlebnis unserer Vätergeneration, nicht das Erlebnis meines Vaters persönlich, er war ein Anti-Frontkämpfer, aber das ist uninteressant. Ich hatte bis 1941 nichts Ernsthaftes mit dem Krieg zu tun, nennen wir es so. Nach Frankreich kam ich erst, nachdem die Kriegshandlungen vorüber waren, als Besatzungssoldat. Es war eine wirklich törichte und auch unverantwortliche Neugierde, ich wollte wissen, wie das an der sogenannten Front ist. Dieses Erlebnis wollte ich selber auch haben, es war nicht psychologisch, sondern, ich kann es nicht erklären...
Klaus Bednarz: Mehr emotionell?

Heinrich Böll: Ich hätte das verhindern können. Wenn man so den ganzen bürokratischen Apparat der Wehrmacht kannte und die Möglichkeit, sich zu drücken, Atteste usw., hätte ich in Frankreich bleiben können. Ich dachte, ne, da fährste mal hin. Das hört sich jetzt salopp an. Nicht weil's Rußland war, sondern um das sogenannte Fronterlebnis auch mal zu erfahren.

Klaus Bednarz: Aber die Tatsache, daß es Rußland war, hat Sie auch davon nicht abhalten können?

Heinrich Böll: Nein, nein. Mich interessierte das auch als Kampferlebnis gar nicht. Ich wollte nur einfach wissen, wie ist das, und bin dann auf die Krim gekommen, sehr spät, die war schon eingeschlossen; ich hab' meinen Leichtsinn und meine Torheit sofort bereut. Es war ja auch unverantwortlich gegenüber meiner Frau und meiner Familie, ich war ja schon verheiratet. Ich hab's dann also mitgekriegt, nennen wir das so. Merkwürdigerweise habe ich kein schlechtes Gewissen dabei gehabt. Und bin nun mal in dieser Armee mitgetrottet, ich kann das nicht anders nennen, ich war ein Mitläufer im wörtlichen Sinne, Sie haben's so genannt. Ich bin dann reumütig zurückgekehrt, mußte nochmal zu-

ne sich durch die gesamte Korrespondenz hindurch ziehende und immer wieder artikulierte Abscheu vor dem Krieg in Frage stellen.

Bölls Schreiben ist von einer konstant ablehnenden Haltung gegenüber dem Krieg geprägt. Kulminationspunkte finden sich in besonders eindrücklichen, extremen Erlebnissen sowie in Situationen, in denen der Kontrast zwischen gewünschter und erfahrener Wirklichkeit besonders hervortritt. Dies sind unter anderem sein Fronteinsatz im Osten und die Konfrontation mit dem zerstörten Rotterdam. Die folgenden Beispiele gebe ich weitgehend in chronologischer Reihenfolge. Sie beanspruchen keine Vollständigkeit, können aber einen guten Eindruck der Böllschen Haltung geben.

Schon im ersten Kriegsjahr findet Böll unter Eindruck des zerstörten Rotterdam sehr deutliche Worte zum Kriegsgeschehen.

„Gegen Abend fuhren wir dann durch Rotterdam; es ist wirklich grauenhaft zerstört; heller Wahnsinn. [...], M.S.] Der Krieg ist das verkörperte Entsetzen...“⁴⁷⁰

Und ein paar Tage später berichtet er immer noch unter dem Eindruck der Zerstörungen, die er vom Zug aus wahrgenommen hat:

„Aber wenn man alles, was wir längst [sic!, M.S.] der Bahnlinie an zerschossenen Gebäuden gesehen haben, zusammenrechnet, dann ergibt das nicht so viel, wie wir in Rotterdam bei halber Dunkelheit teils sehen, teils fühlen konnten; stellt Euch vor, daß alles, was in Köln zwischen den Ringen und dem Rhein liegt (also die ganze Altstadt) und noch etwa 100 Meter in die Neustadt hinein, vollkommen dem Erdboden gleichgemacht sei, und Ihr fuhret dann auf dem etwa zehn Meter hochgelegenen Bahndamm darüber hinweg; es war wirklich wie in der Hölle; dann sah man noch in den Kellern der zerstörten Häuser hier und dort Lichter flackern und die Schatten von Leuten, die etwas suchten; es gibt nichts Grauenhafteres als den Krieg...“⁴⁷¹

rück, also nochmal das sogenannte Front-Erlebnis, da war die deutsche Armee schon in Rumänien und Ungarn, da habe ich das dann nochmal mitgemacht, aber dann war Schluß damit. Ja dann war Schluß. Wissen Sie, das ist sehr kompliziert. Dieser Männlichkeitsmythos ‚Fronterlebnis‘, das war mir immer verdächtig, schon als Junge. Wenn in der Schule die Lehrer anfangen zu erzählen: ‚Da stürmten wir, und dann schoß mir einer durchs Kochgeschirr...‘ und so‘ne Scheiße, und wollte das auch entmythologisieren. Das ist mir gründlich gelungen. Und auch an mir selbst gründlich gelungen.“ (Böll/Kopelew 1981, S. 21-23.)

470 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 4.8.1940 (Nr. 65), S. 90.

471 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 7.8.1940 (Nr. 67), S. 93.

Die Schuldfrage formuliert Böll an beiden Stellen nicht, so wie er in diesem Punkt überhaupt höchst selten konkreter wird – mit Rücksicht auf die Zensur, wie anzunehmen ist. Die Adressat/innen, ob es nun Annemarie Böll oder die Familie ist, kennen Böll gut genug, um zu wissen, dass es sich in diesem Punkt um ein beredtes Schweigen handelt. Die reine Beschreibung birgt bereits die Verurteilung der Tat in sich, auch wenn Böll hier eher allgemein formuliert.

Konkreter wird Böll im nächststehenden Beispiel:

„Ich hasse dieses ganze blöde Gesindel und den irrsinnigen Krieg, der doch nur für die Machtgelüste einiger weniger geführt wird; ich hasse mein Gewehr und das grausame Mordgerät, alles hasse ich bis aufs Blut, mit meiner ganzen Kraft und meinem ganzen Wesen hasse ich den Krieg mit allen seinen Erscheinungen.“⁴⁷²

Hier nennt Böll Machtinteressen der Herrschenden, sprich: der Nationalsozialisten als Motiv für den Krieg.

Das „(Kriegs-)Hass-Motiv“ ist eine sehr häufig auftauchende Wendung in Bölls Auseinandersetzung mit dem Krieg. Hier wendet er soldatische und nationalsozialistische Rhetorik⁴⁷³ gegen den Kern soldatischen Handelns, den Krieg, und hebt sie so auf.

Die Formulierung erhält ihre Normativität dadurch, dass sich ihre Spitze gegen ein großes, wenn nicht größtmögliches Übel richtet. „Krieg dem Kriege“ wäre eine vergleichbare Formulierung und gehört zum Erbe des Pazifismus des beginnenden 20. Jahrhunderts. In etwas anderer Zuspitzung personalisiert Böll in den folgenden beiden Belegen. Der Krieg wird nicht ausschließlich als anonymes Geschehen angegriffen, sondern auch diejenigen einbezogen, die ihn befürworten oder zulassen. Es lässt sich von einem rhetorisch radikalen Anti-Militarismus sprechen.

„Es gibt nichts Brutaleres und Verbrecherisches als den Krieg, und ich hasse ihn aus voller Seele, ich hasse ihn und alle, die ihn lieben oder auch nur dulden.“⁴⁷⁴

In seiner vielleicht schärfsten Formulierung kurz nach einer schweren Verwundung⁴⁷⁵, dank der er die Ostfront verlassen kann – er ist am Tag davor

472 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 15.9.1942 (Nr. 332), S. 472.

473 Zur Bedeutung des Wortes „Haß“ in der nationalsozialistischen Sprache vgl. Michael/Doerr 2002, S. 203: „**Haß**. Hatred. For Nazi ideology, in combination with heroic, a positive for the Nordic race; in combination with Jewish, a negative.“ (Hervorhebung im Original, M.S.)

474 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 10.6.1944 (Nr. 815), S. 1064.

475 Böll 2003: Chronik 1917-1945, S. 1505f. „31.5. [1944, M.S.] Heinrich Böll wird bei Kämpfen bei Stanca, 10 km nördlich von Jassy verwundet. Mit einem Lazarett-

erst in der Krankensammelstelle angekommen – , steigert Böll seine Verurteilung des Krieges und derjenigen, die ihm in dieser Frage nicht konsequent folgen, noch einmal:

„Ich hasse den Krieg, ich hasse ihn aus tiefster Seele, den Krieg und jedes Lied, jedes Wort, jede Geste, jeden, der irgendwie etwas anderes kennt für den Krieg als Haß. Er ist ja so völlig sinnlos, und die Politik ist so maßlos infam und verdorben, daß es niemals berechtigt sein kann, einen solchen Krieg zu beginnen und so unmenschlich lange zu halten.“⁴⁷⁶

Diese konsequente Haltung in der Verurteilung des Krieges bedeutet nicht – das ist an dieser Stelle festzuhalten –, dass er den Stab über einzelne Soldaten bricht. Für den Einzelnen findet Böll – fast möchte man sagen immer – Nachsicht, so wenn er selbst für schikanöse Vorgesetzte oft noch milde Worte findet:

„Die Kasernen – man braucht nicht lange zu überlegen, um zu dem sicheren Entscheid zu kommen, daß die Kasernen die trostlosesten Orte auf dieser Erde sind. Die Feldwebelgesichter und die Unteroffiziersnacken, die so widerlich und doch wieder in einem ganz tiefen Sinn unschuldig sind – wo ist da überhaupt ein Schuldiger zu finden.“⁴⁷⁷

zug erreicht er über Tirgu Frumos – Pascani – Roman – Bacau – Adjud – Tirug Ocna und Comanesti, Sinfu Gheorge (Sepsiszentgyörgy), wo er am 4.6. in der Krankensammelstelle aufgenommen wird.“ (Hervorhebung im Original, M.S.)

476 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 5.6.1944 (Nr. 810), S. 1056f.

477 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 28.2.1942 (Nr. 218), S. 301. Eine ähnliche Formulierung findet Böll über ihm fremde Kameraden: „Meine Sehnsucht nach Leben, Musik und Arbeit ist ganz wahnsinnig groß, aber sie quält mich nicht; ach, sie hält meinen ganzen Stolz aufrecht, und meine ganze Kraft hält sie zusammen inmitten dieses plärrenden Volkes, das wirklich nie und nimmer weiß, was es tut, das schmeichlerisch ist und nicht Trauer und Glauben kennt, das aber doch nicht verurteilenswert ist.“ (Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 7.9.1942 (Nr. 326), S.463). Auch wenn Böll unter der Oberflächlichkeit seiner Kameraden sichtlich leidet, verbittet er sich dennoch eine Verurteilung. Ähnlich differenziert Böll in der folgenden „Schimpfkanonade“, die Härte seiner Worte spürend – vielleicht auch in Rücksicht auf Annemarie –, sein Urteil: „Wenn man den Extrakt ziehen wollte aus dem Gehirn der kleinen Leutnants, die hier klirrend erscheinen und nach 2 Wochen dann noch bedeutend kleiner werden – ach, es käme keine kräftige Bouillon dabei heraus; oft erfüllt mich ein abgründiger Haß gegen dieses ‚Völkchen‘, das den Krieg von der leichten Seite zu nehmen fähig ist. Gott helfe uns, daß wir mit brauchbarem Geist, unverletztem Gehirn und wacher Phantasie aus diesem Desaster herauskommen und nur einige Worte dann sagen dürfen... ach, ich weiß ja, daß dieser Haß

Es ist Bölls Blick für Strukturen und Zwänge, denen er selbst ja auch ausgesetzt ist, wenn er beispielsweise kurzzeitig Führungsaufgaben übernehmen muss, der ihn vor moralischem Eifer bewahrt und seine Empörung in Richtung einer Systemkritik lenkt. Marcel Reich-Ranicki hat dargelegt, dass sich dieser, wie er es nennt, „intuitive Antimilitarismus“⁴⁷⁸ noch bis in Bölls Werke der frühen Nachkriegszeit verfolgen lässt:

„Ein nennenswerter Unterschied zwischen der Perspektive des Autors und derjenigen seiner im Mittelpunkt stehenden Figuren scheint übrigens nicht vorhanden zu sein. Der Krieg erscheint in diesen Büchern nicht als Folge menschlicher Handlungen, die sich erfassen und analysieren lassen, sondern als undurchschaubares und grausames Phänomen, als eine furchtbare Krankheit, deren einzelne Symptome schmerzhaft bekannt, deren Ursachen aber unbegreiflich sind. Der junge Böll zeigt nicht, wie die Menschen den Krieg machen, sondern was der Krieg aus den Menschen macht.“

Natürlich wird der Krieg von ihm mit größter Heftigkeit abgelehnt und verabscheut, doch handelt es sich um einen vorwiegend intuitiven Antimilitarismus. Die Anklage kann nicht missverstanden werden, aber ihr fehlt eine präzise Adresse. Es dominiert immer die Klage. Andreas aus *Der Zug war pünktlich*, Feinhals aus *Wo warst du, Adam?* und die Landser aus den während des Krieges spielenden Kurzgeschichten werden indes höchstens in einem metaphysischen Sinne für schuldig erklärt, hingegen von konkreter und individueller Schuld freigesprochen und stets nur als Leidtragende dargestellt.⁴⁷⁹

Ein weiteres bereits in den obigen Beispielen sichtbares Mittel, sein Entsetzen auszudrücken, sind für Böll Steigerungsformen, die er immer wieder variiert.

„Es gibt nichts Furchtbareres als den Krieg.“⁴⁸⁰

unbegründet ist, ich weiß es wirklich, daß diese jungen Herren ganz unschuldig sind und sogar im Recht mit ihrer Lustigkeit und ihren heiteren Gemütern, aber muß es nicht manchmal ungerecht erscheinen, daß wir die Schwere und das große, unsagbar drückende Gewicht immer spüren müssen, daß unser Gemüt schwarz ist wie die Nacht und alle dunklen und schweren Geheimnisse des Krieges immer gegenwärtig? Schlimm ist, daß man so abscheulich kalt und hochmütig dabei wird, aber vielleicht ist das nur ein notwendiger Panzer. Gott helfe uns, daß wir ihn nie verlieren...“ (Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 23.4.1943 (Nr. 521, S. 716f.)

478 Reich-Ranicki 1986, S. 26.

479 Reich-Ranicki 1986, S. 26f (Hervorhebung im Original, M.S.).

480 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 21.10.1943 (Nr. 663), S. 930.

Als eine Art „Katalysator“ wirken dabei Bölls Fronterfahrungen. Aus Ver zweiflung über den militärischen Drill und die sinnlose Stumpfsinnigkeit seines Kriegsalltags „sehnt“ Böll sich zwar phasenweise an die Front:

„Vielleicht wäre es wirklich das beste und einzige, wenn ich an die Front käme; ach, das einzige, was mich retten kann, ist das Ausziehen der Uniform, dann erst würde ich wieder gesund, und ach, ich könnte arbeiten.“⁴⁸¹

Böll verwirft den paradox anmutenden Gedanken, sich als Kriegsgegner an der Front zu bewähren, aber gleich wieder, indem er den Wunsch, Zivilist zu sein, höher stellt. Sein eigentlicher Wunsch ist, nicht mehr in der Kaserne und am besten überhaupt nicht mehr im Krieg zu sein. Dass Böll trotzdem zunächst nicht ganz frei von der Faszination des „Fronterlebnisses“ ist, wurde bereits dargelegt. Schließlich holt ihn aber auch dort die nun um eine Dimension des Grauens erweiterte Kriegswirklichkeit ein. Im Krieg gibt es für ihn keinen Ort inneren Friedens und Glücks:

„Der Krieg ist grausam und schrecklich, wirklich höllisch – Einzelheiten kann ich Dir nicht schreiben, denn wer weiß, wie lange die ‚Ruhe‘ dauert. Ich schreibe Dir aus einem Erdloch, das mir in diesen 3 Tagen schon unzählige Male das Leben gerettet hat.

Später einmal werde ich Dir einzelnes von diesen Tagen erzählen, in denen ich dem Krieg in sein wahres Gesicht sehe.“⁴⁸²

481 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 3.2.1942 (Nr. 210), S. 292. Vgl. auch die folgenden Briefstellen: „Hier haben wir alle Unannehmlichkeiten der Front ohne ihre Annehmlichkeiten. Ach, es ist wahr, daß dieses hier besser ist als das ganze Kölner Landesschützendum“ (Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 19.7.1942 (Nr. 281), S. 396. „Ganz ehrlich muß ich doch sagen, daß mir dieser Krieg trotz aller Mühsal und Entbehrung viel, viel besser gefällt als das Leben in der Kaserne...“ (Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 26.7.1942 (Nr. 287), S. 407. Zu den beiden vorangehenden Stellen ist anzumerken, dass sie beide noch vor Bölls Einsatz an der Ostfront geschrieben sind. So ist die akute Bedrohung für die Soldaten, wie sich ja auch an Bölls Verwundungen zeigt, an der Ostfront deutlich größer. Meines Erachtens drücken sie eher die absolute Abneigung Bölls gegen das Kasernenleben aus verbunden mit der Hoffnung an der Front, weniger Schikanen ausgesetzt zu sein. Der Gedanke sich im Krieg zu bewähren, den Böll an einigen Stellen indirekt äußert, ist, wenn er ihn nicht sowieso gleich verwirft, wie bereits gesagt, eher, dem Gruppendruck und Rechtfertigung gegenüber dem Vorwurf, „feige“ zu sein oder es „bequem“ zu haben, geschuldet. Dass Böll auch so etwas wie „Neugier“ auf das Fronterlebnis bewegte, wurde oben bereits diskutiert. Kriegsbegeisterung bleibt ihm jedoch im gesamten Briefcorpus fremd.

482 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 14.11.1943 (Nr. 682), S. 947.

Noch unter dem Eindruck einer eigenen Verletzung⁴⁸³ stehend, schreibt Heinrich an Annemarie Böll:

„Der Krieg ist entsetzlich, grausam und bestialisch, ich kann es dir nicht beschreiben, vielleicht kann ich Dir später erzählen.“⁴⁸⁴

Schließlich sieht sich Böll einem geradezu unentrinnbaren, negativen Einfluss des Krieges ausgesetzt.

„Ich habe wirklich großes und unstillbares Heimweh nach dem Frieden. Es ist furchtbar, wie unser Herz, unser ganzes Wesen vergiftet ist von diesem entsetzlichen Krieg. Niemals kann man wirklich eine Minute frei sein. Wir sind immer mitten darin, es ist düster aufreibend und ohne eine Aussicht auf ein Ende.“⁴⁸⁵

Das Motiv der „Vergiftung“ erinnert stark an das Entfremdungsmotiv.

Nach seinem abermaligen Fronteinsatz mit erneuter Verwundung⁴⁸⁶ bilanziert Böll:

„Ich weiß nun, daß der Krieg ein Verbrechen ist, ein absolutes Verbrechen, das schlimmste! Es birgt alle anderen Verbrechen in sich alle, alle, alle...“⁴⁸⁷

2.2.1.2.10 Kraftquellen im „toten Leben“: Die Liebe, der Glaube und das Schöne

Seiner konstant ablehnenden Haltung entspricht das gefühlte Leiden am Krieg, das er immer wieder in das Oxymoron des gegenwärtigen „toten Lebens“ und die Sehnsucht nach dem wirklichen bzw. eigentlichen (zivilen) Leben fasst.

„Ach, es ist so, wenn du in einer Bude sitzt unter vielen anderen Soldaten, bei irgendeinem Dienst oder beim Warten auf irgend etwas – und unser halbes Leben ist ja Warten –, weißt Du, so mittendrin sitzen in einer Masse und die-

483 Böll 2003: Chronik 1917-1945, S. 1504: „20.11.[1943, M.S.] Durch Granatsplitter wird Heinrich Böll am Fuß verletzt.“ (Hervorhebung im Original, M.S.)

484 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 21.11.1943 (Nr. 689), S. 952.

485 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 17.2.1944 (Nr. 742), S. 1002f.

486 Böll 2003: Chronik 1917-1945, S. 1505: „31.5.[1944, M.S.] Heinrich Böll wird bei Kämpfen bei Stanca, 10 km nördl. von Jassy verwundet.“ (Hervorhebung im Original, M.S.)

487 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 10.6.1944 (Nr. 814), S. 1063.

sem Geschwätz ausgeliefert bist, diesem ewig gleichen, blöden und albernen, hirnlosen Geschwätz, das so seicht ist wie nur irgendein fauliger Tümpel, dann kannst du oft nur denken, daß du verloren bist, auf ewig verloren, daß alles, was dich am Leben erhält, alles, was wirklich dein Leben ausmacht, alles das erscheint dir dann tot und abgestorben und vollkommen gelöscht, daß du dich auf ewig verlassen glaubst in diesem grauen Wahnsinn, der sich Krieg nennt“⁴⁸⁸.

In der folgenden Stelle verknüpft Böll das Motiv des „toten Lebens“ mit dem Einsamkeitsgefühl und dem der „Gefangenschaft“:

„Das allerschlimmste bei allem ist, daß man nicht einen vernünftigen Menschen bei sich hat; es ist zum Verrücktwerden, wahrhaft zum Überschnappen... Noch 53 Tage... ich habe doch angefangen zu zählen, es ging nicht mehr. [...] Gott möge mich bald erlösen aus diesen unerträglichen Fesseln, er möge mich leben lassen, ach, denn, dieses hier ist der Tod...“⁴⁸⁹

Schließlich drückt Böll – etwas variierend in der Metapher des „Totenlebens“ – seinen Zwiespalt zwischen äußerer Gefangenschaft der Uniform und innerer Kraft, unbändiger stolzer Sehnsucht nach einem anderen, zivilen (Schriftsteller-)Leben aus:

„Ich bin ganz sonderbar versunken, ein richtiger, wirklicher ‚Landser‘ geworden, nicht in einem üblen Sinne, aber ich hasse dieses Totenleben hier, doch in meinem Innern brennt immer, immer – fast schon fanatisch – das Bewußtsein, der Stolz, daß ich geboren bin zu einem anderen Leben.“⁴⁹⁰

Diese Spannung zwischen der Versuchung, sich den Zwängen passiv anzuliefern bzw. sich darin gar auflösen zu lassen, und dem Aufbäumen des eigenen Selbst, dem Bewusstsein der eigenen Würde, prägt Bölls Weg durch den Krieg. Neben der Liebe zu Annemarie ist da der christliche Glaube für den Katholiken Böll eine Kraftquelle⁴⁹¹, aus der er schöpft, wie in der Fortsetzung der eingangs⁴⁹² zitierten Briefstelle vom 29.10.1941 deutlich wird:

„Manchmal ist es dann soweit, daß man wünschen möchte, alle wären wirklich tot, Braut und Eltern und Gott, damit man ganz unbeschwert und unbelastet

488 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 29.10.1941 (Nr. 190), S. 260.

489 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 6.10.1942 (Nr. 354), S. 499.

490 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 11.10.1942 (Nr. 357), S. 502.

491 Bereits Humburg spricht allgemein von der (aus seiner Sicht idealisierten) Liebe als „Quelle von Kraft“ (Humburg 1998, S. 174) für die Soldaten (vgl. Humburg 1998, ebd.).

492 Vgl. den Beginn des Abschnitts 2.2.1.2.9.

und mühelos hineinsinken könnte in diesen grauen dicken Brei, der sich glucksend öffnet wie ein Teig und sich wieder verschließt und stumpf wird; das ist der Höhepunkt, ach, dann beißt man die Zähne zusammen und betet, betet, betet mit der wildesten Inbrunst und zitternden Lippen, und es ist so ganz unglaublich und doch wahr, daß Gott immer wieder unsere Schwäche verzeiht.“⁴⁹³

Das Ringen um seinen Glauben drückt sich auch in Bölls „Sehnsucht nach dem Leben“⁴⁹⁴ aus. Ex negativo gelesen, entbehrt Böll das Schöne (in Gestalt von Kunstgenuss und friedlicher Natur) und das Spirituelle in Form einer feierlichen Messe:

„Ich sehne mich nach dem Leben mit einem geradezu schmerzlichen wilden Hunger; ich bin fast dem Weinen nahe vor schmerzlicher Sehnsucht, wenn ich nur an ein schönes Konzert denke oder an die rauschenden Blätter eines Baumes im Sommer, an einen stillen Abend am Rhein oder an die ernste Feierlichkeit einer Messe.“⁴⁹⁵

Nur wenige Wochen zuvor hatte Böll sein Leiden unter dem Verlust des Schönen bereits explizit gemacht und die fehlende „Normalität“ seines Lebens beklagt. Die Stelle ist außerdem ein Beleg dafür, dass dem jungen Böll schon sehr früh die Dimension des Kriegsgeschehens bewusst war, wenn er Parallelen zum Ersten Weltkrieg zieht:

„Unser Leben ist wirklich und wahrhaft erfüllt von diesem Krieg, diesem endlosen Krieg, der uns vollständig für sich einnimmt; an den Weltkrieg mit seinen 4 Jahren habe ich früher immer wie an ein schreckliches, weihelvolles, grausiges Märchen gedacht; gestern wurde mir ganz erschreckend plötzlich klar, daß wir selbst in einem solchen Abenteuer stecken, das unsere Gesichter alt macht, unsere Herzen müde macht, unsere Haare schwinden läßt und uns zu ewig schmutzigen, immer ein wenig achtungsvoll und ein wenig schief angesehenen Gestalten macht, die kein normales Leben mehr kennen.

Ach, man nimmt so in der Mitte des 4. Jahres alles so gleichgültig hin und so selbstverständlich; wo man uns jetzt zum Schlafen hingeschoben hat, da würde man vielleicht kaum einen Emigrantenzug hinlegen für eine Nacht; wir aber, wir hausen 3 Tage da, ein wenig Stroh auf dreckigem Boden in einer furchtbaren Bude; man zieht seinen Rock aus, legt ihn als Kopfkissen unter und wird morgens wach, lediglich, weil man pinkeln muß, nicht etwa, weil man schlecht geschlafen hat oder gar ohne Decke gefroren hat.

493 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 29.10.1941 (Nr. 190), S. 260.

494 Vgl. Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 25.7.1942 (Nr. 286), S. 405.

495 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 25.7.1942 (Nr. 286), S. 405.

An alles, was außerhalb dieses „Lebens“ liegt, an zu Hause, an Musik und Bücher, also alles, was eigentlich unser Leben ausmacht, denke ich als an eine wahre und lebendige, aber vollkommen andere Welt, die ich manchmal betreten darf und die mich oft mit ihren glückseligen Zeichen – Briefen und Träumen – berührt.“⁴⁹⁶

So wird, wie auch die folgende Briefstelle zeigen wird, das Schöne zu einer weiteren Kraftquelle, die ihm aber gleichzeitig eine schmerzliche Qual bedeutet, wenn sie ihm die Entbehrungen seines soldatischen Status quo vor Augen führt. Lebenskraft zu spüren ist somit ambivalent; sie schafft einerseits Freude und Glück, andererseits tiefen Schmerz. Insofern ist die Gleichgültigkeit eines grauen, toten Lebens wohl auch als Schutz, als eine Art „Panzer“⁴⁹⁷ gegen die Verzweiflung an der Trostlosigkeit der Gegenwart zu sehen, die aber auf Kosten der eigenen Würde geht. „Funktionieren“, indem man sich in das Unvermeidliche fügt, geschieht möglicherweise um den Preis der Selbstaufgabe, dem Versinken in den „grauen, dicken Brei“⁴⁹⁸. Der nicht mehr sichtbare, gebrochene Einzelne wird dann zum bloßen Instrument, zur Marionette des Schicksals bzw. der Machthabenden.

Ein erschütterndes Zeugnis einer Selbstentfremdung, die in eine solche Selbstaufgabe mit der Folge eines moralischen Nihilismus mündet, hat der ebenfalls literarisch begabte Wehrmachtsgefreite Willy Peter Reese hinterlassen. Den derben Soldatenhumor enttarnt er als Maske, um dann schonungslos den eigenen Verfall zu beschreiben:

„Unter dieser Maske aber rollte sich eine Tragödie ab, nahm ein inneres Verhängnis seinen unerbittlichen Lauf. Ich trieb in einen Leerlauf der Seele hinein. Die letzten Werte zerfielen, das Gute, Edle und Schöne starb, die Geister verließen mich. Der Panzer der Fühllosigkeit, mit dem ich mich gegen Schrecken, Grauen, Angst und Wahnsinn gewappnet, der mich nicht mehr leiden und aufschreien ließ, erdrückte die zarten Regungen im Innern, knickte die Keime von Hoffnung, Glauben und Menschenliebe und verwandelte das Herz in Stein. Ich war im Untergang und lachte mich aus.“⁴⁹⁹

In dieser schonungslosen Selbstanalyse und -kritik bleibt ein letztes Moment der Selbstbehauptung erkennbar. Dies zeigt sich auch darin, dass sich selbst der „Panzer der Fühllosigkeit“⁵⁰⁰ nicht immer durchhalten lässt:

496 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 16.7.1942 (Nr. 277), S. 389f.

497 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 23.4.1943 (Nr. 521), S. 717.

498 Böll 2003: Brief an Annemarie Cech vom 29.10.1941 (Nr. 190), S. 260.

499 Reese 2004, S. 182.

500 Reese 2004, S. 182.

„Nachtregen fiel u. ich floh in ein Haus. Wie ein Gespenst trat ich ein, verlehmt, blass, mit toten Augen; die Frau brachte mir ihren Hirsebrei zu u. ich ass. Meine Schokolade teilte ich mit dem Kind. Dann fühlte ich, wie ich mein Weinen nicht mehr bändigen konnte u. ging hinaus, es war entsetzlich, ein Mensch zu sein u. ein Soldat.“⁵⁰¹

So formuliert Reese in 1944 verfassten Ergänzungen seines Manuskripts einen trotzigen Versuch der Selbstbehauptung:

„Ich trug die Maske des Kriegers; erst nach 2 Jahren nahm ich auch die Rolle an; aber ich werde niemals zu seiner Gestalt, ich konnte u. wollte es nicht – ich wusste, ich werde es nur, wenn ich, Vollendung des Sinnlosen, fiel.“⁵⁰²

Während Reese die letzten Reste des Schönen unterdrückt – er spricht im Weiteren davon, dass er „die Erinnerung an Meer, Musik und Dichtung“⁵⁰³ austilgte –, schöpft Böll im Austausch mit seiner gleichermaßen mitfühlenden wie verständnisvollen Partnerin trotz aller Ambivalenz Kraft aus den Momenten des Schönen.

So setzt Böll mit sicherem sprachlichem Gespür gegen dieses kalte Einheitsgrau der Uniformierung die Metaphern „Buntheit“ und „Wärme“:

„Wie mag es nur sein, wenn man wirklich lebt, so lebt, wie wir leben sollten; ohne Uniform und einen Beruf haben, den man lieben kann, und arbeiten, arbeiten... und Wein trinken mit frohem Herzen und Bücher lesen und Musik, ach Musik hören mit einem von Angst und grauem Tod freien Herzen, wie mag das wohl sein, das alle das Leben nennen; ob wir es jemals kennenlernen werden...“

Ich weiß es nicht, ist das nun ein Leben; ich quäle mich hier herum und sehe nach, ob meine Leute ihr Koppel geputzt haben, ach, und tausenderlei andere Kleinigkeiten; ach, es ist gewiß keine niedrige und erniedrigende Aufgabe, eine Gruppe zu führen, es ist bestimmt sogar eine schöne Sache; aber meine Nerven sind total ruiniert, wirklich, oft meine ich es, wenigstens jetzt, wo die Post so schwach ist; oft auch fühle ich mich sehr stark und wohl; ich bin nicht unglücklich hier, aber ich sehne mich ganz unaussprechlich nach Buntheit und Wärme und Frieden, und ich möchte, möchte, daß der Krieg ausgeht.

Es genügt oft, daß ich einen kleinen Hauch von Musik vernehme aus einem Haus, wo Radio ist, oder daß jemand auf dem alten Klavier in dem Sälchen, wo wir Unterricht haben, ein paar Takte anschlägt, die wirklich eine

501 Reese 2004, S. 270.

502 Reese 2004, S. 273.

503 Reese 2004, S. 182.

Melodie haben, die schön ist, und dann bin ich so glücklich, weil ich das Leben wieder spüre in mir, und doch bin ich dann unglücklich, weil ich so weit, weit entfernt bin von diesem Leben.“⁵⁰⁴

Ebenfalls unter die Metapher der „Buntheit“, die jetzt eine erloschene Buntheit ist, fasst Böll seinen Schmerz über das zerstörte Köln. In der betreffenden Passage finden alle drei der oben genannten „Kraftquellen“ – die Liebe, die Religion und das Schöne – kulminierend zusammen: in der Erinnerung an einen Sonntagsspaziergang mit Annemarie durch das noch unzerstörte Köln, den er der trostlosen, in Trümmern liegenden Stadt gegenüberstellt. Diese Drastik ist nicht nur stilisiert, sondern ein Spiegelbild der Kriegswirklichkeit.

Klaus Latzel beschreibt die veränderte Realität, die der Krieg schafft, als existentielle Herausforderung für die Sinngebung des Einzelnen:

„Gewöhnlich, das heißt im Falle alltäglicher Routine, findet die Versicherung der Identität eher implizit als explizit statt. Der gemeinsame Sinnhorizont muß nicht ständig thematisiert werden, er wird vielmehr im größten Teil der täglichen Konversation als deren Basis stillschweigend vorausgesetzt.

Der Krieg bricht diesen Zusammenhang von Alltag, Routine und Gespräch dramatisch auf. Er zerreißt die persönliche Beziehung durch räumliche Trennung, von der zumal ungewiß ist, ob sie nicht im schlimmsten Falle endgültig sein wird. Er versetzt den ehemaligen Zivilisten in die neue Rolle des Soldaten, konfrontiert ihn nicht nur mit neuen Personen und Verhaltenserwartungen, sondern bedroht (oder lockt) ihn auch mit körperlichen und seelischen Strapazen, mit Gewalt, Sterben und Tod. Um sich in der neuen Wirklichkeit zurechtzufinden, ist der Soldat gehalten, sie auch zu seiner subjektiven Wirklichkeit zu machen, sie also mit Sinn zu versehen.“⁵⁰⁵

Nichts ist vor der Zerstörungsmacht des Krieges sicher. Alles Leben steht unter Vorbehalt. Das Alltägliche bildet die Ausnahme.

„Nun ist es Sonntag geworden, ein ganz selten schöner Sommersonntag. Ich habe eben wieder an Köln denken müssen, an die innige schöne alte Stadt, die an solchen Sommersonntagen so schön und berückend war. War es nicht wirklich bezaubernd so an den Ufern des Rheins zwischen den schönen alten Häusern und der innigen Vielfalt alter romanischer Kirchen, romanischer Wärme? – Das alles ist nun wirklich nur ein sehr trauriger erbärmlicher Schutthaufen; wir haben es ja selbst gesehen bei unserm langen Spaziergang damals am

504 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 9.6.1942 (Nr. 256), S. 363f.

505 Latzel 1998, S. 32.

letzten Sonntag... man kann es gar nicht glauben, daß auf den Straßen der Altstadt nicht mehr dieses Gewoge von Menschen ist, daß die Buntheit des Lebens ausgelöscht ist, und doch ist alles unzweifelhafte Realität, die Du jeden Tag mit Deinen Augen siehst. Ich kann es wirklich nicht glauben, daß alles erloschen sein soll, und wenn ich an die Bilder von Köln denke, wird es mir wirklich sonderbar schwer und düster zumute. Es ist doch unsagbar traurig, wirklich nicht glaubhaft, daß eine so große schöne Stadt ausgelöscht sein soll.“⁵⁰⁶

Die Assoziationsbrücke geht über den Sonntag als besonderen Wochentag, den sonntäglichen Spaziergang mit der Geliebten in der schönen Heimatstadt zu dem Verlust der Heimat sowie des Schönen und mündet in ein tiefgehendes Gefühl von Trauer, wie er es eine Woche zuvor, ebenfalls an einem Sonntag, auch explizit macht:

„Es ist wirklich ein dunkler Schrecken, an das zerstörte Köln zu denken, alle Schönheit, alle Farbe ist wirklich dahin, bedeckt von dunklen, schweren Narben, völlig zerstört, und niemals, niemals mehr wird es doch so leben, wie es gelebt hat, als wir beide es noch nicht zusammen genießen konnten. Der Krieg ist doch ein wahres Verhängnis, ein unglaublicher Schrecken, und man kann nur schwer glauben, daß er für irgendeinen Teil Segen bringen soll. Und die Leute vergessen alles, alles so schnell; so spricht wirklich kein Mensch mehr von Köln, so spricht schon keiner mehr von Hamburg; niemand von ihnen hat ja diese großen grauen und schwarzen Felder der völligen Verwüstung gesehen, und dieses lächerliche Geschlecht glaubt ja nur das, was es sieht, kann es nicht ‚begreifen‘. Ach, uns bleibt nichts, als Köln zu bauen in diesen Trümmern und zu leben...“⁵⁰⁷

An dieser Stelle wird Böll denn auch zu einer Kriegskritik motiviert, wie er sie bereits angesichts des zerstörten Rotterdam geäußert und dabei damals schon die Zerstörung Kölns imaginiert hat, um seinen Eltern und Geschwistern einen Eindruck der Lage zu vermitteln.⁵⁰⁸

Historischer Hintergrund und unmittelbarer Kontext dürften die Bombenangriffe auf Hamburg im Juli/August 1943⁵⁰⁹ sein. Böll schließt mit

506 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 15.8.1943 (Nr. 602), S. 843.

507 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 8.8.1943 (Nr. 596), S. 834f.

508 Vgl. Böll 2003, Briefe an Eltern und Geschwister vom 4.8.1940 (Nr. 65), S. 90 und vom 7.8.1940 (Nr. 67), S. 93. Die entsprechenden Belegstellen wurden oben bereits zitiert.

509 Vgl. Schwarz 2004, S. 74. Schwarz zufolge kamen bei der „Operation Gomorrha“, den Bombenangriffen auf Hamburg „zwischen 30 000 und 40 000 Zivilisten um.“ (Schwarz 2004, S. 80) Zu den Folgen des „Tausend-Bomber-Angriffs“ vom 30. Mai 1942 auf Köln schreibt Schwarz: „Kölns Aussehen wurde

einem „Trotzdem“, nämlich „Köln zu bauen in diesen Trümmern“⁵¹⁰, um (wirklich) zu leben. In diesem aktiven Vorsatz wird eine leise Hoffnung sichtbar, die Böll einer resignativen, apathischen Haltung entgegensetzt, die ihn bis in seine Erinnerungsarbeit der Nachkriegszeit begleitet. Er hört nicht auf an ein „Danach“ zu glauben, auch wenn seine Hoffnung sich immer wieder gefährdet zeigt.

Gleichzeitig beklagt Böll die Gewöhnung der Öffentlichkeit an das Unfassbare der Zerstörung der Städte, ein Phänomen, das nicht allein der nationalsozialistischen Propaganda geschuldet ist, sondern ein kollektiver Mechanismus der Reaktion auf Bedrohung: Leugnung als Selbstschutz – angesichts der Permanenz der Gefahr als eine Art „Überlebensmodus“ aber auch verständlich.

An anderer Stelle geht Böll ausführlicher auf die Folgen einer solchen Gewöhnung an das Unfassbare ein:

„Ich sehne mich nach Deutschland, ich habe auch Angst davor, Angst vor den schrecklichen Trümmerfeldern unserer Heimat. Wir sind so sehr an außergewöhnliche und unruhige, ungewisse Zustände gewöhnt, daß wir das absolut Schreckliche unserer Lage gar nicht mehr empfinden, meistens nicht! Wir sind so schrecklich tief in diesen Krieg versponnen, daß wir ihn als normal empfinden und gar nicht mehr wissen, daß Friede und Ordnung unser Maß sind; ich glaube, das ist die schreckliche Folge des Krieges, und deshalb wächst die Zahl der Diebe, Räuber und Verbrecher jede Stunde. Treue, Glaube und Schönheit gehen wirklich zugrunde; wir, wir wollen uns jede Stunde vor Augen halten, daß dieses, der Krieg, nicht unser Leben ist, daß alles nur blühen und gedeihen kann im Frieden, und daß die Gesetze Gottes im Krieg ebenso gelten wie im Frieden, und daß wir alles retten müssen, wir allein, sehr wenige!“⁵¹¹

Bölls Vorsatz sich gegen das Vergessen zu wenden und zu erinnern, läuft dieser Gewöhnung zuwider. Bemerkenswert ist ferner, dass er gerade die Trias „Treue, Glaube und Schönheit“ bedroht sieht, entspricht sie doch den

über Nacht verändert. Straßen sind verschwunden, Krankenhäuser, Museen, Kirchen nur noch Ruinen. Das Wahrzeichen der Stadt, der Dom, aber steht noch. 469 Menschen sind tot, 45 000 obdachlos. Die Schäden sind größer als in Lübeck und Rostock, dessen dicht bewohnte Altstadt bei mehreren Großangriffen Ende April englische Bomber nach Lübecker Muster gezielt in eine Flammenhölle verwandelt hatten.“ (Schwarz 2004, S. 73) Auch Bölls Wohnung fällt diesen Luftangriffen auf Köln zum Opfer (vgl. Böll 2003, Chronik 1917-1945, S. 1502 und Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 4.6.1942 (Nr. 252), S. 357f.)

⁵¹⁰ Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 8.8.1943 (Nr. 596), S. 835.

⁵¹¹ Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 6.2.1944 (Nr. 733), S. 995.

oben so genannten „Kraftquellen“, aus denen Böll Zuversicht und Hoffnung schöpft und die ihn letztlich aufrecht halten. Dass Böll hier mit seiner Beobachtung, also dass die Gewöhnung den Schrecken gar nicht mehr wahrnehmen lässt, richtig liegt, kann nicht ohne Weiteres angenommen werden. So handelt es sich gerade bei den Luftangriffen auf Städte um in hohem Maße traumatisierende Ereignisse – zumindest für die direkt Betroffenen, die Überlebenden.

2.2.1.2.11 Zwischenfazit: Bölls unsoldatisches Soldatsein und die Unterbrechung von Gewalt

Bis hierher wurde versucht, Heinrich Bölls Weg durch den Krieg in der Formel des „unsoldatischen Soldaten“ zu fassen. Dabei wurden verschiedene Linien aufgezeigt, die leitmotivisch sein Fühlen, Denken und Handeln begleiten. An eine Situation vergleichbar der „inneren Emigration“ erinnern dabei Einsamkeit, Fremdheit und Resistenz gegenüber der Propaganda des Regimes. Außerdem hält sich seine Kriegsgegnerschaft durch, radikalisiert sich in seinen Selbstbezeichnungen durch die Erfahrung der Ostfront noch hin zu einem konsequenten Anti-Militarismus. Böll entscheidet sich bewusst, nicht in der militärischen Hierarchie aufzusteigen, auch wenn ihn manche Annehmlichkeiten des Offiziersdaseins durchaus locken. Kraftquellen, die ihn in seiner inneren Ungebrochenheit stützen, sind seine Liebe zu Annemarie, der christliche Glaube und das Schöne. Durch sein Schreiben schafft er sich einen Freiraum, ein Für-sich-sein und kann die Liebe zu Annemarie pflegen. Sein Leiden am Krieg fasst er unter die Metaphern des toten, nicht wirklichen Lebens, der Gefangenschaft und Unfreiheit.

Wie verhält sich dieses Leben in Zeiten des Krieges, dieses „unsoldatische Soldatsein“ nun zu dem, was im ersten Kapitel als „Unterbrechung von Gewalt“ begrifflich gefasst wurde?

Zur Erörterung dieser Fragestellung sind vorab einige Einwände zu bedenken. So ließe sich argumentieren, dass Böll in der Weise, in der er „unsoldatisch“ ist, Gewalt unterbricht. Eine Gefahr, die in einer solchen Argumentation läge, wäre, eine „Heldengeschichte“ zu schreiben, was hier vermieden werden soll und auch den Fakten nicht entsprechen würde. Nichtsdestotrotz kann die Art und Weise, wie Böll seine Identität und innere Integrität wahrt, als Unterbrechung der militärischen Logik, der Kriegslogik gesehen werden. Es ist schließlich zu bedenken, dass sich Bölls Handeln in einem Kontext totalitärer Gewaltherrschaft abspielt. Sich seine Identität zu bewahren, eben nicht zur „Marionette“ zu werden, ist da schon viel. Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass sich Böll durch das Schreiben einen kleinen Freiraum wahrt, dass er sich um seiner selbst, vor allem aber eben

um seiner Liebe willen dem Drill, soweit er kann, entzieht, im Militär keine „Karriere“ macht und – wenn auch in nur wenigen dokumentierten Fällen wie dem zitierten „beredten Schweigen“ – seinen Vorgesetzten gegenüber Rückgrat zeigt. Seine Strategie besteht im Wesentlichen darin, unbemerkt zu bleiben, zu täuschen, zu simulieren, wenn er z. B. Dokumente fälscht oder Krankheiten simuliert, sich so von der Truppe entfernt, was insbesondere für die letzten neun Monate des Krieges gilt. Seine sich so verschafften Möglichkeiten kommen in den letzten Kriegsmonaten einer Desertion⁵¹² gleich. Ihm fehlt lediglich die „Möglichkeit“ gefangengenommen bzw. befreit zu werden, so dass er sich mehrmals doch wieder bei der Truppe zurückmelden muss.⁵¹³ Dabei nahm er sein „Schicksal in die Hand“⁵¹⁴, wie er selbst darlegt, einfach um zu überleben.

In seinen jeweiligen Funktionen als Soldat „funktioniert“ er, schießt⁵¹⁵, kämpft an der Front, bestraft Zivilist/innen als Besatzungssoldat⁵¹⁶, stiehlt bzw. requiriert⁵¹⁷, tut seine „Pflicht“. Ein Beispiel für diesen Zwiespalt zwi-

512 Böll selbst spricht in der Rückschau auch von einer Desertion „nach innen“ (Böll 1981, S. 37). An gleicher Stelle legt er dar, dass er zwar an „eine Desertion zu einer fremden Armee“ (Böll 1981, S. 37) gedacht hat, den Gedanken aber schnell aufgegeben hatte. Grund war für ihn die Sorge, dort nicht freundlich aufgenommen zu werden. Außerdem dürfte rein pragmatisch gesehen die Gelegenheit für den Soldaten Böll kaum gegeben gewesen sein.

513 Vgl. dazu Böll 1979, S. 138-141; Sowinski 1993, S. 5.; Vormweg 2002, S. 103-105; Böll 2003, Nachwort, S. 1560-1564; Linder 2009, S. 174-177.

514 Böll 1979, S. 138.

515 Das hier gegebene Beispiel ist eines der extrem seltenen Passagen, in denen Böll davon spricht, selbst an Kriegshandlungen beteiligt zu sein: „Heute ist wie an allen Sonntagen wieder großer ‚Flugtag‘ der Engländer. – Wir nennen es immer ‚Reklame‘ fliegen. Sie kommen regelmäßig an allen Sonntagnachmittagen in unabsehbaren Scharen, unheimlich hoch, so daß man weit oben, wo die Sonne durch die Wolken bricht, in dieser Schicht aus goldenem Gespinst, sich die Kondensstreifen wie einen weißen dicken Teppich immer mehr verbreitern und verlängern sieht. Zurück machen sie dann oft allerlei Kunststücke, die ihnen aber meist teuer zu stehen kommen, denn unsere Abwehr gegen Tiefflieger ist ausgezeichnet. Ich habe selbst schon mit dem M.G. auf manchen Engländer geschossen, der frech über die Dächer oder die Bäume hopste. Und es ist auch schon mancher vor unseren Augen ins Meer gestürzt.“ (Böll 2003, Brief an Annemarie Böll vom 3.10.1943 (Nr. 648), S. 911f.)

516 Vgl. z. B. die von Böll geschilderten Begegnungen mit den „Sperrzonenfrauen“ in seinen Briefen vom 4.4.1943 (Nr. 501) und 20.4.1943 (Nr. 517), jeweils an Annemarie Böll gerichtet. Beide Stellen werden im Folgenden noch ausführlich zitiert und diskutiert.

517 Vgl. u. a. das folgende Beispiel. In der Rückschau legt Böll dar, dass Diebstahl durch die Soldaten Alltag war: „Es gibt auch einen Rausch des erobernden Soldaten. Ich erinnere mich an den Krieg in Frankreich, an dem ich nicht kämp-

schen Resistenz gegenüber dem menschenverachtenden System und ungewollter Verstrickung mag die folgende Briefstelle geben:

„Da gibt es wirklich ernste und traurige Anlässe genug, die einem Bürgermeister wohl bitter sein können. Stell Dir vor, ein Offizier geht sonntags nachmittags spazieren, sieht ein hübsches kleines Haus und faßt den Gedanken, daß das ein fabelhaftes Quartier für ihn wäre, wo er ungestört mit irgendeiner Geliebten hausen kann; am Montagmorgen erscheint er bei uns und führt uns sämtliche dringenden militärischen Gründe an, die ihn unbedingt zwingen, in dieses Haus einzuziehen. Das ist dann der Anfang einer irrsinnigen Folge qualvoller und brutal erscheinender Maßnahmen, zu denen man praktisch gezwungen wird, denn – ich halte damit nie zurück – persönlich empfinde ich das jedes Mal als eine sinnlose Brutalität; denn wenn wir Frankreich wirklich einspannen wollen in den ‚Europäischen Freiheitskampf‘ – und wir tun das ja –, dann dürfen wir nicht die gleichen Methoden anwenden, die man bei uns während der Besatzungszeit angewandt hat. Ach, das sind nur Einzelfälle, ich muß Dir später viel, viel erzählen von dieser ereignisreichen Zeit hier.“⁵¹⁸

Auch in Bölls mehrfach gemachter Feststellung, ein „richtiger ‚Landser‘“ geworden zu sein und seine „soldatische Unschuld“ verloren zu haben, schwingt die Ambivalenz des „unsoldatischen Soldaten“ in mehrfacher Weise mit, wie die folgende Belegstelle zeigt:

„Dieses Leben ist irgendwie maßlos verlogen; man redet so viel, muß viel reden, man lügt unendlich viel, stiehlt gelegentlich; es ist ein sonderbares Gemisch von phantastischem Verbrechen und phantastischer Unschuld,

fend teilgenommen habe, aber in zweiter, dritter Linie dahinter marschiert haben wir natürlich auch geklaut. Mal 'n Hemd, mal 'n Fahrrad, Wein sowieso.“ (Böll/Kopelew 1981, S. 36) In der Folge des Gespräches geht Böll sogar so weit, dass es in Frankreich Vergewaltigungen durch deutsche Soldaten gab. Folgt man der Analyse Götz Alys, ist auch „das billige Erstehen von Waren, die in der Heimat fehlten“ (Humburg 1998, S. 164) kritisch zu sehen: „Deutsche Soldaten kauften die Länder Europas buchstäblich leer.“ (Aly 2006, S. 115.) Die französische Bevölkerung sprach deshalb von den Soldaten als „Doryphores“ (Kartoffelkäfer). Folgen für die Zivilbevölkerung bestanden in Inflation und Schwarzmarkt (vgl. ebd., S. 119). Hinzu kam, dass das Geld, das die Soldaten ausgaben, aus den besetzten Gebieten unter anderem durch „Besatzungskosten und Kontributionen“ (ebd., S. 95) gepresst wurde. De facto bezahlten die Soldaten also mit fremdem Geld. (Vgl. ebd., S. 172) Das Bezahlen sollte zudem so etwas wie „Normalität“ suggerieren, um den Widerstand der Bevölkerung klein zu halten. (Vgl. ebd., S. 107). Diese „korrekte deutsche Technik des Raubens“ (ebd., S. 172.) war somit Teil des Ausbeutungssystems.

518 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 8.5.1943 (Nr. 539), S. 751.

dieses ‚Landser‘-Leben; ich bin wirklich in allem ein richtiger ‚Landser‘ geworden; meine soldatische Unschuld liegt irgendwo begraben; ach, man wird durchgedreht, raffiniert wie ein Zigeuner, leichtsinnig wie ein Wiener Baron, aber im Grunde genommen kann man doch sein Wesen rein erhalten; es ist meine einzige große und einzig wahre Freude, daß ich ‚unser Leben‘ immer ganz nah und unversehrt im Herzen und in meinem Geist habe, daß ich niemand etwas verrate oder abgebe, niemand daran teilnehmen lasse, das ist mein großer und einziger Stolz...

So ist das Leben, mein Leben; man kann äußerlich so dreckig werden wie ein Schwein, darunter braucht die Seele nicht zu leiden; im Grunde genommen handle ich nur wie im Traum hier; solange ich überhaupt Soldat bin, handle ich überhaupt wie im Traum; wirklich, an diesem Leben habe ich im Grunde genommen keinen Teil; es geht alles so ab von mir wie nichts...“⁵¹⁹

Seine hier thematisierte „Verlogenheit“ oder besser, wie er es andernorts ausdrückt, „Durchtriebenheit“⁵²⁰ lässt sich doppelt beziehen. Zum einen finden sich darin die „Schnippchen“, die er der militärischen Obrigkeit schlägt, zum anderen kommt er aber nicht umhin zu sehen, dass er auch ein Soldat wie viele andere ist. Für den Kriegsgegner Böll bedeutet dies nun ein Ringen um seine moralische Integrität, die er hier in der Gegenüberstellung von äußerlicher „Beschmutztheit“ gegenüber der Reinheit des Wesens, der unbeschadeten Seele zum Ausdruck bringt. Dass er „wie im Traum“ zu handeln glaubt, deutet auf eine innere Distanzierung hin und ist gleichzeitig wohl eine „Beruhigungsformel“ gegenüber der Adressatin Annemarie Böll.

Irrgang geht so weit, den Soldaten Böll insgesamt als „Typ des Landers“⁵²¹ zu bezeichnen,

„der ohne Engagement für überwölbende Kriegsziele, [sic!, M.S.] wie Millionen anderer der Einberufung folgte, das unvermeidbare Minimum seiner soldatischen Pflichten erfüllte und im übrigen eine bei ihm liegende Mitverantwortung für das große Ganze wohl nicht gesehen hat. Das schließt nicht aus, daß er in seinem nächsten Umfeld so gehandelt hat, wie es ihm seine christliche Grundhaltung gebot.“⁵²²

519 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 28.11.1942 (Nr. 386), S. 541. Vgl. dazu auch den Brief an Annemarie Böll vom 8.11.1942 (Nr. 373), ebd., S. 525: „Oft beneide ich die ganz jungen Soldaten um ihre ‚soldatische‘ Unschuld. Die gibt es nämlich; man ist so ein schlechter durchtriebener Hund geworden in diesen Jahren, daß es mir manchmal zum Hals herauskommt.“

520 Vgl. Böll 2003: Brief an Annemarie Böll (Nr. 373), S. 525.

521 Irrgang 2007, S. 285.

522 Irrgang 2007, S. 285.

Mir erscheint dieses Fazit insgesamt als zu weitgehend, da es die Besonderheiten des Böll'schen Weges durch den Krieg zu sehr einebnen, insbesondere seine Tiefe Abneigung gegen den Militarismus unberücksichtigt lässt. Hinzu kommt, dass ihm ansonsten, das mag hier als Indiz genügen, der Umgang mit den Kameraden leichter gefallen wäre und die immer wieder geäußerte Einsamkeit und Isolation nicht hervortreten würde. Außerdem entwickelt Böll doch eine beträchtliche, wenn nicht außerordentliche Energie, sich dem militärischen Zwang zu entziehen, die insbesondere in den letzten Kriegsmonaten, wie bereits erwähnt, einer Desertion gleichkam.⁵²³ Böll mag damit nicht alleinstehen, aber so weit zu gehen, war für einen „Landser“ dann doch ungewöhnlich.

Zudem scheint es mir gerade in Kenntnis seines späteren Lebenslaufes fraglich, dass er seine „Mitverantwortung für das große Ganze“⁵²⁴ nicht gesehen haben soll.

Es lässt sich aber auch nicht bestreiten, dass der junge Böll auch der „einfache Soldat“ ist. Im Rückblick wie auch in seinen Briefen hat Böll selbst auch nichts Weitergehendes beansprucht. Auch der „unsoldatische Soldat“ ist ein Soldat, ein Soldat aber, der versucht seine innere Integrität zu wahren und dem dies letztlich, soweit sich das aus den Quellen erschließen lässt, auch gelingt.

Warum werden Bölls „kleine[... M.S.] Fluchten“⁵²⁵ hier nun aber Unterbrechung der militärischen Logik genannt? Sind sie nicht allgemeine Erfahrungen von Soldaten, die nur so überleben können und dadurch letztlich affirmativ in dem Sinne, dass sie den Soldaten „funktionsfähig“ halten? Mit anderen Worten: Stützen sie die Gewaltlogik nicht viel mehr, als dass sie diese unterbrechen? In dem Sinne, dass ein Mensch, der sich innerlich aufrechterhält, ebenso als Soldat kämpfen und entsprechend eingesetzt werden kann, kann dieser Einwand nicht vollständig zurückgewiesen werden. Es ist eine Ambivalenz, die bleibt, besser: die so lange bleibt, wie der Einzelne den Schritt aus dem System heraus in die offene Opposition bzw. in den Widerstand nicht geht. Diesen Schritt hat Heinrich Böll bekanntlich nicht getan. Das Risiko eines solchen konsequenteren Schrittes wäre aber auch beträchtlich gewesen, im schlimmsten Fall der eigene Tod. Ein solch schwerwiegender Schritt ist etwas, das sich ethisch nur unter Schwierigkeiten von einem anderen Menschen fordern lässt und deshalb als supereroga-

523 So auch Bölls Biograph Heinrich Vormweg: „Schon die Entschiedenheit und Ausdauer, mit denen Böll sich dem System auch in seiner militärisch gemilderten Form entzog, und nichts anderes bedeutete es für einen Abiturienten, nur zum Gefreiten aufzusteigen, zeigen eine außerordentliche Konsequenz.“ (Vormweg 2002, S. 91)

524 Irrgang 2007, S. 285.

525 Humburg 1998, S. 40.

torisch angesehen werden kann. Bölls Weg durch den Krieg lässt sich eher als „eigensinnig“ bzw. „resistent“ gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie fassen.

Reid führt als weitere Gründe dafür, dass Böll den Schritt in den aktiven Widerstand nicht getan hat, drei besondere Umstände an:

1. „Böll erlebte den Krieg und die Kriegsjahre im wesentlichen im Abseits.“⁵²⁶
2. Böll hatte keinen Zugang zu „andere[n, M.S.] Menschen des inneren Widerstandes“⁵²⁷.
3. „Bölls Freunde waren nach Kriegsbeginn zerstreut [...], M.S.]. Die bereits mehrfach konstatierte Einsamkeit Bölls im Krieg hat sicherlich die Entwicklung irgendwelchen aktiven Widerstands mit verhindert.“⁵²⁸

Die Einsamkeit des Soldaten Böll wäre demnach auf zweifache Weise mit seiner Dissidenz verknüpft. Zum einen trennt Böll die eigene Distanz zum Nazi-Regime und zum Militärischen von seinen Kameraden und bedingt so seine tief empfundene Einsamkeit. Zum anderen verhindert das Fehlen von Gleichgesinnten möglicherweise Bölls Schritt in den aktiven Widerstand. So plausibel Reids Argumente erscheinen, bleiben sie notwendigerweise spekulativ. So haben andere „Einzelne“ – wie etwa der der Hitler-Attentäter Georg Elser⁵²⁹ – diesen Schritt getan. Letztlich bleibt der Schritt in den aktiven Widerstand neben der Frage der Gelegenheit auch immer ein Akt höchst persönlicher, bisweilen intuitiver Entscheidung, der sich, wie nicht zuletzt an den vielfältigen Hintergründen, die Menschen im Widerstand mitbringen, ablesen lässt, auch nicht prognostizieren lässt. Wir können deshalb letztlich nicht wissen, wie sich der Soldat Böll unter anderen Umständen entschieden hätte.

Ausgangspunkt unserer Überlegungen war die Frage, ob die Handlungen, die hier als „Unterbrechung von Gewalt“ bezeichnet wurden, sich nicht genauso gut systemaffirmativ verstehen lassen. Dieses Problem zeigte sich schon bei den im ersten Kapitel dargestellten Waffenruhen an der Westfront an Weihnachten 1914. Nach den Waffenstillständen ging der Krieg ja in unverminderter Härte weiter, so dass, wie deutlich geworden sein dürfte, eine gewisse Ambivalenz bleibt. Es ist eine bewusste Entscheidung der hier vorgetragenen Argumentation, mit dem Begriff der Unterbrechung in diese

526 Böll 2003: Nachwort, S. 1616.

527 Böll 2003: Nachwort, S. 1617.

528 Böll 2003: Nachwort, S. 1617.

529 Zu Elzers gescheitertem Attentatsversuch auf Hitler vgl. Mehringer ²1998, S. 162f (Fußnote 49).

Ambivalenz quasi hineinzugehen, sich ihr auszusetzen, um ein differenzierteres Bild des Handelns im Kontext totalitärer Gewalt zu bekommen. Trotz dieser Ambivalenz, die dadurch entsteht, dass die Schwelle zum aktiven Widerstand von Böll nicht überschritten wurde, sondern sein Weg ein Weg des versuchten Sich-Entziehens ist, bleibt sein Handeln im Sinne der Unterbrechung von Gewalt allein schon dadurch relevant, so die These dieser Arbeit, dass er den Versuch der Selbstbehauptung im totalitären Kontext unternimmt. Der Begriff der Unterbrechung beansprucht eben gerade nicht die vollständige Überwindung von Gewalt, so dass er auch zunächst unscheinbare Möglichkeiten des Widerständigen bzw. Ansätze des Friedfertigen sichtbar macht.⁵³⁰

2.2.1.2.12 „Intermezzi der Menschlichkeit“ und die Frage der Unterbrechung von Gewalt

Nachdem bisher Leitmotive aus den Briefen Bölls herausgearbeitet wurden, sollen im Folgenden einige Beispiele gesondert betrachtet werden. Es sind „menschliche Episode[n, M.S.]“⁵³¹, „Intermezz[i, M.S.] der Menschlichkeit“⁵³², wie Böll sie selbst bezeichnet.⁵³³ Es handelt sich dabei im Wesentlichen um Begegnungen mit der Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten bzw. um die spärlichen Kontakte mit den feindlichen Soldaten außerhalb der Kampfsituation. In diesen Begegnungen durchbricht Böll seine Einsamkeit, wird zudem seine Dissidenz des Öfteren manifest. Meines Erachtens tragen sie in besonderer Weise den Charakter der „Unterbrechung“, da in ihnen das Freund-Feind-Schema für einen Moment verlassen wird, ohne die oben beschriebene Ambivalenz vollständig aufzuheben. Böll verleiht seiner Kriegsgegnerschaft auch in diesen bzw. durch diese Begegnungen Ausdruck, würdigt „gegnerische“ Soldaten und die dortige Zivilbevölkerung, zeigt Empathie.

Nun lässt sich mit einem gewissen Recht einwenden, dass der Soldat Böll, soweit das aus seinen Briefen erschlossen werden kann, quasi keine Feind-

530 Vgl. dazu auch meine in Kapitel 3.4 vorgenommenen Überlegungen zur „Sinnhaftigkeit des Ineffizienten“.

531 Böll 2003: Brief vom 21.8.1943 an Annemarie Böll (Nr. 609), S. 853.

532 Böll 2003: Brief vom 25.5.1944 an Annemarie Böll (Nr. 800), S. 1047.

533 Der Eindruck, den diese Momente auf den Soldaten Böll gemacht haben, lässt sich auch beim Autor Böll in seinem Frühwerk, seiner so genannten „Trümmerliteratur“, und darüber hinaus verfolgen. Schwikart sieht darin gar ein Charakteristikum vor allem seines frühen Schreibens: „Böll war ja kein Kriegsberichtserstatter, sondern suchte nach Augenblicken der Menschlichkeit inmitten der grausamen Umstände.“ (Schwikart 1996, S. 40)

bilder pflegt.⁵³⁴ Er zeigt sich auch in diesem Punkt immun gegen die nationalsozialistische Ideologie. Wenn Böll also gar kein Feindbild hatte, wieso sollte es dann allzu sehr überraschen, gar bemerkenswert sein, dass er diese Haltung durchhält und in einigen Begegnungen leben kann? Auch in dieser Hinsicht ist wiederum der Kontext totalitärer Herrschaft zu bedenken. Seine Identität zu wahren, ist in einem solchen Zwangssystem nicht leicht. Die eigene Überzeugung außerdem im eigenen Handeln sichtbar machen zu können, ist vor diesem Hintergrund ein nicht zu unterschätzender Schritt, auch wenn sich auf das große Ganze des Gewaltkontextes gesehen nichts Entscheidendes ändert. Im Unterschied beispielsweise zu Handlungen des Rettungswiderstandes ist in diesen „menschlichen Episoden“ allerdings das altruistische Element nicht so stark oder gar nicht ausgeprägt.

Es geht wie im folgenden Beispiel um Verständigung über die Grenzen hinweg, um die Versicherung, dass es bei den jeweils anderen noch Menschen gibt, die sich ganz „normal“, „zivil“ und frei begegnen können. Die folgende geradezu lyrische Passage verrät viel von den Sehnsüchten des „unsoldatischen Soldaten“ macht ein weiteres Mal seine Entbehrungen deutlich. In dieser dichterischen Momentaufnahme zeigt sich bereits Bölls Meisterschaft der künstlerischen Detailschilderung. Es ist eine flüchtige, im Wortsinn einmalige Begegnung Bölls mit einer Flämin während eines Zughaltes, die, wie seine Schilderung vermuten lässt, einen bleibenden Eindruck beim Schreiber hinterlassen hat.

„Also, wir lagen auf diesem öden, kleinen Bahnhof auf einem Nebengleis und warteten auf irgendeine Verstopfung, die behoben werden mußte; Du kennst es vielleicht, die Gleise von allerhand Unkraut überwuchert, Reste von verladenen Rüben, Trockenheit und Staub, mittags, Sommer – endlich tauchte ein Karren mit Eis auf, und dann, nachdem alles wie irrsinnig auf diesen kleinen weißen Karren zugerannt war, stellte sich heraus, daß niemand mehr kleines Geld hatte, und dann auch nur deutsches; es war zum Ver zweifeln. Ich wendete mich schließlich mit einem grauenhaften Gemisch von schlechtem Französisch an eine vorübergehende Frau und bat sie, mir zehn Mark zu wechseln, einen Schein, den ich bittend in Richtung des Eiskarrens schwenkte. Sie lächelte nur und zuckte die Schultern, aber schließlich kam sie auf die einfache und sehr praktische Idee, mir eine Portion Eis zu schenken.

534 Eine Ausnahme bilden die am Ende dieses Kapitels (2.2) zitierten Belegstellen zur englischen Luftwaffe, wobei sich Bölls Zorn aus der unmittelbaren Sorge um seine Angehörigen in Köln erklären lässt (vgl. Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 4.8.1942 (Nr. 297) sowie ebd., Brief an Annemarie Böll vom 16.5.1943 (Nr. 548), S. 765f.) Nichtsdestotrotz zeigen die Beispiele, dass Bölls im Wesentlichen nicht verurteilende Haltung gegenüber den Kriegsgegnern keine Selbstverständlichkeit ist.

Sie zeigte mir triumphierend einen belgischen Franken, und dann ging sie an den Wagen und kaufte mir eine ganze Portion schönes, gelbes, Vanilleeis. Der ganze Zaun war natürlich besetzt, und ich, in meiner absoluten Untüchtigkeit, stand natürlich in der dritten oder vierten Reihe, und niemals hätte ich bei dieser Hitze auch nur ein Atom von meinem Eis bekommen, wenn es hätte durch diese vier Reihen gereicht werden müssen, und so mußten wir beide ein ganzes Stück, nur durch den Zaun getrennt, nebeneinander hergehen, bis wir schließlich ganz am Ende des Bahnhofs eine freie Stelle fanden, an der ich dann mein Eis überreicht bekam. Es war ganz wunderbar, nur Milch und Ei und Zucker, ganz friedensmäßig, nein, solches Eis habe ich bei uns nicht einmal im Frieden gegessen. Es war ganz wunderbar... und es war ganz herrlich, so nah neben dieser schönen Frau zu stehen, nachdem ich so lange nur den Dunst und die ganze Hoffnungslosigkeit dieser schwitzenden männlichen Gesellschaft um mich gespürt hatte, in dem kleinen Abteil zu acht Mann mit Gepäck. Sie hatte ganz gelbes, warmes blondes Haar und ein paar dunkle Augen, sehr traurig und düster und doch lächelnd, und ich war unendlich glücklich in dieser halben Stunde, in der ich neben ihr stehen durfte. Wir sprachen zusammen – soweit es ging – über Deutschland, das sie sehr liebte, und über Flandern, dieses seltsame Land mit seiner nordischen Derbheit und seiner spanischen Leidenschaftlichkeit und Trauer.“⁵³⁵

In der Episode scheint eine kleine Utopie des Friedens auf: Liebe statt Krieg, ziviler Alltag anstelle des „Gefängnis[ses] der Uniform“⁵³⁶, Normalität statt Ausnahmezustand, Zärtlichkeit statt Härte. Neudeck fasst die Episode zu recht unter die Überschrift „das fragile Wunderbare im Alltag“⁵³⁷. Weibliche Aufmerksamkeit und Sorge dringt in die soldatische Männerwelt ein und verzaubert sie – für einen Moment. Die offensichtliche Augenblickhaftigkeit der Episode beinhaltet das Element der Vorläufigkeit, steht für den kleineren Teil des großen Ganzen bzw. des Krieges – beides Merkmale des hier verwendeten Unterbrechungsbegriffes. Initiatorin ist die fremde Frau. Diskontinuität besteht in der zwanglosen Geschlechter-Begegnung als solche, in ihrer Zivilität und in ihrem Grenzen überwindenden Charakter. In diesen drei Hinsichten wird auch Gewalt unterbrochen: Zwanglose Begegnung unterbricht die Gewalt in den durch den Krieg geprägten Geschlechterverhältnissen, der Hauch des Zivilen unterbricht die Diktatur der Uniform,

535 Böll 2003: Brief vom 10.8.1941 an Annemarie Cech (Nr. 171), S. 242f.

536 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 10.6.1944 (Nr. 815), S. 1064.

537 Neudeck 2002, S. 244. Die Episode gehört zu den besonders eindrücklichen Stellen im Briefcorpus. Sie hat sich mir schon in der ersten Lektüre noch in Unkenntnis der Überlegungen Neudecks eingeprägt und war für mich einer der Gründe, den ursprünglich enger gefassten Unterbrechungsbegriff um solche Episoden „alltäglicher“ Begegnung zu erweitern.

und die geradezu symbolhafte „Grenz-Überschreitung“ bzw. Überbrückung unterbricht die den Krieg prägende Freund-Feind-Dichotomie.

Die beiden folgenden Beispiele zeigen, dass eine solche „zwanglose“ Begegnung zwischen den Geschlechtern und über die Grenzen hinweg absolut die Ausnahme ist. So ist es für Böll eine ungeliebte Aufgabe, Frauen, die die Sperrzone ohne Erlaubnis betreten haben, um beispielsweise ihren Geliebten zu treffen, zu verhaften. Auch wenn Böll Mitgefühl mit diesen Frauen empfindet, nicht zuletzt deswegen, weil er selbst unter der Trennung von Annemarie leidet, ist es doch keine wirkliche Begegnung auf Augenhöhe wie im obigen Beispiel. Dem entgegen steht der funktionale Kontext der „Amtshandlung“. Hervorzuheben ist aber, dass Böll die Sache nicht „kalt“, nicht unberührt lässt, dass er eine „Verbundenheit“ fühlt. Die beiden Textbeispiele stammen aus dem April 1943. Böll ist zu dieser Zeit auf der Kommandantur in Le Tréport eingesetzt, woraus sich sein „Luxusproblem“, etwas „beamtenhaft“ zu werden, erklärt:

„Ich bin just unterbrochen worden, ich musste raus, ganz schnell und in irgendeiner dunklen Kneipe eine Frau verhaften, die ohne Einreise-Erlaubnis eingereist ist in die Sperrzone hier; ach, es hat mich lange aufgehalten, dieses Geschäft; erst musste ich zum Polizei-Büro, einen Polizisten holen, der saß gemütlich bei Käse, Brot und Wein, ein alter Veteran aus dem Weltkrieg, der am Stock einhergeht und dauernd von Gicht geplagt ist: keine sehr bedrohliche Erscheinung, und ich bin ja auch nicht der geborene Verhafter; es ist doch schrecklich, wie ein solches Amt einen gleichsam aufbläht und einem eine Gewichtigkeit und beängstigende Bedrohlichkeit gibt, die man niemals hat; an sich ist das eine ganz harmlose Sache, die Frau bekommt eine Geldstrafe und muß mit dem nächsten Zug wieder abhauen. Aber das ist wohl bei allen „amtlichen“ Bemühungen so, daß sie sich wichtiger ansehen, als sie sind. Die Frau war übrigens hierher gefahren, um ihren Geliebten noch einmal zu sehen, der nach Deutschland dienstverpflichtet ist, hat ihn aber nicht mehr angetroffen; ihr hübsches, etwas billiges Gesicht war ganz verweint, es wird eine traurige Nacht werden für sie auf der Polizeiwache. So greift der Krieg auch wieder endlich in das Schicksal dieses Volkes, das nur ungewollt an diesem Kampf, der wirklich um Europa geht, teilnehmen muß...

Du musst nicht traurig sein, dass dieser Sonntagsbrief auch wieder so abgebrochen wird durch diese nächtliche Aktion, die mich immerhin bald 2 Stunden aufgehalten hat; so ist man eigentlich niemals sicher, niemals hat man absolute Ruhe, und vielleicht ist das gut so; die Gefahr, dass man auf einem solchen Posten etwas satt und beamtenhaft wird, zumal unter der Müdigkeit des 4. Kriegsjahres, so lässt einen Gott manchmal hineinblicken in das menschliche Elend, das absolute Leid, vielleicht gerade dann, wenn man über seinen eigenen Leiden anfängt, stumpf zu werden. Ist es nicht sonderbar,

dass man manchmal gegen das große allgemeine Leid des Krieges – oh, dieses unendliche Leid – ganz stumpf ist und dass man an den Tränen dieser kleinen Frau ganz offenbar spürt, dass die Welt durcheinander ist...“⁵³⁸

Zu diesem Beispiel ist noch ergänzend zu bemerken, dass sich in der Formulierung der „Tränen dieser kleinen Frau“ eine Erfahrung Bölls verbirgt: Konkretes Leid und das daraus resultierende Mitgefühl durchbricht den militärischen Stumpfsinn, ist gleichsam Medizin gegen Gleichgültigkeit und Apathie. Allerdings geht Böll, sofern das aus den Quellen erschlossen werden kann, nicht soweit, die Frau nicht zu verhaften, was ein deutlicheres Zeichen der Unterbrechung gewesen wäre. In dieser Hinsicht bleibt er Teil des Systems

Die folgende Textpassage schwankt zwischen solidarischer Verbundenheit und asymmetrischem Mitgefühl. Einerseits sieht Böll sein eigenes Soldatenschicksal sich spiegeln im Leid der Frauen, fühlt sich selbst gleichermaßen „zerschunden, entblößt und verkauft“, Formulierungen, die an den Bereich der Prostitution denken lassen, was andererseits aber auch eine Distanz offenlegt, wenn er davon spricht, dass er „niemals ein Gefühl vollkommener *Antipathie* empfinde“⁵³⁹:

„Heute habe ich eine sehr traurige Geschichte erlebt; wir bekommen jeden Tag von der Polizei die Zivilisten vorgeführt, die ohne Einreiseerlaubnis in die Sperrzone eindringen; das ist oft ein internationales Gemisch aus Arabern, Pariser Abenteurerinnen und biederer Leuten, die wirklich harmlos sind; heute waren es diese armen Mädchen. Es ist doch sonderbar, daß ich solchen Mädchen gegenüber niemals ein Gefühl vollkommener Antipathie empfinde, sagen wir etwa wie einem Häusermakler oder einem Schmierfinken anderer Prägung gegenüber, ich kann auch niemals nur eine Spur von Verachtung in mir entdecken bei Verhandlungen mit ihnen; irgendwie fühle ich mich ihnen ‚verbunden‘. Ach, Du wirst dieses sonderbare Wort verstehen, ich fühle, als ob auf irgendeiner Basis eine Gleichheit bestünde zwischen mir und diesen Mädchen; ob wir nicht ebenso zerschunden, entblößt und verkauft werden von der menschlichen Gesellschaft; ach, ich möchte so unglaublich gern wissen, was Gott zu diesen Mädchen sagt, wie er sie einordnet in seinen gütigen Plan der Welt. Wir können nur reden, wir haben ja auch keine Ruhe, einmal tief und geduldig darüber nachzudenken. Gehetzt sind wir, dauernd am Schuften immer geplagt und gequält...“⁵⁴⁰

538 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 4.4.1943 (Nr. 501), S. 685f.

539 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 20.4.1943 (Nr. 517), S. 711 (Eigene Hervorhebung, M.S.).

540 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 20.4.1943 (Nr. 517), S. 711f.

Ein Indiz, dass es sich bei den Frauen auch um Prostituierte handeln könnte, findet sich in Bölls nach dem Krieg veröffentlichten „Brief an einen jungen Katholiken“:

„Vier Jahre später⁵⁴¹, M.S.] war ich Dolmetscher bei einer Ortskommandantur in einem kleinen französischen Badeort, und eine meiner Aufgaben war die höchst ehrenvolle, morgens so gegen neun in das Bordell zu gehen und jene Gegenstände einzusammeln, die von betrunkenen Unteroffizieren, Feldwebeln und Offizieren während der Nacht in diesen trostlosen Venusquartieren liegengelassen worden waren: Brieftaschen, Geldbörsen, Führerscheine, hin und wieder einmal war es auch eine Pistole oder ein Briefumschlag mit Fotos der liebenden Gattin und der geliebten Kinder. Wie trostlos waren diese kleinen Orte an der französischen Küste [...], M.S.] Sittliche Gefahr? Sie bestand – aber sie bestand nicht in den Verlockungen jener Geschöpfe. Ich habe die Klienten dieser Häuser nie verachten können, weil es mir unmöglich ist, das, was man irrigerweise die körperliche Liebe nennt, zu verachten; sie ist die Substanz eines Sakraments und ich zolle ihr Ehrfurcht, die ich auch dem ungeweihten Brot als der Substanz eines Sakraments zolle“⁵⁴².

Eine weitere solche, fast kuriose Begegnung berichtet Böll ebenfalls aus dem Jahr 1943. So bekommt Böll in einer Art ritterlichem Tauschhandel als Belohnung für seine Übersetzungskünste eine köstliche Verpflegung – das Pikantere an der Handlung: Böll muss den Liebesbrief eines deutschen Soldaten an eben jene Wirtin, die seine „Auftraggeberin“ ist, ins Französische übersetzen. Nicht ohne Selbstironie berichtet er Annemarie:

„Gestern habe ich auf sehr drollige Weise ein wunderbares Stück Kuchen und 3 Zigaretten verdient. Ich war auf dem Weg zu einem der Stützpunkte in der irrsinnigen Glut des Mittags und kehrte in einer Kneipe ein, um eine Limonade zu trinken. Die Wirtin war eine junge zarte hübsche Blondine, wie es sie nur in Frankreich gibt, für die man wohl die Bezeichnung *graziös* verwenden könnte und die noch französischer wirken als die dunklen Schönheiten. Als sie merkte, daß ich Französisch konnte, gab sie mir den Brief eines Soldaten an sie mit der Bitte, ihn zu übersetzen. Der Brief war sehr ungeschickt geschrieben, mit ungelinken Buchstaben, aber von einer unsagbaren Glut und kindlichen Leidenschaft. Es war mir doch etwas sonderbar zumute, die kühle blonde Frau neben mir zu wissen, an die dieser Brief geschrieben war und die

541 Böll beginnt seinen Dienst an der Kommandantur in Le Tréport am 24.2.1943. (Vgl. Böll 2003: Chronik 1917-1945, S. 1503)

542 Heinrich Böll 1986: Brief an einen jungen Katholiken. Brief an einen jungen Nichtkatholiken. Mit einem Vorwort von Franz Alt, Köln (Kiepenheuer & Witsch), S. 22-24.

gar nicht die Möglichkeit hatte, ihn zu verstehen, und wohl auch ganz angetan war. Es war wirklich etwas peinlich – und ich bereute schon, meinem Durst auf eine Limonade nachgegeben zu haben. Jedenfalls war ich nun mitten in der Patsche drin, und ich mußte also gleich beginnen zu übersetzen. Ach, meine Sprachkenntnisse sind nun doch zu gering, um das wirklich rührende Liebesgestammel eines deutschen Infanteristen in die Sprache dieses Volkes zu übersetzen, bei dem die Liebe eine Art entartete Kunst darstellt. Jedenfalls gelang mir eins bestimmt: das Stammeln kam hinein, und vielleicht war das das Wesentliche. Die Dubarry-Blondine war sehr glücklich, auf eine erstaunlich naive Art, und präsentierte mir dann ein wunderbares Stück Sandkuchen, eine Tasse Kaffee und 3 Zigaretten. Mir schmeckte dieses Donum ausgezeichnet, zumal ich es ja wirklich sauer verdient hatte. Dann sah ich noch, wie der Brief in einer nicht sehr geschmackvollen pompösen Schatulle versenkt wurde, und fuhr von dannen mit dem Gefühl, durch ein so harmloses Getränk wie Limonade in eine schwierige Lage gekommen zu sein. Du siehst, es ist manchmal vielleicht besser, Cognac zu trinken. Man macht einen weniger vertrauenswürdigen Eindruck und wird nicht mit vertraulichen Dingen beauftragt. Ach, im Grunde war ich natürlich überglücklich, noch einmal eine wirklich tolle menschliche Episode erlebt zu haben.“⁵⁴³

Entscheidend für die Fragestellung dieser Arbeit ist hier das Adjektiv „überglücklich“. Gleichgültig wie man solche Handlungen beurteilen, welche Bedeutung man ihnen zuschreiben mag, es steht doch für den Soldaten Böll fest – und es gibt keinen Grund daran zu zweifeln –, dass sie für ihn Momente wirklichen Glücks sind. Wiederum ist es eine „zivile“, noch dazu ritterliche und Grenzen überwindende Tätigkeit: Übersetzen für das Liebesglück anderer, und nicht zu vergessen, für eine ihm nicht unsympathische und „hübsche“ Frau. Es mag Böll helfen, dass er selbst Liebender ist und unter einer ähnlichen Trennung leidet. Man kann sich auf der symbolischen Ebene kaum ein treffenderes Beispiel für einen „Brückenschlag“ vorstellen als das „Übersetzen“. Bei aller Selbstironie scheint Böll diese Dimension selbst zu ahnen, auch wenn er natürlich ganz persönlich von dieser Begegnung in Gestalt des Kuchens und der Aufmerksamkeit profitiert. Diese „Belohnung“ schafft wiederum eine gewisse Symmetrie dieser friedlichen Begegnung.

Eine solche Symmetrie ist per se schwieriger herzustellen, wenn Soldaten beispielsweise bei einer französischen Familie einquartiert sind. Die Machtverhältnisse treten dann doch deutlich hervor. Während die Wirtin im obigen Beispiel auch die Möglichkeit hat, den Brief zu verschweigen und damit den Handel unmöglich zu machen, haben Quartiersleute diese Mög-

543 Böll 2003: Brief vom 21.8.1943 an Annemarie Böll (Nr. 609), S. 852f.

lichkeit nur bedingt. Die Soldaten werden sich ihren Bedarf notfalls mit Gewalt nehmen.

Ein besonders brutales Beispiel dafür hat der bereits zitierte Soldat Reese für den Zweiten Weltkrieg festgehalten. Die Szene verdeutlicht die Gefährlichkeit der ungleichen Machtverhältnisse, die, auch wenn die betreffende Episode sich im Osten abspielt, für den Besatzungsalltag im Westen als Möglichkeit gegeben ist:

„Ein Soldat drang in ein Bauernhaus ein, und der Bauer setzte dem Hungrigen Brot vor und Milch. Aber der Soldat wollte noch mehr. Er wollte Honig, den er bald fand, Mehl und Schmalz. Der Bauer bat, die Frau weinte, und in der Furcht vor dem Hunger versuchten die Besiegten, ihm seinen Raub zu entreißen. Der Soldat schlug dem Bauern den Schädel ein, erschoss die Frau und steckte wütend das Haus in Brand. Von einer verirrten Kugel fiel er in der gleichen Nacht. Doch nach Gottes Gericht sollten wir im Kriege nicht fragen.“⁵⁴⁴

Die grundsätzliche Bedrohlichkeit der Begegnung zwischen Besatzern und Bevölkerung ist mitzudenken, um den brüchigen Boden, auf dem sich auch die „zivilen“, „menschlichen“ Episoden ereignen, zu begreifen.

Dennoch kann auch in solch einer asymmetrischen Konstellation die Möglichkeit für einen fairen Austausch, zumindest auf symbolische Weise, und damit ein letzter Rest von Freiheit bestehen, wie das nun in den Blick zu nehmende Beispiel zeigt. Die zunächst eher reservierte Quartiersgeberin unterbricht dabei durch eine überraschende, versöhnliche Geste beim Abschied das „Schweigen“⁵⁴⁵ und damit die Vorherrschaft der Feindkonstellation.

544 Reese 2004, S. 68.

545 Der französische Résistance-Autor Vercors hat in seiner Novelle „Le silence de la mer“ (deutsche Übersetzung: „Das Schweigen des Meeres“) dem „Schweigen“ gegenüber den deutschen Besatzern als einer Haltung des Widerstandes literarischen Ausdruck verliehen. Protagonist/innen der Erzählung sind der deutsche Offizier Werner von Ebrennac, ein alter französischer Schreinermeister und seine Nichte. Der deutsche Offizier, ein Musiker, der über ein neues dt.-frz.-Verhältnis monologisiert, sucht immer wieder den Kontakt zu den französischen Quartiersleuten, trifft jedoch lediglich auf das Schweigen der beiden anderen, das diesen aber durchaus schwerfällt. (So hält der fiktive Ich-Erzähler in Gestalt des Schreinermeisters fest: „Ich leide darunter, einen Menschen zu kränken, selbst wenn er mein Feind ist.“ Vercors 1949, S. 13, Literaturangaben vgl. auch unten). So entsteht zwischen den dreien, wie Johanna Woltmann-Zeitler zurecht feststellt, trotz des Schweigens eine „Atmosphäre uneingestandenem Vertrautseins“ (Woltmann-Zeitler 1996, S.44.) Durch einen Paris-Urlaub, bei dem er die zynischen Absichten der Nationalsozialisten erkennt, desillusioniert, meldet sich der deutsche Offizier aus Verzweiflung an

„Eben habe ich nebenan meine Milch geholt, das ganze Kochgeschirr voll, 4 ½ Liter für 5 Mann, und das ganze kostet 1.20 Mk! Das ist abends ein wunderbar heißer, schöner Trunk, und morgens schwimmt der dicke köstliche Rahm auf der Oberfläche! Die Frau, deren sanfte und auch sehr müde Stimme wir immer durch die Tür hindurch hören, die uns von der Wohnküche der Familie trennt, ist ein unglaublich schüchternes Wesen; eine schmale, sehr dunkle Frau, Mutter von 4 sehr lebhaften Kindern, die von morgens bis abends unermüdlich arbeitet und abends noch das schwere Geschäft des Melkens besorgt, wozu sie mit einem sehr klapprigen Fahrrad weit hinaus vors Dorf fährt. Obwohl sie bestimmt noch jung ist, sieht sie doch sehr alt und abgearbeitet aus, den ganzen Tag läuft sie mit ihrem ungeflochtenen dunklen Zopf auf dem Hof herum. Unglaublich schüchtern! Auf unsern Gruß erwidert sie immer mit einem schwachen Lächeln und sehr leisen Worten. Ich schäme mich fast, abends bei ihr die Milch zu holen, zumal dann immer ihr Mann dabei ist, ein kräftiger, großer, dunkler Bauer, sehr sympathisch, aber offenbar gegen uns Deutsche feindselig, denn er sitzt nach seinem schweren Tagewerk immer stumm am Ofen und spricht kein Wort mit uns. Die Kinder lümmeln sich um den Tisch herum und essen eine wunderbare Suppe aus heißer Milch, in die herrlich weißes, süß duftendes Brot eingebrockt ist. Heute hat die Frau für uns alle Butter gebracht; *pour le voyage*, sagte sie sehr leise. Ist das nicht erstaunlich? Wir sind alle sehr gerührt und überrascht von diesem Abschieds-Gastgeschenk unserer Wirtin, und es wird für uns gewiß eine gute Erinnerung an Frankreich sein, dieses Kilo prachtvoller Butter auf dem Weg in den Osten! Zudem von dieser schlichten, ewig unfrisierten, ungepflegten, abgearbeiteten Frau, von der wir eigentlich immer glaubten, daß auch sie uns feindlich gesonnen sei.“⁵⁴⁶

die Ostfront. Bei seinem Abschied brechen sowohl der Schreinermeister wie die Nichte das Schweigen, letztere mit einem schlichten „Adieu“. (Vgl. Vercors (Jean Bruller) 1949; Zu weiteren Übersetzungen und Interpretationen, vgl. Woltmann-Zeitler 1996)). Bemerkenswert ist die in der Erzählung fiktional eingeholte Spannung zwischen einer menschlichen Ebene der („alltäglichen“) Begegnung der Individuen und einem Kontext der Unmenschlichkeit, der diese überlagert. Bölls Brief zeigt, wie wichtig auf der Ebene der einzelnen Menschen symbolische Handlungen wie ein Abschied „im guten“ auch oder gerade in einem Kontext vorherrschender Gewalt im Sinne einer „Unterbrechung“ sind. Die verblüffende Ähnlichkeit der literarischen Ausgestaltung in Vercors *Résistance*-Werk lässt darauf hindeuten, dass es sich nicht um eine Sondersituation, sondern ein verbreitetes Empfinden handelt und eine gewisse Reziprozität des Empfindens auch in dem asymmetrischen Verhältnis zwischen Besatzern und Bevölkerung möglich ist.

546 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 22.10.1943 (Nr. 664), S. 930f.

Es spricht für die Größe dieser Frau, dass sie zu dieser generösen Geste in der Lage ist, dass sie zwischen Menschen und Regime differenziert. Es ist nichts, was die Soldaten erwarten können, die schließlich widerrechtliche Besatzer in einem fremden Land sind, das unter einem unmenschlichen Regime zu leiden hat. Böll selbst erkennt dies rückblickend in seinem autobiographischen Interview mit René Wintzen auch an. Die folgende Aussage ist auf seine Zeit in der Kommandantur in Le Tréport (Februar-Mai 1943⁵⁴⁷) bezogen, gilt aber, was die Distanziertheit der französischen Bevölkerung anbetrifft, erst recht in Situationen, in denen Böll deutlich weniger Kontakt mit der Bevölkerung möglich war:

„Ich war eine Zeitlang Dolmetscher auf einer Kommandantur in Le Tréport, hatte da auch mit der Bevölkerung zu tun, das heißt, es mußten irgendwelche Transporte organisiert werden, Pferdewagen requiriert werden. Im übrigen spürten wir natürlich sehr deutlich die Kühle der französischen Bevölkerung. Ich habe das respektiert und natürlich auch verstanden, aber es war trotzdem hart. Man konnte kein Mädchen ansprechen, man konnte mit keinem Menschen, mit dem man gerne mal geredet hätte, offen reden. Aber ich bitte Sie, wie hätten die Franzosen dazu kommen können, mit einem Deutschen offen politisch zu reden, das wäre sehr gefährlich gewesen. Das wußte ich alles, hab das auch verstanden, es war trotzdem sehr hart, daß man überhaupt mit niemand in Kontakt kam, den man als Gesprächspartner sich gewünscht hätte. In dem Punkt war die Bevölkerung konsequent.“⁵⁴⁸

An anderer Stelle wurde bereits festgehalten, dass die Liebe zu Annemarie und – so möchte ich jetzt ergänzen – ebenso die wahrgenommenen Bilder von Liebe für Böll eine Kraftquelle darstellen, die ihn aufrecht hält, die ihn bei aller Krisenhaftigkeit seines Daseins nicht verzweifeln lässt. Eine besonders schöne Schilderung, wiederum eine fast lyrische Miniatur, gibt Böll im Oktober 1943, immer noch in Frankreich eingesetzt:

„Weißt Du, auf meinem Posten dort unten am Meer habe ich jetzt alle Tage, morgens und auch abends ein nettes Paar beobachtet, von dem ich Dir noch schreiben wollte; sie, eine hübsche, kräftige Frau mit einem bunten Kopftuch, und er ein schlanker und sehr starker junger Mann; die beiden kamen jeden Morgen mit einer Anzahl Körben bewaffnet zum Strand, und dann spielte sich ein sehr stummes und doch inniges Arbeiten ab. Die Frau stand den ganzen Morgen gebückt an der Böschung des Strandes und las die glatten und dicken, dunkelblauen Kiesel, die von der Flut gewaschen waren, in die Körbe,

547 Vgl. Böll 2003: Chronik 1917-1945, S. 1503f.

548 Böll 1979, S. 130f.

und dann trug der Mann die Körbe, die sicher schweren Körbe, mit einer erstaunlichen Leichtigkeit und Eleganz die Böschung hinauf und schüttelte sie oben auf der Promenade zu hohen Bergen auf, und von dort holte sie dann ein sehr ehrwürdiger Großvater mit einem Pferdewagen ab. Diese Arbeit ging wirklich den ganzen Tag ununterbrochen mit sehr kleinen Pausen, wo die beiden sich auf die Schwelle eines der leeren Häuser setzten und etwas aßen, von morgens bis abends, bis die Flut wieder anrollte und die Arbeit beendete. Ich habe erst geglaubt, daß die beiden mit diesem intensiven, stillen Arbeits-eifer Polen wären, besonders da die Frau mit ihrer graziösen Kraft mich sehr stark an die Polenmädchen erinnerte, und er, der Mann, von einem sehr auffälligen Rotblond war, wie man es in Polen oft findet. Aber ich hatte dann Gelegenheit, anlässlich eines kleinen Gesprächs mit den beiden, festzustellen, daß sie die schönen blauen Steine für eine Marmorfabrik auflasen, wo die Steine dann zermahlen und zu Kunstmarmor verarbeitet werden. Dieses Paar, das so anscheinend, stumm, stundenlang ohne ein Wort miteinander zu reden, arbeitete, hat mir wirklich Freude gemacht, und es hat mich auch um Frankreich gefreut, daß es noch solche Möglichkeiten hat. Es hat mich wirklich getröstet, dieses nette Paar, das so liebevoll und erfreulich miteinander arbeitete, eine wirklich innige Gemeinschaft offenbarend...“⁵⁴⁹

Liebe wird hier zu einem Hoffnungssymbol, einem Hoffnungsgrund.

Eine ähnliche Bedeutung kann auch ein freundschaftlicher Austausch bzw. Tauschhandel bekommen. So schreibt Böll im Oktober 1942 aus Léry:

„Ich habe hier mit einem Russen Freundschaft geschlossen, der seit Ende des Weltkrieges hier in Frankreich ist; er hat meinen Nikotindurst ein wenig befriedigt; er hat mir Tabak geschenkt, denk Dir, ein Russe, der mir Tabak schenkt in Frankreich 1942! Das ist wahrlich ein Wunder! Wirklich! Dafür werde ich ihm morgen meine Brotration ganz schenken; ich werde es tun, obwohl ich Hunger habe; denk Dir nur, ein Russe, der mir 1942 in Frankreich Tabak schenkt!!!“⁵⁵⁰

Symbolische und reale Interaktion sind hier ineinander verwoben, da zu schenken in einer Zeit des Mangels eigene Einschränkungen bedeutet, was wiederum den symbolischen Wert der Gabe erhöht. So vollzieht sich tatsächlich Menschlichkeit in diesem Austausch.

Wie bereits erwähnt, war Böll insgesamt nur wenige Wochen an der Front eingesetzt. So sind seine „Feindkontakte“ im Wesentlichen auf Kriegsgefangene und während des Fronteinsatzes im Osten auf Überläufer beschränkt.

549 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 8.10.1943 (Nr. 652), S. 917f.

550 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 12.10.1942 (Nr. 358), S. 503.

Die folgende Passage ist deshalb von besonderem Interesse, weil sie zeigt, wie ein christliches Symbol, das Kreuz eines toten kanadischen Soldaten, bei dem Katholiken eine Verbindung entstehen lässt. Waren es bei den obigen Begegnungen mit Frauen Alltagsvollzüge und vor allem die Universalität der Liebe, die eine Brücke entstehen ließen, ist es hier der gemeinsame katholische Glaube. Die Ähnlichkeit, die zu den bereits analysierten Beispielen des elsässischen Soldaten im Ersten Weltkrieg Dominik Richert besteht, ist frappierend. Es gilt auch hier, dass der (oder oben die) Einzelne durch die entstandene Brücke ein „Gesicht“ bekommt, das ihn (bzw. sie) aus der Anonymität der Feindstereotype, aus dem Klischee heraushebt. In dem Böll auch noch mit Hilfe eines intertextuellen Verweises, dem erwähnten Gedicht „Brüder“ von Heinrich Lersch, eine grundsätzliche Reflexion auf den Krieg bzw. dessen Fragwürdigkeit anstellt, betreibt er zudem „Gedankenschmuggel“, umgeht er die Zensur.

„Heute kamen hier sehr viele Tote angeschwemmt von Dieppe; Engländer, ach, sie sehen ganz schrecklich aus; in der ganzen Bucht kamen sehr viele angeschwemmt, einer direkt vor unseren Bunker; anscheinend ein Kanadier, ein dunkler Mann, sonst sah man nichts mehr von seinem Gesicht, und ein kleines goldenes Kreuz hatte er auf der Brust; ein katholischer Kanadier wohl; es ist wirklich schrecklich, dem Krieg so mitten ins Gesicht zu sehen; aber das ist der Krieg, nichts anderes, ohne jede Beschönigung; ach, ich habe an das Gedicht denken müssen von Heinr. Lersch, das Gedicht von dem Toten vor dem Drahtverhau, den er für seinen Bruder hielt; wirklich später fiel es mir ein, woran dieser eine Tote vor unserem Bunker mich so ganz elementar erinnert hat; wirklich an meinen Bruder, und dann fiel mir auch gleich das Gedicht von Hein Lersch ein...“⁵⁵¹

Es lohnt sich einen genaueren Blick auf das betreffende Gedicht von Heinrich Lersch zu werfen:

„BRÜDER

Es lag schon lang ein Toter vor unserm Drahtverhau,
Die Sonne auf ihn glühte, ihn kühlte Wind und Tau.
Ich sah ihm alle Tage in sein Gesicht hinein,
und immer fühlt ich's fester: Es muß mein Bruder sein.
Ich sah in allen Stunden, wie er so vor mir lag,
und hörte seine Stimme vom frohen Friedenstag.
Oft in der Nacht ein Weinen, das aus dem Schlaf mich trieb:
Mein Bruder, lieber Bruder – hast mich nicht mehr lieb?

551 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 5.9.1942 (Nr. 324), S. 460.

Bis ich, trotz allen Kugeln, zur Nacht mich ihm genah
und ihn geholt. – Begraben: – Ein fremder Kamerad.
Es irrten meine Augen. – Mein Herz, du irrst dich nicht:
Es hat ein jeder Toter des Bruder[s, Lersch 1916 und 1965, M.S.] Angesicht.“⁵⁵²

Die folgenden beiden Interpretationsmodelle bieten sich meines Erachtens an.

Zum einen ließe sich in einer Weise argumentieren, die die affirmative Seite solcher Geschehnisse und Handlungen betont. So ließe sich geltend machen, dass von dem Toten ja keine direkte Gefahr mehr ausgeht, er also bereits aus dem Freund-Feind-Verhältnis herausgetreten ist. Zudem ist zumindest die Rettung verletzter gegnerischer Soldaten Teil des Kriegsvölkerrechts und könnte somit als eine Selbstverständlichkeit angesehen werden oder zumindest im Sinne eines Kameradschaftsdenkens als Teil der militärischen Logik.

Es bleibt aber auch dann ein letzter Rest, der dem Text einen kritischeren Impuls zuschreiben lässt: Immerhin begibt sich das lyrische Ich des Gedichts selbst in Gefahr und folgt dabei einem Impuls des Herzens, also des Gefühls. Außerdem wird der Soldat als „Bruder“ erkannt, was auf ein tiefergehendes, das Freund-Feind-Schema verlassendes Verhältnis im Sinne eines humanistischen Impulses schließen lässt. Jürgs weist darauf hin, dass Lersch selbst Frontsoldat im Ersten Weltkrieg war und bringt seine Zeilen mit den Verbrüderungen um Weihnachten 1914 an der Westfront in Verbindung⁵⁵³, was aufgrund der Erstveröffentlichung am 26.6.1915⁵⁵⁴ möglich ist. Die gemeinsame Beerdigung der getöteten Soldaten war schließlich eine der zentralen Handlungen während der Waffenruhen. Allerdings spricht der vom lyrischen Ich evozierte „Kugelhagel“ gegen eine direkte Bezugnahme, was aber nicht ausschließen muss, dass die Erfahrung der Kriegsweihnacht mit in das Gedicht eingegangen ist. Generell ist Schneider zufolge die in Lersch's lyrischen „Texten zum Ausdruck kommende Haltung zum Krieg [...], M.S.] sehr heterogen.“⁵⁵⁵ Böll selbst berichtet unter dem Eindruck seines späteren Fronteinsatzes auf der Krim von einem persönlichen Ritual stillen Totengedenkens, in das er die gegnerischen Soldaten einschließt und so dem Gedanken der Brüderlichkeit Ausdruck verleiht:

552 Böll 2003: Kommentar, S. 1319, Gedicht von Heinrich Lersch (Erstveröffentlichung in der Westdeutschen Arbeiterzeitung, Jg. 17, Nr. 26, vom 26.6.1915.) Vgl. auch Lersch 1916, S. 101 bzw. Lersch 1965, S. 85.

553 Vgl. Jürgs 2003, S. 67.

554 Vgl. Böll 2003: Kommentar, S. 1319, siehe auch oben.

555 Schneider ²2004, S. 677.

„Ich habe mir angewöhnt, bei jedem Toten, an dem ich vorbeikomme, ob Deutscher oder Russe, still zu sagen: ‚Gott segne deine Seele!‘ Ach, die Armut des Menschen ist doch entsetzlich.“⁵⁵⁶

Auch für diese weitergehende Interpretation bleibt es aber von Bedeutung, dass durch das Gegenüber keine direkte Bedrohung mehr besteht. Darauf wird an anderer Stelle noch einzugehen sein.⁵⁵⁷

Dies ist auch nach der Gefangennahme gegnerischer Soldaten der Fall wie im folgenden Beispiel:

„Heute nachmittag war wieder einmal ein toller Luftkampf hier in unserem Abschnitt; zwei Flieger, ein Tommy und ein Deutscher stürzten ab; ganz ganz hoch am Himmel konnten wir die Fallschirme sehen und dann stürzten beide Maschinen vor unseren Augen ins Meer; später sahen wir, wie man den Tommy an Land brachte; ein blutjunger, pudelnasser Oberfeldwebel; er machte eine tadellose, etwas schlaksige Verbeugung und ließ sich gelassen abführen; ach, der Krieg hat doch mit solchen Gegnern eine weniger erschreckende Form. Er sah schrecklich mitgenommen aus, der arme Kerl; denk Dir nur, er war aus sicher 4000 Meter Höhe abgesprungen, und dann langsam aber sicher ins Meer geplumpst; ich glaube, er hat viel Todesangst ausgestanden, [...] der wahnsinnige, wahnwitzige Krieg...“⁵⁵⁸

Festzuhalten ist an dieser Stelle ferner, dass hier die Selbstironie des englischen Soldaten eine Verbindung schafft, die den Soldaten Böll mitfühlen lässt.

Knapp zwei Wochen zuvor hat Böll schon die Fairness der englischen Soldaten im Sinne des *ius in bello* gelobt, wenn er hier auch möglicherweise etwas beschönigt:

„Wir warten, warten jede Nacht auf den Tommy, aber er scheint noch keine Lust zu haben. Wenn er mal kommt, ich bin wirklich gespannt darauf. Es ist ein beruhigendes Gefühl, einen solchen Gegner vor sich zu wissen. Hier unten am Strand liegt eine Seenotbereitschaft der Luftwaffe – für abgeschossene deutsche Flieger, die im Kanal landen müssen –, die erzählen uns tolle Dinge von der Noblesse der Engländer. Wenn zum Beispiel ein deutscher Flieger ganz nah an der englischen Küste herumpaddelt, dann brauchen wir nur herüberzufunkeln und können ihn, ohne beschossen zu werden, da abholen, bis auf einen Kilometer heranfahren. Das beruhigt sehr, solche Dinge

556 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 21.11.1943 (Nr. 689), S. 952.

557 Vgl. Kapitel 3.3.

558 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 18./19.8.1942 (Nr. 309), S. 441.

zu hören. Andererseits ist natürlich damit zu rechnen, daß die Tommys mit einer starken Massierung beginnen; dann wird es ein wenig finster für uns, denn es ist nicht sehr toll mit unserer Stärke; aber wir werden es schaffen, schaffen müssen... [...M.S.]

Die englische Küste ist wunderbar zu sehen, mit dem Fernglas kann man sogar die Häuser von Dover erkennen; es ist ein ganz tolles Vergnügen, mit dem Fernglas eine Stunde oben auf dem Berg als Fliegerposten zu stehen; und außerdem hat man dann immer noch die Hoffnung, daß einem einer mal vor die Flinte fliegt, so richtig zum Abknallen; dann gibt es Extraurlaub. Oft hopsen sie wirklich günstig über das Meer und die Hügel hier...⁵⁵⁹

Grotesk und für die Böllschen Briefe ungewöhnlich erscheint allerdings, dass er im selben Atemzug von seiner Hoffnung schreibt, „daß einem einer mal vor die Flinte fliegt, so richtig zum Abknallen; dann gibt es Extraurlaub.“⁵⁶⁰ In dieser Äußerung ist doch ein deutlicher Hinweis, dass Bölls Würdigung des englischen Kriegsgefangenen so selbstverständlich nicht ist. Entscheidend ist das Verlassen des Bedrohungskontextes. So muss Böll beispielsweise fürchten, wie auch geschehen, dass die englischen Flieger seine Heimatstadt Köln erreichen können. So zeigt eine ein knappes Jahr später festgehaltene Briefstelle, dass sich Böll im Gefühl der eigenen Bedrohung auch hasserfüllt zeigen kann:

„Eben schwoll plötzlich ein irrsinniges Getöse von Flak und M.G. an, und als ich ans Fenster stürzte auf meine kleine Veranda hier oben, sah ich sechs englische Jäger, die in der blitzenden Sonne mit einer aufreizenden Gemütsruhe über die Stellungen und die Stadt flogen. Ein sehr kurzes, sehr heftiges und wildes Spiel entspinnt sich, dann sausten sie plötzlich ab übers Meer Richtung ‚Old merry England‘, und ich kann mir gut vorstellen, wie sie dort mit kalter Ruhe aus ihren Maschinen steigen und vielleicht mit dem nächsten Zug nach London in Sonntagsurlaub fahren.

Sonderbarerweise haben wir gerade sonntags immer ziemlich viel Besuch von diesen bösen Feinden...⁵⁶¹

Bemerkenswert ist, dass er den englischen Soldaten zusätzlich zur militärischen Pflicht egoistische Motive in der Sehnsucht nach Extra-Urlaub unterstellt, die er selbst doch knapp ein Jahr zuvor genauso geäußert hat. Wenn man so will, unterstellt Böll den englischen Soldaten den eigenen Egoismus.

559 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 4.8.1942 (Nr. 297), S. 422f.

560 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 4.8.1942 (Nr. 297), S. 423.

561 Böll 2003, Brief an Annemarie Böll vom 16.5.1943 (Nr. 548), S. 765f.

Vor dem Hintergrund dieser doch zumindest ambivalenten Sicht auf die englischen Soldaten erscheint Bölls flüchtige Begegnung mit dem englischen Kriegsgefangenen und dessen Würdigung von einiger Bedeutung. Es zeigt sich zum einen, dass die direkte Begegnung außerhalb des akuten Bedrohungskontextes eine neue Sicht auf den Kriegsgegner möglich macht, das Freund-Feind-Denken unterbricht, wenn auch nur vorläufig, wie die letztgenannte Passage zeigt, in der sowohl der Bedrohungskontext stärker als auch die räumliche Distanz größer ist.

Ähnlich gelingt die Verständigung über die Grenzen hinweg bei der Aufnahme eines Überläufers an der Krim. Wie bereits bei der Desertion des elsässischen Soldaten Richert zu sehen war, ist es essentiell, dass innerhalb kürzester Zeit gegenseitiges Vertrauen entsteht, sonst droht dem Überläufer u. U. der Tod.

„Gestern kam ein Überläufer zu uns, ein junges, physisch gesundes Kalmückenkerlchen, ein richtiger Hunne, der uns mit Gesten zu verstehen gab, daß er keine Lust mehr gehabt hätte und daß die anderen alle keine Lust mehr hätten. Das hat uns sehr getröstet, bestätigt, daß die da drüben von uns ebenso müde und des Abenteuers überdrüssig sind. Aber geschossen wird trotzdem auf beiden Seiten...“⁵⁶²

In diesem Fall gelingt die Verständigung über das gemeinsame Leid der einfachen Soldaten, die buchstäblich „kriegsmüde“ sind.

Eine ähnliche Episode, die zeigt, wie heikel die Situation der Aufnahme eines Überläufers und wie wichtig daher eine schnelle, basale Verständigung ist, ist in einem Brief des Wehrmachtssoldaten Josef Kurz von der Ostfront festgehalten. Sie zeigt meines Erachtens auch sehr schön, wie aus dem fremden uniformierten Feind der einzelne (Mit)Mensch sichtbar wird und durch den Austausch von Worten und Gaben in Beziehung tritt:

„Liebste Mutter,

Als ich heute früh auf Posten stand, sah ich plötzlich vor unserem Drahtverhau einen einzelnen Iwan, der sich ohne Gewehr unserem Graben näherte. Ich schrie: Stoi, rucki werch = Halt, Hände hoch. Er streckte die Hände in die Höhe und schaute, „gutt, gutt“. Ich winke ihm und der übersteigt den Drahtverhau und er springt zu mir in den Graben, gibt mir die Hand und sagt: „Kamerad, nix bumm bumm“. Es war ein Überläufer. Da muss man aber verflucht aufpassen, oft machen sie auch irgendeine List.

562 Böll 2003: Brief an Eltern und Geschwister vom 30.11.1943 (Nr. 695), S. 960.

Dann erzählt er mir etwas Deutsch. dass [sic!, M.S.] er aus Kursk kommt und schon bei den Deutschen war, und bei unserem Rückzug letzten Winter wieder in russische Hand fiel. Ganz erschöpft war der Kerl. Ich gab ihm ein dickes Stück Brot und ein Radl Wurst. Dann gab ich ihm noch zwei Zigaretten und vier Platzerl von deinem Päckchen. Da hat er gestrahlt und gesagt: ‚Mama?‘ Dass so etwas nur von einer Mutter kommen kann, hat er geahnt. Er hat allerhand ausgesagt.“⁵⁶³.

Zurückkommend auf die von Böll geschilderte Episode ist festzuhalten: Auch hier ist der Bedrohungskontext für den Soldaten Böll eher gering. Irritierend ist die Diminutivform „Karlückenkerlchen“. Reid stellt bei Böll ein „recht negative[s, M.S.] Bild des ‚Ostens‘, das aus diesen Briefen hervorgeht“⁵⁶⁴, fest und macht dafür Wirkungen der kirchlichen antibolschewistischen Propaganda verantwortlich. Reid sieht „dieses undifferenzierte Bild [...], noch fort dauern, M.S.] bis in die ersten Nachkriegstexte.“⁵⁶⁵ Allerdings lässt sich gerade auch an den Beispielen, die Reid ins Feld führt, feststellen, dass Böll in diesen Fällen nicht negativ aus dem Rahmen fällt, sondern Stereotype teilt, wie sie bei deutschen Soldaten im Osten gängig waren und von denen sich die wenigsten freigemacht haben. Umso beachtenswerter ist „die literarische Wiedergutmachung, die er dann [nach dem Krieg, M.S.] leistete“⁵⁶⁶. Diese Würdigung durch Reid erweiternd möchte ich den Blick zuletzt auf das literarische und politische Engagement Bölls nach dem Krieg richten, das in seiner Gesamtheit auch, wenn man so will, der Unterbrechung von Gewalt gewidmet war. Dass eines der Antriebsmomente für den unermüdlichen Einsatz Bölls auch aus der bitteren Erfahrung von Krieg und Diktatur resultierte, sollte deutlich geworden sein.

563 Kurz ²2003: Brief an die Mutter vom 18.6.1943, S. 47.

564 Böll 2003: Nachwort, S. 1558.

565 Böll 2003: Nachwort, S. 1558.

566 Böll 2003: Nachwort, S. 1559.

2.2.2 Heinz Droßel⁵⁶⁷ – Ein „Gerechter“ im Krieg

2.2.2.1 Vorbemerkungen zur Quelle und zur Biographie Droßels

Bei den Erinnerungen Heinz Droßels handelt es sich um eine mit deutlichem Abstand zum Geschehen unter Zuhilfenahme eigener Aufzeichnungen verfasste Autobiographie mit einem Schwerpunkt auf die Zeit Droßels als Soldat der Wehrmacht. In seiner Rezension von Droßels erstmals 1988⁵⁶⁸ – dann erweitert in der zweiten Auflage 2001⁵⁶⁹ – im Selbstverlag herausgegebenen Werk wertet Hans-Jürgen Döscher den zeitlichen Abstand positiv:

“Frei von Rechtfertigung, Beschönigung oder Verharmlosung sind die Lebenserinnerungen des Juristen und ehemaligen Reserveoffiziers Heinz Droßel. Ihnen kommt zugute, dass zwischen tatsächlicher Erfahrung und reflektierter Darstellung fast ein halbes Jahrhundert liegt. Der Leser erfährt vieles, was in der frühen Memoirenliteratur zumeist vernachlässigt wurde: Beobachtungen zu den Novemberpogromen 1938 und zu Gewaltverbrechen gegenüber Juden in den besetzten Gebieten der Sowjetunion, die menschenverachtende Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen im allgemeinen und der politischen Kommissare im besonderen.“⁵⁷⁰

In der Tat bestimmt ein durchweg nüchterner Grundton Droßels Erinnerungen an die „Zeit der Füchse“, in der die Wahrung der eigenen Integrität (im doppelten Wortsinn) die Qualitäten eines Fuchses, d. h. Mut, List und vor allem Vorsicht erforderlich machte und diese eine Frage des Überlebens wurden.⁵⁷¹

⁵⁶⁷ In der Literatur finden sich zwei verschiedene Schreibweisen des Nachnamens: Droßel (vgl. Droßel ²2001) vs. Drossel (vgl. z. B. Wette ³2003b). Ich folge hier der Schreibweise in Droßels Erinnerungen in der Fassung von Droßel ²2001. Eine Erklärung für die gleichzeitige Präsenz beider Schreibweisen gibt Katharina Stegelmann: „Heinz Drossel änderte die Schreibweise seines Namens nach dem Krieg in ‚Droßel‘ um, weil es auf einer seiner ersten Arbeitsstellen einen gleichnamigen Kollegen gab, was zu Verwechslungen geführt hatte. Später benutzte er beide Schreibweisen parallel, seine Biografie ist unter dem Namen ‚Droßel‘ erschienen.“ (Stegelmann 2013, S. 239). Stegelmanns Biographie erschien nach der Einreichung meiner Dissertation. Deswegen war mir eine eingehende Rezeption nicht mehr möglich.

⁵⁶⁸ Droßel 1988.

⁵⁶⁹ Droßel ²2001.

⁵⁷⁰ Döscher 2001.

⁵⁷¹ Vgl. dazu Droßel ²2001, S. 93: „Mehr Mut müsste man haben. Ich glaube diese Zeit können nur *Füchse* unbeschadet überstehen – mutig, listig und vorsich-

Gleichzeitig birgt der zeitliche Abstand zum Erlebten auch das Risiko verändernder bzw. beschönigender Eingriffe, wie Welzer/Moller/Tschuggnall am Beispiel der Weitergabe und Veränderung von Familienerinnerungen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs über die Generationen eindrucksvoll gezeigt haben.⁵⁷²

Dem gegenüber hebt Wolfram Wette neben diesem nüchternen Grundton die Genauigkeit der Darstellung hervor:

„Die Schilderungen dieses Autors [Droßels, M.S.] sind bemerkenswert genau und wirklichkeitsnah, was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass er sich bei der Niederschrift seines Textes auf erhalten gebliebene Feldpostbriefe, Tagebücher und andere Notizen stützen konnte.“⁵⁷³

So ist von einer im Vergleich sehr zuverlässigen Quelle auszugehen.

Wer war dieser Mensch, der durch mutiges beherztes Eingreifen gleich mehreren verfolgten Menschen das Leben gerettet hat und dafür die hohe Ehrung der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ erfahren hat?

Der 1916 geborene Katholik Droßel sieht sich selbst als tief religiösen Menschen, wobei er schon in seiner Jugend über den christlichen Horizont hinausschaut und sich für den Buddhismus und das Judentum interessiert. Insbesondere die untrennbare Verbundenheit mit dem jüdischen Volk ist für seine Religiosität wesentlich, so hält er bezüglich seiner Erstkommunion im Jahre 1928 fest:

„Ohne das jüdische Volk, seine Religion und seine Geschichte kein Christus, kein Christentum, keine Erlösung. Aus dieser Erkenntnis erwächst eine tiefe Religiosität, die zur Wurzel meines Egos wird und in der ich zum ersten Mal den Leib des Herrn empfangen.“⁵⁷⁴

Hinzu kommt die für den Berliner Droßel selbstverständliche Begegnung mit jüdischem Leben⁵⁷⁵, wenn er beispielsweise schildert, wie er fasziniert

tig, sehr vorsichtig.“ Vgl. dazu auch kommentierend Wette 2003b, S. 218: „Mit dem Titel seines Buches „Zeit der Füchse“ will der Autor deutlich machen, dass man in der nationalsozialistischen Zeit – sofern man sich einen eigenen Kopf bewahren und sich nicht anpassen wollte – den Charakter eines Fuchses haben musste: ‚mutig, listig und vorsichtig, sehr vorsichtig.‘“

572 Vgl. Welzer/Moller/Tschuggnall 2002.

573 Wette 2003b, S. 218.

574 Droßel 2001, S. 16.

575 Vgl. dazu auch Wette 2003b, S. 218f.

die Schabbat-Feierlichkeiten der Nachbarsfamilie verfolgt, obwohl die beiden Väter in wirtschaftlicher Konkurrenz zueinander stehen, die sie aber Droßel zufolge fair austragen⁵⁷⁶, oder wie er schon einige Jahre zuvor den religiösen Erzählungen eines älteren Juden lauscht⁵⁷⁷. Als er Botengänge für die Maßschneiderei seines Vater übernimmt, führt ihn sein Weg auch durch ein Viertel, das von jüdischen Migrantinnen und Migranten aus dem Osten geprägt ist. In Droßels Erinnerungen klingen dabei gleichermaßen Fremdheit wie Faszination nach.⁵⁷⁸

Des Weiteren führt ihn die „tief empfundene Freundschaft“⁵⁷⁹ mit seinem jüdischen Klassenkameraden Salomon W. die Auswirkungen des nationalsozialistischen Antisemitismus bis in den Alltag hinein drastisch vor Augen. So ist es für die Freunde beispielsweise schwierig, ein Lokal zu finden, in dem sie gemeinsam Gäste sein dürfen.⁵⁸⁰ Noch der Abschied, als Salomon nach von beiden hervorragend absolviertem Abitur die Möglichkeit zur Flucht nach Prag nutzen will – Droßel weiß davon –, wird von einem Akt zivilen Ungehorsams begleitet:

„Wir treffen uns noch einmal, trinken – für ihn verbotenerweise – irgendwo eine Tasse Kaffee und nehmen Abschied. Es wird ein Abschied ohne viele Worte – wir fühlen beide, dass dunkle Schatten über uns liegen. Es wird ein kurzer Abschied – ein Abschied für immer.“⁵⁸¹

Dass Droßel von den Plänen Salomos weiß, ist ein starkes Indiz für die Vertrautheit der beiden.

Droßel wird Zeuge der antisemitischen Pogrome vom 1. April 1933⁵⁸². Auch sein Vater, der das Flaggen der Hakenkreuzfahne bis dahin unterlassen hatte, gerät dabei ins Visier der SA. Droßel selbst ist entsetzt von Gewalt und Boykott gegen jüdische Geschäfte, die er – selbst die Schule schwänzend – in der Stadt beobachtet und findet nur einen Trost in der Zivilcourage älterer Frauen, die trotz des Terrors der SA demonstrativ jüdische Geschäfte betreten.⁵⁸³

576 Vgl. Droßel 2001, S. 15.

577 Vgl. Droßel 2001, S. 5.

578 Vgl. Droßel, 2001, S. 22f.

579 Droßel, 2001, S. 51.

580 Vgl. Droßel 2001, S. 51.

581 Droßel 2001, S. 64.

582 Ausgangspunkt für die Pogrome war ein „reichsweite[r, M.S.] Boykott“ (Ebd., S. 79f) jüdischer Geschäfte. (Wildt 2008, S. 79f.)

583 Vgl. Droßel 2001, S. 41f; Wette 2003b, S. 220. Wildt hebt hervor, dass „offenkundig zahlreiche Deutsche die Aktion missbilligten“ (Wildt 2008, S. 80), ein Anhaltspunkt, der Droßel Eindruck plausibel macht.

Selbst die Emigration erwägend – Anlass ist für Droßel unter anderem Hitlers Einmarsch in Österreich⁵⁸⁴ –, hat Droßel Kontakt zu jüdischen Emigrant/innen in Italien und Frankreich⁵⁸⁵, als er der Einladung einer Tante nach San Remo folgt und unter Mühen das Transitvisum für die Schweiz erhält.⁵⁸⁶ Er entscheidet sich letztlich aber gegen die Flucht, die er selbst nicht finanzieren kann, auch, um zunächst sein Studium abzuschließen.⁵⁸⁷

Droßel praktiziert seinen Glauben auch in seiner Zeit beim „Reichsarbeitsdienst“, den er in Bad Wilsnack (Prignitz) absolviert:

„In unserer Gruppe ist ein katholischer Theologiestudent. Er organisiert sonntags den Besuch des Gottesdienstes. Hier ist Diaspora – Bad Wilsnack hat keinen katholischen Gottesdienst. Wir müssen meist weit über Land fahren, um dann in irgendeinem kleinen Landgasthof mit den wenigen Gemeindegliedern aus mehreren Orten Gottesdienst feiern zu können. Bei dieser Gelegenheit kommt man auch einmal mit jungen Menschen zusammen; oft werden wir von den Familien zum Essen eingeladen. Wir sind nur fünf oder sechs Mann. Schwierigkeiten vom Lager aus macht man uns nicht.“⁵⁸⁸

Während seines Studiums pflegt Droßel den Kontakt zu katholischen Kommilitonen, ohne aber eine Verbindung zu einer Widerstandsgruppe aufbauen zu können.⁵⁸⁹ Prägend wird für ihn eine theologische Vorlesung Romano Guardinis, die er seinem theologischen Interesse folgend, besucht:

„Sein [Romano Guardinis, M.S.] Hineinführen in das innere Gefüge des christlichen Glaubens und seine Interpretationen großer Gestalten der christlichen Philosophie und Literatur, von Augustinus über Pascal bis zu den Gestalten aus Dostojewskis literarischem Werk, verschaffen mir zum ersten Mal eine echte innere Beziehung zu meinem Glauben und den Quellen seiner Herkunft.“⁵⁹⁰

In wacher Zeugenschaft registriert Droßel die veränderte Situation der Kirchen unter den neuen nationalsozialistischen Machthabern:

„Wir spüren es jetzt: der Verlust der persönlichen Freiheit im Rahmen der Verfassung und der Gesetze über sein Handeln selbst zu entscheiden – das

584 Vgl. Droßel ²2001, S. 75; Wette ³2003b, S. 221.

585 Vgl. Droßel ²2001, S. S. 78f; Wette ³2003b, S. 221.

586 Vgl. Droßel ²2001, S. 76f.

587 Vgl. Droßel ²2001, S. 84; Wette ³2003b, S. 221.

588 Droßel ²2001, S. 69.

589 Vgl. Droßel ²2001, S. 72.

590 Droßel ²2001, S. 91.

ist es, was diesen Staat prägt. Aber sind die Nichtbetroffenen wirklich sicher? Zwar hat die Katholische Kirche versucht durch den Abschluss eines Konkordates mit dem Reich im Juli 1933 diesem Schicksal zu entgehen – vergeblich! Immer häufiger stehen katholische Geistliche, vornehmlich Ordenspriester und Ordensbrüder, wegen ‚Devisenvergehen‘ oder wegen ‚sittlicher Verfehlung‘ vor Gericht. [591, M.S.]

Die evangelische Kirche hat sich gespalten. Die „Deutschen Christen“ mit einem „Reichsbischof“ gebärden sich faschistischer als die Partei. In Dahlem macht ein mutiger Pastor der neu gegründeten „Bekennenden Kirche“ von sich reden, ein ehemaliger U-Bootoffizier aus dem Ersten Weltkrieg, Pastor Niemöller. In dieser Kirche sind die evangelischen Christen, die Christen bleiben wollen. Sie hat ziemlich viel Anhang.⁵⁹²

Für den Januar 1939 hält Droßel eine kirchliche Aktion passiven Widerstands fest, er selbst besucht gerade eine juristische Vorlesung:

„Da – mitten in der Vorlesung – geht die Tür auf, ein Kopf wird sichtbar ‚Der Bischof wird verhaftet!‘ – weg ist er. Zehn, zwölf Mann zögern, stehen auf und verlassen den Hörsaal, ich schließe mich an. Draußen laufen zahlreiche Studenten dem Ausgang zu – das bischöfliche Palais ist fast gegenüber der Universität, nicht weit von der Bischofskathedrale St. Hedwig. Draußen strömen Menschen in Richtung auf das Palais. Vor dem Palast stehen einige hundert Menschen, zwei, drei Mannschaftswagen mit SS stehen am Straßenrand, vor

591 Hintergrund von Droßels Überlegungen sind die Verhandlungen der Kurie mit Hitler über den Abschluss eines Reichskonkordats, die am 10. April 1933 in Rom offiziell eröffnet wurden und bereits am 20.7.1933 zur Unterzeichnung führten. In der Tat versprach sich der Heilige Stuhl davon eine Absicherung der kirchlichen Strukturen, insbesondere der katholischen Verbände. Allerdings hielt Hitler die gemachte Zusicherung nicht davon ab, letztlich doch die Auflösung der Verbände zu erzwingen. Ein Verhandlungsfehler kirchlicherseits kam ihm dabei zugute. So hatte es die Kurie versäumt, die Liste der zu schützenden Verbände in den Vertragstext aufzunehmen. Bis heute ist das Arrangement der katholischen Kirche mit Hitlerdeutschland, das sich in den Konkordatsverhandlungen widerspiegelt, umstritten. So ermöglichte die katholische Kirche Hitler einen frühen außenpolitischen Erfolg und somit einen Prestigegewinn, der in seiner Bedeutung allerdings unterschiedlich stark gewichtet wird. Droßel nimmt hier der Kirche gegenüber eine eher moderate Position ein, in dem er ihr den Versuch, die eigenen Strukturen abzusichern, zugutehält. Droßel sieht aber ebenso das Scheitern dieses Versuches, das er an den antikirchlichen Diffamierungskampagnen des Nazi-Regime festmacht. Vgl. dazu u. a. Scholder 1977/1985 und 1989, Iserloh 1989, Schatz 1986, Albrecht 1990, Hürten 1992, Nowak 1995, Wallmann 2006 und Wildt 2008.

592 Droßel 2001, S. 49.

dem Palast SS-Leute. Es herrscht eine gewisse Unruhe – aber es bleibt doch ruhig. Nach kurzer Zeit rollen weitere Wagen mit SS-Mannschaften an. Die Menge umfasst jetzt vielleicht 200 bis 300 Menschen. Alles drängelt sich um den Palast, von dem nur der Eingang von der SS abgeriegelt ist. Plötzlich beginnt es in einer Ecke zu singen. Sekunden später schallt es aus 300 Kehlen ‚Fest soll mein Taufbund immer stehen‘ zum Himmel. Die SS ist nervös und irritiert. Andere Kirchenlieder werden angestimmt. Das geht jetzt wohl fast ein und einhalb Stunden so – die Menge steht und singt, SS-Leute laufen hin und her, greifen aber nicht ein. Gegen zwölf Uhr mittags öffnet sich die Tür zum Balkon, ein hoher SS-Offizier erscheint, winkt um Ruhe. Es wird ganz still. ‚Bitte gehen Sie nach Hause, seien Sie vernünftig, ich gebe Ihnen mein Wort!‘ Er tritt zur Seite – der Bischof tritt an das Geländer. Der Aufschrei der Menge muß weit zu hören sein. Ruhe tritt wieder ein. Der Bischof sagt nichts, er hebt die Arme und segnet die Menge. Jubelnd braust es auf ‚Großer Gott wir loben Dich‘. Hier schreit viel aufgetauter Widerstand zum Himmel. Der Bischof winkt noch einmal, geht wieder hinein, die Menge beginnt sich zu zerstreuen. Noch sind Hunderte in der Straße, da besteigen die SS-Kommandos ihre Fahrzeuge, einige hohe SS-Offiziere verlassen das Haus, verlassen in ihrem schwarzen Mercedes den Ort des Geschehens – den Ort ihrer Niederlage?

Auch das ist Berlin 1939? Nur – wer erfährt das schon?“⁵⁹³

Der Hauptstadtder Droßel ist schon als Schüler ein politisch wacher Zeitgenosse. So hat er Hitlers „Mein Kampf“ und Rosenbergs „Der Mythos des Zwanzigsten Jahrhunderts“ gelesen, bevor Hitler an die Macht kam, was ihm die menschenverachtenden Vorhaben der Nationalsozialisten in aller Klarheit vor Augen führt. Insbesondere die Lektüre von „Mein Kampf“ politisiert Droßel. Sein Entsetzen vergrößert sich durch die Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen noch. So resümiert er seine Lektüre:

„Nächtelang studiere ich ‚Mein Kampf‘. Das Buch enthält schließlich auf fast allen Seiten Randbemerkungen, von denen jede später bei Bekanntwerden mich ins Konzentrationslager gebracht hätte. Ich bin verblüfft. Hier beschreibt ein Mann ganz offen in zynischer Weise genau sein ‚Regierungsprogramm‘. Befreiung von der ‚Zinsknechtschaft‘. Wiederbewaffnung, Aufrüstung, Zurückholung von Elsaß/Lothringen, Vergrößerung des ‚Reiches‘ im Osten, Kampf dem Bolschewismus und dem Kapitalismus, ‚Heimholung‘ aller Deutschen ins Reich – Österreicher, Balten, Schweizer und in vielen Einzelheiten die Ausschaltung, Vertreibung und schließlich Vernichtung der Juden – bis hin zur Vergasung mit Giftgas. Ja, liest denn das keiner? Ich werde politisch, suche Gespräche und Diskussionen – und bin erschüttert. Kaum einer der

593 Droßel 2001, S. 93f.

die braune Uniform trägt oder – schlimmer, weil intellektueller – das Hakenkreuz über oder unter dem Révers, hat auch nur einen Blick in dieses ‚Jahrtausendwerk‘ getan; es steht im Bücherschrank und hat damit seine Aufgabe erfüllt. ihre [sic!, M.S.] Informationen sind die Tageszeitungen der Braunen, der ‚Angriff‘ des Berliner Radaublatt und der ‚Völkische Beobachter‘, der sich zum Teil seriöser gibt.“⁵⁹⁴

Wie bereits beschrieben, nimmt er die Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung in Berlin wahr. In einem Fall der Enteignung jüdischer Geschäftsleute in Tempelhof drückt er seinen Unmut gegen die neuen Besitzer aus, indem er die feierliche Neueröffnung mit einem „Stinkbombenattentat“ durchkreuzt.⁵⁹⁵ Eine solche Aktion, die in einem anderen Kontext nichts als ein bloßer Schülerstreich wäre, deutet doch zumindest darauf hin, dass Droßel den Mut hat, nicht konform zu sein, Zivilcourage zeigt.

Kaum ein Jahr später gerät Droßel bei der Suche nach einem vermissten Nachbarn in eine wirklich brenzlige Lage. Grund dafür ist, dass der regimiekritische Nachbar von der Gestapo verhört wird. Droßel beschreibt die Situation, die sich beim Gang zur Vermisstenzentrale auf dem Berliner Polizeipräsidium am Alexanderplatz abspielt, wie folgt:

„Ich stehe ziemlich ratlos inmitten hastender Menschen mit allen möglichen Anliegen auf dem unendlich langen Korridor in dieser roten Ziegelkaserne, da geht ein Beamter an mir vorbei, ich habe ihn in der Vermisstenzentrale gesehen. Er flüstert mir im Vorbeigehen zu: ‚Wenn Du Mut hast – im vierten Stock – aber verrät mich nicht‘ – weg ist er. Ich zögere, gehe dann langsam die breiten Treppen hinauf. Vom dritten Stock an bin ich allein. Dann stehe ich vor einem schweren Eisengitter, ein Schild warnt ‚Geheime Staatspolizei‘. Ich zögere erneut, dann hebt sich langsam – wie automatisch meine Hand, drückt auf den Klingelknopf. Eine Glocke schrillt. Minuten vergehen – es erscheint mir wie eine Ewigkeit. Schritte hallen – ein SS-Mann steht vor mir, fragt, was ich will, ‚Ich möchte mich nach einem Vermissten erkundigen‘. Er sieht mich erstaunt an und verschwindet – kommt nach langer Zeit zurück. Das Gitter klirrt, die Tür öffnet sich, ich gehe hindurch, die Tür fällt zu – ich bin in der Falle. Dann sitze ich wohl eine halbe Stunde auf dem leeren Flur auf einer Bank – ganz allein – kein Mensch weit und breit. Eine Tür öffnet sich, eine Tür, ich werde von einem dritten SS-Mann in ein großes Zimmer geführt, die Rolladen sind herabgelassen. Ich muß auf einem sehr bequemen Sessel vor einem großen Schreibtisch Platz nehmen; eine Lampe mit einer starken Birne beleuchtet mein Gesicht. Ich habe gerade noch einen eleganten, un-

⁵⁹⁴ Droßel ²2001, S. 23f.

⁵⁹⁵ Vgl. Droßel ²2001, S. 45.

durchdringlich aussehenden SS-Offizier gesehen – dann brennt die Helligkeit in meinen Augen. Was ich wollte. Ich trage meine Begehren vor. Der Mann sei seit zwei Tagen nicht nach Hause gekommen – niemand habe ihn mehr gesehen. ‚Und was verleitet Sie zu der Annahme, dass er hier sei? Ist er ein Staatsfeind?‘ – Vorsicht! Allergrößte Vorsicht ist geboten. – ‚Nein, ich dachte nur die Gestapo weiß alles‘. ‚Wer hat Sie hierher geschickt?‘ – ‚Ich bin eben die Treppe hinaufgegangen‘. Jetzt erst verlangt er meinen Ausweis, prüft ihn lange, drückt auf eine Klingel, [sic!, M.S.] Ein SS-Mann erscheint, nickt, verschwindet, kommt mit einer Akte wieder. Der Offizier vertieft sich in die Akte, liest – schweigt. Ich sitze wohl eine halbe Stunde so. Dann löscht er die Lampe. Eine weitere halbe Stunde vergeht – er fixiert mich und schweigt. Schließlich steht er langsam auf, kommt um den Schreibtisch herum, ein harter Blick trifft mich: ‚Seien Sie nie wieder so neugierig, mein Freund – es könnte sein, daß sie dann nicht wieder so schnell hier herauskommen‘. Der SS-Mann kommt, führt mich hinaus, das stählerne Tor klinkt ein – ich bin draußen, mit schlotternden Knien. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. Abends ist der Herr D. wieder zu Hause. Das einzige, was ich erfahre, ist, daß er zwei Zimmer weiter vernommen worden ist [sic!, M.S.] Mein Auftreten hat ihnen wohl das Konzept verdorben, wer weiß? Im übrigen hat Herr D. geschwiegen. Ich habe in der Nacht nicht geschlafen. D. ist geblieben was er war – ein anständiger Mensch und ein unerbittlicher Nazi-Gegner.“⁵⁹⁶

Vor dem Hintergrund seiner kritischen Lektüre von „Mein Kampf“, der Beobachtung der antisemitischen Pogrome in Berlin und der direkten Konfrontation mit dem nationalsozialistischen Machtapparat – im obigen Beispiel in Gestalt der Gestapo – wird Droßel klar, wie Wette zurecht darlegt, dass nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Österreich im März 1938 „weitere[... M.S.] Expansionsschritte Hitler-Deutschlands“⁵⁹⁷ folgen werden.⁵⁹⁸ So erwägt Droßel, wie oben beschrieben, die Flucht.⁵⁹⁹

Mit einem gleichgesinnten katholischen Kommilitonen bringt der Jura-student Droßel das Kunststück fertig, einer nicht-öffentlichen Sitzung des Volksgerichtshofs beizuwohnen.⁶⁰⁰ Außerdem verteilen die beiden zusammen mit anderen Kommilitonen Flugblätter mit einer regimiekritischen Rede Ernst Wiecherts aus dem Herbst 1936 an der Universität.⁶⁰¹

Doch Droßels Prozess der schrittweisen Bewusstwerdung der mörderischen Dimension des Unrechtssystems ist damit noch nicht zu Ende. Wie

596 Droßel ²2001, S. 52f.

597 Wette ²2003b, S. 221.

598 Vgl. Droßel ²2001, S. 75.

599 Vgl. Droßel ²2001, S. 75.

600 Vgl. Droßel ²2001, S. 95f.

601 Vgl. Droßel ²2001, S. 97.

bereits erwähnt verzichtet Droßel letztendlich auf die Emigration und wird nach Abschluss seines Examens Soldat der Wehrmacht.

Zu Beginn des Russlandfeldzuges wird Droßel schließlich zufällig Augenzeuge eines Massakers.⁶⁰² Er hat sich einen Moment lang von der Truppe entfernt, um in den anliegenden Wald zu gehen. Was er dort beobachtet, macht ihm die Dimension des mörderischen Unternehmens, an dem er durch sein Soldatsein Anteil hat, auf schreckliche Weise in seinem ganzen Ausmaß bewusst:

„Unter mir liegt ein kleines, von allen Seiten von vielleicht 30 bis 50 Metern hohen Hügeln umgebenes Tal. Etwa 15 Meter rechts von mir, an einem Baum gelehnt, die Maschinenpistole (MP) lässig unter dem Arm blickt ein Landser gebannt auf die Vorgänge im Tal.

Dort unten ein Massengrab – vielleicht 30 Meter lang und vier Meter breit, gefüllt mit Toten, Männern, Frauen, Kindern! Neue Opfer knien am rechten Rand des Grabes, Männer im Kaftan schütteln aus Säcken etwas Weißes auf die Reihen der Ermordeten. Die Gesichter der Knienden mit gesenktem Kopf auf die unter ihnen liegenden Schwestern und Brüder gerichtet. Hinter ihnen die Henker, SS-Männer oder Angehörige eines Polizeibataillons mit schussbereiter Pistole. Ein Mann, die Mündung seiner Pistole im Genick eines vielleicht sechsjährigen Kindes – ein Knall – der Mann stößt den kleinen Körper mit einem Fußtritt in die Grube, tot oder lebendig.

Ich will schreien – es wird nur ein Gurgeln. Aber der Posten rast schon mit angelegter MP auf mich los, stößt mich brutal vor die Brust: ‚Was hast Du hier zu suchen? Hau ab! Und halt die Schnauze!‘ Ich laufe, weg von hier. Unter mir weitere Schüsse. Ein Blick zurück, er steht mit angelegter Waffe, weiter, weiter, aber ich habe gesehen, was wir nicht glauben wollten, nicht glauben konnten. Vermutung ist Gewissheit geworden. Unfaßbar, wir sind Komplizen von Mördern. Ich habe lange keine Ruhe gefunden – habe ich sie je wieder gefunden?

Heini kommt mir entgegen: ‚Mensch, bist du besoffen? Du torkelst ja! Aber Du weinst ja!‘ Ich merke die Tränen nicht – ich spüre nur ohnmächtige Wut und Haß, grenzenlosen Haß. ‚Was hast du gesehen?‘ ‚Das Inferno, Heini, das Grauen, die Hölle – ich kann nicht mehr, Heini, bitte.‘ Ich liege im Graben bis zum Aufbruch. Und ich wollte nichts sehen vom Krieg. Krieg? Nein, das ist kein Krieg – das ist Mord – die Gewaltherrschaft des Teufels – es gibt ihn, den Teufel und seine Henker! Irgendwann glaube ich MP-Salven aus dem Wald zu hören. Heini hat den Arm um mich gelegt. Er hört die Schüsse –

602 Zuvor hatte Droßel schon im Vorbeiziehen die Misshandlung eines älteren Juden in Litauen erlebt, die ihm sichtlich nahegeht (vgl. Droßel 2001, S. 122).

fragende Augen: ‚Also ist es wahr?‘ – Ja, Heini, es ist wahr‘ [sic!, M.S.] – ‚Also doch!‘⁶⁰³

In einem auf 2006 datierten Mitschrieb eines Interviews mit dem SWR schildert Droßel das betreffende Ereignis, wie folgt:

„Auf dem Vormarsch, gleich nach Beginn des Russlandfeldzuges, hatten wir auf dem Marsch eine Pause. Ich bin in einen nahe gelegenen Wald gegangen und kam dann am Ende des Waldes an. Zwei bis drei Meter vor mir ging ein Steilhang nach unten. Rechts stand ein in deutscher Uniform gekleideter Soldat mit einer Maschinenpistole im Arm und schaute unentwegt nach unten.

Ich bin dann auch noch einen Schritt weiter gegangen. Direkt in der Längsrichtung war, vielleicht 60 bis 70 Meter, ein Massengrab mit männlichen Leichen – alle gekleidet, wie ich einen alten jüdischen Mann gesehen hatte. Um das Grab herum knieten Männer in dieser Kleidung.

Unmittelbar unter mir ging ein kleiner Junge auf und ab und langte immer nach rechts zu dem neben ihm knienden Mann – ich nahm damals an, dass es vielleicht der Vater oder ein Verwandter war. Hinter jedem von diesen Knienden stand ein Soldat in deutscher Uniform. Er schlug dem Jungen zwei, drei Mal rechts auf den Arm, ziemlich brutal. Und als der Knabe wieder nach rechts griff, zog dieser Mann seine Pistole, gab dem Kleinen einen Genickschuss und stieß ihn mit dem Fuß in das Massengrab. Von da an war der Weg für mich klar. Ich wusste seitdem: Ich stehe im Dienste eines Mörders.“⁶⁰⁴

Wette zufolge datiert das Massaker vom Juli 1941 und wurde von einer SS-Einheit durchgeführt:

„Im Zuge des Angriffs auf die Sowjetunion im Juni 1941 geriet Drossel nach Litauen und Lettland. Bereits im Juni desselben Jahres wurde er kurz vor der Überschreitung der lettisch-russischen Grenze in Dagda in der Nähe von Duagavpils (Dünaburg) Augenzeuge eines von einer SS-Einheit durchgeführten Massakers an Juden. Er sah ein Massengrab mit erschossenen Männern, Frauen und Kindern und beobachtete, wie jüdische Männer Kalk auf die Ermordeten schütteten.“⁶⁰⁵

So wie Droßel im Vorkriegs-Berlin die politischen Ereignisse verfolgt, nimmt er gleichermaßen am kulturellen Leben teil. Seine Aufgeschlossenheit und Weltoffenheit, die bereits am Beispiel des Religiösen deutlich wur-

603 Droßel ²2001, S. 123f.

604 Nicht alle waren Mörder. Archiv o. J.

605 Wette ³2003b, S. 222.

de, erstreckt sich auch auf den kulturellen Bereich. Er ist literarisch interessiert – wie Böll hat er Dostojewski und Jünger gelesen, aber eben auch Remarque –, schon als Schüler besucht er mit seiner Mutter Theater und Oper⁶⁰⁶. Seine Privatbibliothek enthält zahlreiche Werke der „verbrannten Dichter“, deren Werke er in einem privaten Literaturzirkel weiter diskutiert und die er später dann heimlich über einen Bücherkarren am Universitätsviertel bezieht.⁶⁰⁷ Schon sein Großvater hatte ihn in die Berliner Museen und Gemäldeausstellungen mitgenommen und ihn, wie Droßel selbst es ausdrückt, „sehen“⁶⁰⁸ gelehrt.⁶⁰⁹ Auch ausländische Filme nimmt er auf.⁶¹⁰ Er hat amerikanische Freunde und über sie noch 1939 Kontakt zu Ausländern in Berlin.⁶¹¹

Für sein Soldatsein und sein in vielen Fällen auch nichtkonformes Handeln von erheblicher Bedeutung sind seine Fremdsprachenkenntnisse. Droßel beherrscht neben Englisch auch Französisch, Russisch und Italienisch.⁶¹² Wie Böll ist er also in der relativ „komfortablen“ Situation, sich im Osten wie im Westen auch mit der Zivilbevölkerung verständigen zu können. Im Unterschied zu Böll hat Droßel allerdings durch sein Leben in der Hauptstadt ungleich bessere Möglichkeiten, sich kulturell zu bilden.

Unter den drei in diesem Kapitel porträtierten Soldaten ist Droßel der einzige Offizier, „zuletzt im Range eines Oberleutnants.“⁶¹³ Gleichzeitig ist er der Einzige, der, wenn auch reichlich spät, eine Ehrung für seine Taten, im konkreten Fall die Rettung einer jüdischen Familie erhalten hat: die schon erwähnte Ehrung als „Gerechter unter den Völkern“ durch die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem.

Nach dem Krieg heiratet Droßel Marianne Hirschfeld, die er, wie noch dargestellt wird⁶¹⁴, 1942 gerettet hatte.⁶¹⁵ Der langjährige Präsident des Sozialgerichts Freiburg starb 2008 in Waldkirch.⁶¹⁶

606 Vgl. Droßel 2001, S. 24

607 Vgl. Droßel 2001, S. 44 und 75.

608 Droßel 2001, S. 18.

609 Vgl. Droßel 2001, S. 17f.

610 Vgl. Droßel 2001, S. 93.

611 Vgl. Droßel 2001, S. 95.

612 Vgl. Wette 2003b, S. 220.

613 Wette 2003b, S. 209.

614 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.1.

615 Vgl. Vgl. Wette 2011a, S. 91 sowie Stegelmann 2013, S. 12ff und 155.

616 Vgl. Wette 2011a, S. 91.

2.2.2.2 Zum Hintergrund des Rettungswiderstandes

Wette hat zurecht darauf hingewiesen, dass „die Retterforschung [...], M.S.] es mit einem ungewöhnlich schwierigen Quellenproblem zu tun“⁶¹⁷ hat:

„Ein Festhalten am Kriterium der aktenmäßigen Belegbarkeit und Verifizierbarkeit einer Rettungshandlung garantiert in dieser Forschung keinen Erfolg. Mündliche oder schriftliche Zeugenaussagen erhalten hier einen besonderen Stellenwert.“⁶¹⁸

Grund dafür ist die absolute Geheimhaltung, zu der die Retterinnen und Retter gezwungen waren. Im Interesse der Menschen, denen sie Hilfe leisteten, wie in ihrem eigenen Interesse war es,

„keine Spuren ihrer Handlungen zu hinterlassen. So vermieden sie unter anderem möglichst jeden Schriftverkehr, aufgrund dessen man sie hätte überführen können.“⁶¹⁹

In ähnlicher Weise ist die Durchsicht von Wehrmachtsakten Wette zufolge nicht weiterführend, da dort zum einen nur die öffentlich gewordenen – also in der Regel die nicht geglückten Rettungshandlungen – dokumentiert sein können. Zum anderen versuchten die Angeklagten, um der Todesstrafe zu entgehen, die Motive der Taten und diese selbst abzustreiten. Da die Rettungstat zudem von der Militärgerichtsbarkeit nicht als gesonderter Straftatbestand aufgeführt wurde, gestaltet sich die reale Zuordnung der Strafen zu den Taten schwierig.⁶²⁰

Hinzu kommt das Schweigen der Retterinnen und Retter noch lange nach dem Krieg. Viele von ihnen fanden ihr Tun, obwohl sie selbst dadurch ein beträchtliches Risiko⁶²¹ eingingen, schlichtweg selbstverständlich⁶²², nicht der Rede wert und machten sich des Öfteren selbst noch Vorwürfe,

617 Wette 2003a, S. 16.

618 Wette 2003a, S. 16.

619 Wette 2003a, S. 15.

620 Wette 2003a, S. 15.

621 Vgl. Benz 2006, S. 41. Benz zufolge wurden Frauen weniger hart wie Männer, Deutsche weniger hart wie Nicht-Deutsche bestraft. Auch wenn „Hilfe für Juden“ kein eigener Straftatbestand war, gab es die Möglichkeit drastischer Bestrafung. (Vgl. ebd, S. 39-41.)

622 Vgl. Borgstedt 2004, S. 307.

nicht noch mehr geholfen zu haben. So waren es oft die Geretteten, die für die Würdigung dieser Menschen eintraten.⁶²³

Was die deutschen Nachkriegsgesellschaften angeht, traf sich das Schweigen der Retter/innen mit dem bewussten Verschweigen und Verdrängen der Täter/innen und Mitläufer/innen. Die Tatsache, dass Einzelne doch einen Weg des Widerstands gefunden hatten, war unbequem für die vielen, die ihre Zweifel, so sie denn welche hatten, damit beruhigt hatten, dass man ja doch nichts tun könne.⁶²⁴ Um nicht auf einen falschen Pfad zu kommen: Mir geht es – gerade aus der Sicht des Nachgeborenen – nicht um eine pauschale Verurteilung derer, die nicht geholfen haben oder nicht helfen konnten. Das wäre aus der Rückschau zu einfach. Kein Verständnis kann ich jedoch für die Nichtbeachtung bis hin zur offenen Ausgrenzung als „Verräter/innen“ derer aufbringen, die schlichtweg Menschlichkeit praktiziert haben – und dies noch bis in die 1990er Jahre hinein.⁶²⁵ Und so bleibt das (Ver-)Schweigen doch beschämend, wie der Historiker Wolfgang Benz zu Recht resümiert:

„Die Männer des 20. Juli 1944 wurden zu Märtyrern, die zur Sinnstiftung der westdeutschen Demokratie in Anspruch genommen werden konnten, ebenso wie der kommunistische Widerstand die DDR legitimieren half. Die Retter der Juden vergaß man, nicht nur weil sie selbst kein Aufhebens von ihren Taten machten, sondern weil ihr Engagement die Behauptung der Anspruchslosen, man habe nichts machen können gegen den Terror, als Legende entlarvt.“⁶²⁶

Abgesehen von einzelnen früheren Veröffentlichungen gilt dieser Befund auch für die historische Forschung in Deutschland. So setzt die Wahrnehmung der Retter/innen dort – ebenfalls reichlich spät – erst um die Jahrtausendwende ein.⁶²⁷

Nicht alle Retter/innen handelten uneigennützig, nicht jede Unterstützung war erfolgreich, so dass der „pathetische[... M.S.]“ Begriff, wie Borgstedt zu Recht mahnt, nicht immer angebracht und nicht genügend präzise

623 Vgl. Borgstedt 2004, S. 307 sowie stellvertretend für eine Vielzahl biographischer Zeugnisse Degen ⁸2002 und Deutschkron 2002.

624 Vgl. Borgstedt 2004, S. 307, Benz 2006, S. 48.

625 Vgl. Wette 2004c, S. 332f. Wette nennt an dieser Stelle auch Beispiele für offene Anfeindungen gegenüber Retter/innen nach dem Krieg. (Vgl. ebd., S. 333.)

626 Benz 2006, S. 48.

627 Zu einem den Stand der Forschung bis dato resümierenden Überblick bzw. ausgewählter Literatur vgl. Borgstedt 2004, insbesondere S. 307–311 sowie Borgstedt/Wette 2005.

ist.⁶²⁸ Es stellt sich allerdings die Frage, ob und wie sich dieses begriffliche Problem zufriedenstellend lösen lässt. Im Rahmen dieser Arbeit bleibe ich daher für das Handeln Droßels bei der etablierten Begrifflichkeit, für die nicht zuletzt auch die trotz des Vorbehalts gute Verständlichkeit spricht. Außerdem gehört Droßel zweifelsohne zu den Rettern, die im Wesentlichen uneigennützig gehandelt haben.

Mit dem Wehrmachtsoffizier Heinz Droßel steht gemäß der thematischen Eingrenzung dieser Arbeit im Folgenden ein Mitglied des soldatischen Rettungswiderstands⁶²⁹ im Mittelpunkt. Es sei aber schon an dieser Stelle wenigstens auf die vielen nichtsoldatischen Retter und vor allem Ret-

628 Borgstedt 2004, S. 308.

629 Zur Unterscheidung des Rettungswiderstands vom militärischen Widerstand, wie dem des 20. Juli 1944, hebt Wette hervor: Die Retter „schrieben keine Meldungen, Denkschriften oder Protestbriefe. Sie wollten auch keine Befehlslagen und Machtstrukturen ändern. Vielmehr wirkten sie praktisch und konkret nach unten hin. Sie versuchten nicht, gegen den – von ihnen, wie sie glaubten, ohnehin kaum beeinflussbaren – Apparat anzurennen.“ (Wette 2003a, S. 27.) Ganz klar lässt sich diese Trennlinie jedoch nicht ziehen. So weist Borgstedt beispielsweise auf „die Querverbindungen zu Widerstandskreisen“ (Borgstedt 2004, S. 311) hin. In einer späteren Präzisierung Wettes wird die Begrenzung des Begriffs auf „Retter in Uniform“ (vgl. Wette 2003a, S. 11) deutlich: „Nach dem militärischen Widerstand der Offiziere des 20. Juli 1944 sowie den Deserteuren und Wehrkraftersetzern tritt damit eine neue Form der Widerständigkeit in der Wehrmacht und anderen bewaffneten Formationen des NS-Staates in das Blickfeld der historischen Forschung und einer historisch-politisch interessierten Öffentlichkeit: der Rettungswiderstand. Gemeint ist mit diesem Begriff eine Verhaltensweise, die nicht auf offenen Widerstand im Sinne eines politischen Umsturzes abzielte, auch nicht jene, die sich in der Desertion als Verweigerungsform des „kleinen Mannes“ in Uniform manifestierte, sondern die sich in anderer Weise äußerte: als Empörung über den Vernichtungskrieg und das rassistische Mordprogramm, als Verweigerung der Teilnahme an Exekutionen oder als Hilfeleistung für Juden, Kriegsgefangene und Angehörige anderer Verfolgtengruppen.“ (Wette 2004b, S. 15.) Im Rahmen dieser Arbeit möchte ich den Begriff Rettungswiderstand bewusst nicht auf Soldaten begrenzen, da ich in Bezug auf die Tat keinen wesentlichen Unterschied sehe, welche gesellschaftliche Personengruppe die lebensrettende Hilfe leistet. Gerade weil unter den Retter/innen viel mehr Frauen waren als Männer (vgl. Borgstedt 2004, S. 311) würde eine solche implizite Privilegierung des Widerstandsbegriffs allein für den militärischen Rettungswiderstand Frauen benachteiligen. Wenn ich Wette in seinem Vorwort für Lustigers Dokumentation (Lustiger 2011) richtig verstehe, scheint er sich inzwischen einem sich jüngst abzeichnenden Forschungskonsens in Richtung eines weiteren Begriffs des Rettungswiderstands anzuschließen. (vgl. Wette 2011b, insbesondere S. 15).

terinnen⁶³⁰ hingewiesen, über die in den letzten Jahrzehnten immer mehr öffentlich wurde. Hinzu kommen Netzwerke und informelle Unterstützung von Helfer/innen um viele der exponierten Retter/innen herum.⁶³¹

Trotzdem darf nicht übersehen werden, dass die Zahl von einigen Zehntausenden Menschen, die gerettet wurden, gegenüber den allein sechs Millionen jüdischen Ermordeten in der Shoah eine verschwindend geringe Zahl ist.⁶³² Ähnlich verhält es sich mit der Zahl der Retter/innen, die Benz auf einige Zehntausende beziffert.⁶³³ Vor diesem Hintergrund wird auch die Würdigung der wenigen „Gerechten“, wie Wette zu Recht in Erinnerung ruft, eine „Gratwanderung“⁶³⁴, bei der das beherrschende Moment – die unsagbare Dimension des Grauens, das systematische Morden – nicht aus dem Blick verloren werden darf, das vor allem Fragen in Richtung (Mit) Täterschaft, stillschweigendes Dulden und Versagen aufwirft.

2.2.2.3 Heinz Droßel: Die Zeit der Füchse. Lebenserinnerungen aus dunkler Zeit

2.2.2.3.1 Droßels Bewährung als Retter – Widerstand aus Menschlichkeit

Wie anfangs schon erwähnt, bestechen Droßels „unheroische[... M.S.] Erinnerungen“⁶³⁵ durch ihren nüchternen Grundton. Der Autor verzichtet bewusst auf verklärendes Pathos und entsprechende Selbststilisierung. Er ist bemüht seinem „Kriegstagebuch eines Nichtgenerals“⁶³⁶ die Form eines Berichts zu geben. Dennoch handelt es sich gemäß dem biographischen Charakter seines Schreibens um seine Sicht auf die Kriegszeit, die er in der Rückschau, Jahrzehnte nach dem Krieg festhält. Es handelt sich also um ein persönliches, allerdings mehrfach beglaubigtes Zeugnis, was in besonderem Maße für zwei Ereignisse gilt, die Droßels späteres Leben prägen sollten. Zum einen ist es die Begegnung mit seiner späteren Frau Marianne, die in ihrer aussichtslosen Situation als verfolgte Jüdin vor dem Suizid steht, dank Droßels Intervention gerettet wird, dann nach gescheiterten Fluchtversuchen und zeitweiligen Internierungen, Krieg und Verfolgung illegal in Deutschland überlebt.

630 Borgstedt weist auf die Dominanz von Frauen unter den Retter/innen wie auch unter den Geretteten hin (vgl. Borgstedt 2004, S. 311).

631 Vgl. Borgstedt 2004, S. 311.

632 Zu den Zahlen vgl. Benz 2006, S. 11.

633 Vgl. Benz 2006, S. 48.

634 Wette 2004a, S. 18.

635 Wette ³2003b, S. 214.

636 Droßel ²2001, S. 99.

Zum anderen ist es sein beherztes Eingreifen für die jüdische Familie Hass, das ihr das Leben rettet, den Grundstein für eine Freundschaft auch nach dem Krieg⁶³⁷ legt und schließlich die bereits erwähnte Würdigung durch die Ehrung als „Gerechter unter den Völkern“ findet.

Im Folgenden werden die beiden Episoden ausführlich in der Schilderung Droßels wiedergegeben, da sie einen guten Eindruck der Brisanz der Situationen gibt. Zunächst findet sich hier die Begegnung mit Marianne Anfang November 1942. Droßel ist auf Heimaturlaub in Berlin:

„Aber dieser Tag Anfang November 1942 hatte noch einige Überraschungen mit mir vor. Langsam führt mich der Weg zu [sic!, M.S.] Spree. Es ist schon dunkel – sehr dunkel – es ist Verdunkelung, nur ab und zu eine kleine, abgeschirmte Lampe. Zu einer der wenigen, noch fahrenden Straßenbahnen muß ich die Spree überqueren. Ich suche mir die Jungfernbrücke aus, die letzte erhaltene Zugbrücke Berlins. Im schwachen Licht sehe ich eine Person auf der Brücke. Sie geht – offenbar sehr unruhig – auf und ab. Bei meinem Näherkommen beugt sie sich tief über das Brückengeländer. Ich gehe dicht an die Person heran. Es ist eine Frau, die sich abwendet... Ich lege meine Hand auf ihren Arm, sie dreht sich herum, ihr Blick fällt auf meine Uniform – große angsterfüllte Augen sehen mich an. Sie will sich über das Geländer fallen lassen, ich packe sie und drehe sie zu mir um – ein Blick und ich erstarre vor Überraschung – vor mir steht die junge Frau aus Neu-Tempelhof⁶³⁸, M.S.]. Wann war das? 1938 – eine Ewigkeit her. Ich frage: ‚Geht es Ihnen nicht gut?‘ – Dumme Frage, vor mir steht ein von Entsetzen geschüttelter Mensch. Mir erscheint alles klar. ‚Sind Sie Jüdin?‘ Sie fällt in sich zusammen – Tränen stürzen über ihr Gesicht. Sie nickt. Ich nehme sie in den Arm: ‚Haben Sie keine Angst – ich bringe Sie in Sicherheit!‘ Ich stütze sie. Wir erreichen die Straßenbahn, total verdunkelt, nur ein Landser auf dem offenen Perron. Wir bleiben

637 Vgl. dazu Wette 2003b, S. 214.

638 Über die erste Begegnung mit seiner späteren Frau Marianne Anfang November 1938 berichtet Droßel an anderer Stelle. Droßel steht gerade mitten in der Prüfungsvorbereitung für sein juristisches Staatsexamen, das er am 27.11.1939 mit „Prädikat“ absolviert: „Dann beginnt das große Büffeln. Um durchhalten zu können wird täglich ein längerer Spaziergang eingeführt. Bei einem ersten gewinne ich einen kleinen Freund. Ich gehe durch die Siedlung in Neu-Tempelhof, da springt ein kleiner Junge von vielleicht zwei bis drei Jahren auf mich zu und schenkt mir einen kleinen – wirklich schönen – Stein. Dabei überstürzt sich der kleine Mann und erzählt und erzähl. Schließlich schaltet sich die Mama ein – eine sehr schöne junge Frau. Wir wechseln ein paar Worte – aber die Pflicht ruft.“ (Droßel 2001, S. 89). Droßel untertreibt hier möglicherweise etwas. Immerhin ist von dieser ersten Begegnung mit Marianne und ihrem Sohn ein Foto überliefert, vgl. Droßel 2001, S. 88.

draußen, hier ist es noch dunkler als im Wagen. Die Schaffnerin kommt, ich zahle, sie geht wieder hinein, der Landser macht eine flapsige Bemerkung zur Schaffnerin. Sie ist es wohl gewohnt, auch Offiziere mit einer Frau im Arm bedienen zu müssen.

Das letzte Stück gehen wir zu Fuß – da kenn ich mich aus. Ich bringe sie in meine Wohnung, beruhige sie und muß sie dann für kurze Zeit allein lassen. Poldi wohnt nur wenige Minuten entfernt. Sie hat sich etwas beruhigt. Charlott bleibt diese Nacht bei ihr, wir Männer gehen zu Poldi zurück und beraten. Am Morgen gehe ich zur Sparkasse, hebe 6.000 RM von meinem Guthaben ab und gebe das Geld Poldi. Ich denke an das Kind – an ihr Kind und das in der Grube bei Dagda⁶³⁹, M.S.], ‚Poldi, tu mit dem Geld alles, um sie in Sicherheit zu bringen.‘ Ich gehe in meine Wohnung und verabschiede mich von ihr. Marianne heißt sie. ‚Sie können Charlott und Poldi völlig vertrauen.‘ Mir blieb der Weg zurück nach Frankreich...“⁶⁴⁰

Der Fluchtversuch wird durch die plötzliche Verhaftung Mariannes vereitelt:

„Ein Abend bei Poldi und Charlott. Sie berichten mir, daß Marianne Ende 1942 mit falschen Papieren zusammen mit der jüdischen Familie, bei der sie wohnte, illegal ausreisen wollte.

Nach meiner Abreise im November 1942 habe Poldi ihr die 6.000 RM dafür, vor allem für die falschen Papiere, gegeben. Wenige Tage vor der beabsichtigten Ausreise, kurz nach Weihnachten 1942, sei sie aber zusammen mit ihrem Sohn von der Gestapo im Zuge einer sogenannten ‚Judenaktion‘ verhaftet und im Lager ‚Große Hamburger Straße‘ gefangengehalten worden. Mitte Februar 1943 habe man sie unter der Auflage, ab sofort den Stern zu tragen, entlassen. Direkt nach ihrer Entlassung aus dem Lager habe Marianne Poldi aufgesucht, weil ihre jüdischen Vermieter verschwunden und die Wohnung versiegelt gewesen sei. Poldi habe ihr geraten, die Wohnung durch die zuständige Polizei öffnen zu lassen, da sie ja ordnungsgemäß mit einem Entlassungsschein aus der Haft zurückgekommen sei. Das sei geschehen und nachdem der Polizist die Wohnung geöffnet und das Haus verlassen hätte, habe sie im Beisein von Poldi festgestellt, daß die in ein Kleidungsstück eingenähten 6.000 RM zusammen mit dem anderen Eigentum nicht mehr da gewesen und offenbar von der Gestapo beschlagnahmt worden seien. Poldi habe ihr noch 300 RM zur Überbrückung ihrer Notlage gegeben.

Danach hätten sie keinen Kontakt mehr mit ihr gehabt. [sic!, M.S.] später [sic!, M.S.] aber erfahren, daß Marianne im Februar 1943 noch einmal verhaf-

639 Droßels Aussage bezieht sich auf das bereits erwähnte Massaker der SS bei Dagda. Vgl. dazu Abschnitt 2.2.2.1.

640 Droßel 2001, S. 162

tet, im Lager ‚Levetzowstraße‘ einige Wochen lang festgehalten worden und aus ihrer Ausreise nichts mehr geworden sei. Seitdem hätten sie nichts mehr von ihr und über sie gehört.“⁶⁴¹

Im Vorwort der zweiten Auflage seiner Erinnerungen begründet Droßel sein langes Schweigen über den Vorfall mit den Nachwirkungen der für Marianne traumatisierenden Erfahrungen:

„Diese Auflage enthält die denkwürdige Begegnung mit meiner späteren Frau auf der Jungfernbrücke in Berlin, bei der ich sie in hoffnungsloser Situation vor dem letzten Verzweiflungsschritt bewahren und ihr Hilfe für ihr weiteres Überleben geben konnte. Diese schwersten Minuten in ihrem Leben hatten bei ihr einen so schweren Schock ausgelöst, daß jede spätere Erwähnung sie an die Grenze eines Zusammenbruchs brachte. Bei meiner Absicht, unsere Lebenserinnerungen aus dieser Zeit schriftlich niederzulegen habe ich ihr versprochen, sie in diesem Zusammenhang nicht zu erwähnen. Ich habe dieses Versprechen bis weit nach ihrem Tod (1981) gehalten. Vor der feierlichen Ehrung in der Israelischen Botschaft in Berlin habe ich mich aber verpflichtet gefühlt in Absprache mit meinen Töchtern – die bis zu diesem Tage auch nichts von der Begegnung gewußt haben – mein Schweigen zu brechen, weil wir der Meinung waren, daß meine Frau angesichts ihres überaus schweren Lebens als illegal lebende Jüdin in der Zeit des Nationalsozialismus es verdient hatte [sic!, M.S.] ihrer auch öffentlich zu gedenken und ihr Dank zu sagen für die Tapferkeit, mit der sie diese schweren Belastungen getragen hat.“⁶⁴²

Die für Droßels Leben entscheidende Situation – er rettet letztendlich seine Liebe – ist ein Beispiel für geglückten Rettungswiderstand. Es wird deutlich, dass Droßel wie auch viele andere Helfer/innen auf ein Netz von solidarischen Eingeweihten in ihrem persönlichen Umfeld – darunter viele Frauen – angewiesen waren, um letztlich erfolgreich zu sein.

Die beteiligten Frauen tragen wie Droßel ein hohes Risiko, wenn ihre Unterstützung entdeckt wird. Bemerkenswert ist, dass Droßel selbst in der kritischen Situation initiativ ist, den Kontakt zu der verfolgten Frau sucht. Dies entspricht Droßels ausgeprägtem Verantwortungsgefühl, das er sowohl seinen Untergebenen wie dem Kriegsgegner gegenüber und schließlich auch immer wieder privat zeigt. Er stellt sich der schwierigen Situation, lässt sich spontan angesprochen in die Pflicht nehmen, was einer für ihn typischen konsequenten Haltung entspricht, Mensch zu bleiben.⁶⁴³

641 Droßel ²2001, S. 175.

642 Droßel ²2001, (ohne Seitenangabe).

643 Vgl. Droßel ²2001, S. 16.

Für Droßel sollte diese Situation der Bewährung nicht die einzige bleiben. Gut zwei Jahre später ist er abermals im Heimaturlaub gefordert. In einer Kette abenteuerlicher, riskanter Handlungen gelingt es ihm wiederum mit Unterstützung seines persönlichen Umfeldes, eine jüdische Familie zu retten. Für diese Tat wird er seine spätere Ehrung erhalten.

Droßel hat nach einem Lazarett-Urlaub Station in Berlin gemacht und seinen Urlaub durch erneute Krankschreibungen verlängern lassen:

„Am zweiten Tag meines Aufenthalts in Senzig kommen Nachbarn, ein Ehepaar mit Tochter, einem hübschen jungen Mädchen, schwarzhaarig, das sich durch Schweigen auszeichnet. Sie sind in Berlin ausgebombt und leben seit zwei Jahren in einer benachbarten Laube. Sie sind mir schon wegen ihres Namens sympathisch – sie heißen Hesse und kommen auch, um Radio zu hören, sie haben bei sich keins. Es werden Nachrichten gehört – Radio BBC – London natürlich. Andere Leute nimmt mein Vater gar nicht auf. Da muß noch ein junger Mann sein, der nicht mitgekommen ist. Ein junger Mann? Ich höre zu, beobachte – und schweige. Das junge Mädchen wirft mir misstrauische Blicke zu. Ich bin in Uniform – halte es für angebracht, hier als verwundeter Offizier zu gelten – das schafft eine gewisse Freiheit, auch der Partei gegenüber.

Am nächsten Abend sind sie wieder da, ohne die Tochter und den jungen Mann. Heute wird diskutiert. Wann wird der Krieg endlich zu Ende sein? Ich hoffe, das Ende noch zu erleben. [...], M.S.]

Abends sind unsere Gäste, die Tochter ist wieder dabei, sehr gedrückt. Sie gehen früh. Beim Abschied bittet mich Herr Hesse, für einen Augenblick mitzukommen. Ihre Laube ist sehr primitiv. Wir setzen uns an einen Gartentisch, der junge Mann ist auch dabei. Nach längerem Schweigen erklärt Herr Hesse: ‚Herr Droßel, wir sind Juden und leben hier illegal. Wir haben einen Hinweis bekommen, daß wir verraten sind – die Gestapo kann jeden Moment hier sein. Wir wissen nicht mehr weiter.‘ Ich überlege kurz – das bedeutet für sie eine Ewigkeit von Angst. – ‚Ich helfe Ihnen, warten Sie.‘ Ich gehe zurück, erkläre meinen Eltern die Lage. Meine Mutter packt sofort Lebensmittel zusammen. Ich gehe zurück und erkläre Ihnen, daß sie mit dem ersten Bus nach Königswusterhausen und von dort mit der Bahn nach Berlin fahren sollten. Ich gebe ihnen meine Adresse in Tempelhof und meine Wohnungsschlüssel, übergebe ihnen einen Revolver mit ausreichend Munition und weise beide Männer kurz in den Gebrauch der Waffe ein. Ich sage: ‚Wenn vorher jemand kommen sollte, haben Sie keine Hemmung. Legen Sie alle um – das sind alles Schweine! Ich bin dann auch sofort da.‘

Ein weiteres Problem: sie haben in einer großen Kiste viele Unterlagen über früheres Eigentum, Stellung, ‚Judenabgaben‘, usw. Außerdem persönliche Papiere, die sie als Juden ausweisen, die sie aber natürlich nicht bei sich tragen können. Auch diese Schwierigkeit wird gelöst. Günter, der junge

Mann, und ich transportieren im fahlen Mondenschein gegen 2 Uhr morgens alles auf unser Grundstück, wo es mein Vater später vergräbt. Günter meint: ‚Da ist noch etwas. Wir haben immer von G. aus telefoniert und mußten die angerufenen Nummern eintragen. Das sind alles Juden, die ebenfalls illegal leben oder Treffpunkte illegal lebender Juden. Die fliegen doch auf!‘ Ich beruhige ihn und erkläre, daß ich das in Ordnung bringen werde. Gegen 4 Uhr ziehen sie los. Eine Stunde später ist die Gestapo da. Sie finden eine leere Bruchbude und ziehen wieder ab. In meiner Wohnung in Tempelhof war ein Zimmer für mich freigehalten, in den anderen beschlagnahmten Räumen lebten Flüchtlinge, die sich um nichts kümmerten. Hesses haben alle ein paar Tage dort gewohnt, bis sich für die Familie Hesse etwas anderes fand, Günter, der nicht zur Familie gehörte, aber die Tochter später in Amerika geheiratet hat, ist bis Kriegsende in meiner Wohnung geblieben.

Am nächsten Tag bin ich – in Uniform mit allen Orden – bei der Familie G. in S., ich musste telefonieren. Glücklicherweise hatten wir dort kein Telefon. G.’s waren Nazis. Ich verwickle die alte Frau G., die allein war, in ein Gespräch, bitte um ein Glas Wasser und eine Schmerztablette. Sie verschwindet. Günter hatte mir gesagt, das Buch liege im rechten Schreibtischfach. Auf dem Schreibtisch steht das Telefon. Ich wähle eine beliebige Nummer, suche hastig. Das Schreibtischschloß ist glücklicherweise offen. Da – ein langer Terminkalender; ich sehe nach, ja, es ist das Buch voller Namen und Telefonnummern mit Datum. Aber das Ding ist so lang, daß ich es nicht einstecken kann. Ich höre Frau G. kommen und kurz entschlossen stecke ich das Buch unter die Uniformjacke, es ist noch zu lang. Ich schiebe es in das linke Hosenbein, das geht, wenn ich den Arm anwinkle und das Buch so festhalte. Aber ich kann das Knie nicht mehr beugen. Frau G. gibt mir Wasser und Tablette, ich schlucke das Ding – es hat mir nicht geschadet – trinke einen Schluck. ‚So, Frau G., ich habe Anschluß bekommen.‘ – ‚Ja, aber die Nummer müssen Sie trotzdem aufschreiben, wir haben Anweisung vom Ortsgruppenleiter.‘ Auch das noch – strenge Sitten herrschen hier in der Heimat. Sie will mir das Buch geben, sucht; verflixt, damit hatte ich nicht gerechnet. Sie wird verwirrt, ‚nanu, das Buch war doch heute morgen noch hier drin.‘ – ‚Na, immer mit der Ruhe, Frau G., ich helfe Ihnen suchen.‘ Wir suchen, ich so gut das mit dem Bein geht. ‚Na, Frau G., es wird sich schon wieder finden, ich schreibe die Nummer dann später ein – als Offizier bin ich ja wohl nicht verdächtig?‘ – ‚Aber nein!‘ Ich gehe etwas langsam und steif aus dem Haus, das fällt ihr auf. ‚Ja, Frau G., Soldatenschicksal, ich habe einen Steckschuß im Bein. Da haben Ihre Söhne als PG’s es ja besser gehabt!‘ – Jetzt ist sie ruhig. Ich humple die Straße hinunter zu unserem Haus. 30 Minuten später ist alles verbrannt, die Asche im angrenzenden Wald vergraben. Nachmittags bin ich bei Günter, beruhige ihn wegen des Buches. Dann gehe ich zu unserem dortigen Nachbarn, einem eingefleischten Kommunisten und erkläre ihm, da ihm ja die

Anwesenheit Günters nicht verborgen sein konnte, es handle sich um einen Deserteur. ‚Na, da können Sie beruhigt sein. Wenn es Schwierigkeiten geben sollte, soll er zu mir kommen, notfalls habe ich auch noch eine Adresse.‘ Ich hätte es ihm nicht sagen können, daß Günter Jude war. Hesses haben alle überlebt, der Name Hesse war allerdings ein Pseudonym.

Günter und Margot haben nach dem Krieg geheiratet. Er ist heute weltweit bekannter Weltraumphysiker und hat bei der NASA Anteil an den amerikanischen Weltraumerfolgen gehabt.⁶⁴⁴

Die Entwendung des Telefonbuches ist ein „Husarenstück“ Droßels; es ist bemerkenswert, wie er durch seinen Auftritt als Frontsoldat Frau G. sogar in die Defensive bringt und das, obwohl er sich ohne gültige Papiere – also quasi im Status eines Deserteurs – in Berlin aufhält.

Droßel kennt die Familie Hass schon, als die Hilfebittet kommt, ist ihr in Dissidenz verbunden, worauf das gemeinsame Abhören des „Feindsenders“ und der von ihm als sympathisch wahrgenommene, wenn auch falsche Name Hesse hindeuten.

Der Darstellung Droßels wird an dieser Stelle die Sicht Günter Fontheims, eines der vier Versteckten, beigelegt, um die Handlung eingehender zu belegen. Fontheims Vorschlag war für die Ehrung Droßels und posthum seiner Eltern und der Besitzerin der zeitweilig als Versteck dienenden Gartenlaube Frieda Kunze durch Yad Vashem im Jahr 2000 ausschlaggebend. Fontheims im März 1988 gegebenes Zeugnis ist Droßels Erinnerungen vorangestellt:

„Heinz Droßel und ich sind durch einzigartige Bande verbunden.

Wir lernten uns Anfang 1945 in einem Dorf ungefähr 40 km von Berlin entfernt kennen. Er war Oberleutnant der Infanterie auf Urlaub bei seinen Eltern, die in einem netten Häuschen in dem Dorf im Ruhestand lebten. Ich lebte im selben Dorf in einer primitiven Laube mit einer befreundeten Familie (meiner späteren Ehefrau und deren Eltern).

Wir vier waren ‚untergetauchte‘ Juden, die dort seit Januar 1943 mit gefälschten Ausweisen unter falschem Namen lebten, um der Deportation nach Auschwitz und der dortigen Ermordung zu entgehen. Wir waren unseren Nachbarn unter unserm adoptierten Namen bekannt und verkehrten miteinander gesellschaftlich, darunter auch Familie Droßel. Aus vielen Unterhaltungen war uns bekannt, daß alle drei Droßels kompromißlose Gegner der Nazis waren. Trotzdem hielten wir an unserm Beschluß fest, uns niemandem zu offenbaren. Ein solcher Schritt hätte uns nur eine unnötige Belastung für unsere Freunde bedeutet, ohne uns in irgendeiner Form zu nutzen. Ende

644 Droßel 2001, S. 213-218.

März 1945 – nur ungefähr sechs Wochen vor unserer Befreiung – mußten wir über Nacht unser Quartier wechseln. Durch Zufall war uns ein im Ort kursierendes Gerücht zu Ohren gekommen, wonach wir angeblich Juden sein sollten. Unser Leben stand auf dem Spiel. In dieser Notlage entschieden wir uns, Familie Droßel einzuweihen und sie um Hilfe zu bitten. Die Reaktion der drei Familienmitglieder Droßel auf unsern Hilferuf steht mir noch heute lebhaft vor Augen. Sie boten uns ihre Hilfe ohne jegliches Zögern und in der wärmsten Form an. Sie überschütteten uns mit Lebensmitteln, obwohl wir hiervon nichts erwähnt hatten, und halfen uns in jeder nur möglichen Weise. Heinz Droßel versorgte meinen zukünftigen Schwiegervater und mich mit einer Unterkunft. Außerdem retteten seine Eltern die meisten [sic!, M.S.] unserer wenigen uns noch verbliebenen Habe. In seiner Beschreibung dieser Episode in seiner Autobiographie erwähnt Droßel nicht mit einem Wort, welches Risiko er und seine Eltern mit unserer Rettung eingingen. Ich kann heute ohne jede Einschränkung sagen, daß die selbstlose Hilfsbereitschaft der Familie Droßel für mich der freudigste Anblick in den ansonsten schwarzen Jahren des Untergrundlebens war – und zwar nicht nur deshalb, weil hierdurch unser Leben gerettet wurde, sondern auch weil Heinz Droßel und seine Eltern meinen Glauben an die Menschheit wiedererweckt haben. In einem talmudischen Kommentar zur Bibel wird die Frage aufgeworfen, weshalb Gott am Anfang nur einen einzigen Menschen geschaffen habe. Als Antwort hierauf führte der Talmud aus, diese Tatsache lehre uns, daß, wenn jemand auch nur ein einziges Menschenleben zerstört, die Heilige Schrift es genauso ansehe, als habe er die ganze Welt zerstört, und wenn jemand ein einziges Menschenleben rettet, die Schrift es ihm anrechne, als habe er eine ganze Welt gerettet.⁶⁴⁵

Bemerkenswert ist, dass in beiden Beispielen bereits eine persönliche Verbindung besteht, auch wenn Droßel bei der Rettung seiner späteren Frau diese zunächst nicht erkennt. Es handelt sich nicht um einander gänzlich fremde Menschen.

Die Initiative liegt im ersten Beispiel bei Droßel, im zweiten Beispiel vertraut sich die Familie Hass den Droßels an.

Es handelt sich in beiden Fällen um einen spontanen Entschluss Droßels, den er jeweils mit Wettes Worten „nach einer in ihm schlummernden humanen Orientierung“⁶⁴⁶ fasst.

Worin liegt nun bei einer Rettungsstat die Unterbrechung von Gewalt? Unterbrochen wird eine auf Vernichtung zielende Logik, indem Menschen vor dem sicheren Tod bewahrt werden. Vorläufig ist die einzelne Rettungs-

645 Droßel ²2001, (ohne Seitenangabe).

646 Wette ³2003b, S. 216.

tat insofern, dass nur eine Kette von Rettungstaten zum Überleben der Opfer führen kann. Verfolgte wie Helfer/innen bleiben gefährdet. In Bezug auf das Grauen der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie ist per se klar, dass die Rettungstaten den verschwindend geringen Teil des Geschehens darstellen. Aufgrund des extremen Risikos der Taten bei gleichzeitig hoher Relevanz – nicht zu Unrecht verweist Fontheim auf die talmudische Weisheit von der Welt, die ein gerettetes Menschenleben bedeutet – ist der Begriff Rettungswiderstand in beiden Fällen angebracht.

Im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen soll nun der Weg stehen, der schließlich in Droßels Rettungshandeln mündete. Wie in den beiden bereits untersuchten Beispielen Richert und Böll ist auch Droßels Weg durch den Krieg ein stets gefährdeter. Der Grundkonflikt zwischen dem Eingezwängtsein in ein menschenverachtendes System und damit verbundener „Mittäterschaft“ und dem Aufrechterhalten der eigenen Überzeugungen ist auch in Droßels Versuch des Weges des „Gerechten“ bestimmend.

2.2.2.3.2 Droßel als verantwortungsbewusster Soldat

Eine Besonderheit des Soldaten Droßel im Vergleich zu den Soldaten Böll und Richert ist, dass er als Einziger einen Offiziersrang erreicht. Eigenen Angaben zufolge hat er diesen nicht angestrebt. Die Ausbildung bietet ihm jedoch die Möglichkeit, aus einer militärisch brenzigen Lage zu entkommen:

„Das war nicht meine Absicht – mir lag nichts an einer Offizierskarriere – aber wir sind in einer Mausefalle; der Graf erklärt uns, daß die ganze 16. Armee eingeschlossen sei. Außer einer Verwundung ist das im Augenblick der einzige Weg hier lebend herauszukommen. Ich akzeptiere die Lösung.“⁶⁴⁷

Mit dem Offiziersrang verbunden sind, wie in Abschnitt 2.2.2.3.3 noch näher dargelegt wird, einige Entscheidungsmöglichkeiten, die dem einfachen Soldaten Böll und dem Unteroffizier Richert nicht offenstanden. Droßel übernimmt so im Gegensatz zu Böll Verantwortung für die ihm untergebenen Soldaten. An dieser Stelle werden deshalb zunächst einige Beispiele erörtert, in denen sich Droßel als verantwortungsbewusster, um seine Mannschaften besorgter Soldat zeigt. Dass er dabei soldatische Ausbildung mit Unterweisung in unsoldatisch subversive Überlebenstricks verbindet, verdeutlicht eine Episode aus der Zeit seiner Offiziersausbildung im Juni 1942:

⁶⁴⁷ Droßel 2001, S. 150.

„Der Ersatz rollt heran und nach einer Woche steht das Bataillon. Ich bekomme, wie alle jungen Leutnants, eine Kompanie und habe das Glück, einen prächtigen Hauptfeldwebel zu erhalten, einen etwas älteren Prokuristen. Ich kann ihm alles Organisatorische überlassen und mich ganz der Ausbildung widmen. Ich erkläre meinen Leuten, daß sie sich während der kurzen Fröh-ausbildung Mühe geben sollten; denn von dem, was ich ihnen beizubringen versuche, hinge unter Umständen ihr Leben ab. Im übrigen sollten sie die Zeit aber noch genießen. Praktisch sieht das so aus: Um 7 Uhr Ausrücken ins Gelände. Dort wird bis 10 Uhr hart geübt und dann kommt von mir der Befehl ‚Flieger von links, volle Deckung, Sicherung nach vorn‘. Wenige Minuten später liegt tiefe Ruhe über der Landschaft, ab und zu kräuselt sich ein Rauchwölkchen einer Zigarette in den Himmel; die Sicherung nach vorn muß wach bleiben und vor etwaigen Besuchen vom Bataillon warnen. Es kam niemals jemand – die schlafen wohl auch. Um 11 Uhr Rückmarsch in die Kaserne. Oft muß ich unterwegs sagen: ‚Kinder, nicht so forsch, Ihr seid müde!‘⁶⁴⁸

Die Episode ist ein klassisches Beispiel des „So-tun-als-ob“ im Sinne des Eigensinn-Konzepts. Es zeigt sich darin einerseits sowohl Droßels Menschlichkeit wie sein Realitätssinn, andererseits ist sein Verhalten auch psychologisch geschickt, da er sich so den Rückhalt der Mannschaftssoldaten verschafft und das eigentliche Programm gut durchziehen kann. Droßel bildet seine Soldaten auf doppelte Weise aus: klassisch soldatisch und „unsoldatisch“. Allerdings deutet die Formulierung „Kinder“, die noch in seinen Erinnerungen auftaucht, auf ein auch paternalistisches Verhältnis zu seinen Untergebenen hin. Es ist die Frage, ob dieses Beispiel schon ein außergewöhnliches ist. Für sich alleinstehend kann es kaum ein Ausdruck von Opposition sein. Aber es manifestiert sich schon an dieser Stelle, dass Droßel bemüht ist, eigenverantwortlich und umsichtig zu handeln. Dass er dabei auch eigenes Risiko nicht scheut, wird im nächststehenden Beispiel deutlich, in dem er eine militärische Übung aus Sorge für seine Soldaten eigenmächtig verkürzt. Zuvor hatte er zusammen mit anderen katholischen Soldaten demonstrativ am Sonntagsgottesdienst teilgenommen.

„Wenige Tage danach ist Abschlussmanöver. Ich werde zum Leiter der Übung bestimmt. Zwei blaue Kompanien greifen an, zwei rote verteidigen. Zu dieser Zeit wird in Deutschland noch angegriffen, darum sind die Angriffsgruppen immer ‚blau‘. Auf dem ‚Feldherrenhügel‘ der Bataillonskommandeur und ein General mit ihren Stäben. Der General wackelt leicht mit seinem graisen Haupt, hält sich aber passabel im Sattel. Er muß vor 60 Jahren mal ein recht

648 Droßel ²2001, S. 154.

fescher Leutnant gewesen sein, forsch ist er immer noch – wenigstens was die anderen betrifft.

Die Übung entwickelt sich wie ein großdeutsches Sandkastenspiel – die Angreifer haben Erfolg und stürmen schließlich in einem Wäldchen die Abwehrlinie der ‚Roten‘. Es kommt zum Nahkampf, ich höre einen der Stammfeldwebel die jungen Krieger anheizen ‚fest, haut feste druff!‘ – Ein schrilles Pfeifen aus meiner Trillerpfeife ‚Übung beendet‘. Ich erkläre die ‚Sieger‘ zum Sieger und auf geht’s zum Feldherrnhügel. Aufstellen im Karree – ich und meine Helfer in der Mitte vor den ‚Hohen Herren‘. Manöverkritik! Es gibt aus dem Munde des Herrn Generals nur einen gewaltigen und wortreichen Anschuß für mich. ‚Was haben Sie Mensch sich dabei gedacht, in dem Augenblick, in dem es richtig losging, die Übung abzubrechen? Sie – Sie...‘ Drei Schritte vor, Haltung angenommen, Hand an die Feldmütze: ‚Zu Befehl, Herr General! Der Führer braucht die Soldaten an der schwer kämpfenden Front, von der ich komme. Ich wollte mich und die rangälteren Offiziere davor bewahren, im Falle von Verletzung oder gar des Todes eines Rekruten wegen Zersetzung der Wehrkraft vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden!‘ Der General schnappt dreimal nach Luft und reitet dann ohne ein weiteres Wort – nun nicht mehr sehr passabel – in Richtung Kasino. Er braucht wohl einen französischen Beutecognac. Ein sonst übliches allgemeines Beisammensein der Offiziere nach der Übung im Kasino fällt aus.“⁶⁴⁹

Hier wie auch an anderer Stelle⁶⁵⁰ nutzt Droßel seinen Status als Frontsoldat. Gleichzeitig wird in der Episode nicht nur der Graben zwischen Front und Etappe, sondern auch der zwischen Offizieren und Mannschaftssoldaten deutlich. Was für die einen Spiel, wenn nicht Vergnügen ist, ist für die anderen Schinderei.

Droßels Handeln als verantwortungsbewusster Offizier zeigt sich schließlich darin, dass er seine Soldaten anlässlich des letzten Geburtstages Hitlers am 20.4.1945, also wenige Wochen vor Kriegsende, aus ihrer Verantwortung entlässt.

„Aber vorher habe ich den Befehl, den ‚Führer‘ zu feiern, zu seinem – letzten – Geburtstag.

Ich lasse die gesamte Mannschaft antreten, im Karree: ‚Männer! Heute, an dem Tag, an dem der Mann geboren ist, dem ihr alle diese Schinderei, die Angst und Not zu verdanken habt, heißt es für jeden von Euch unbeirrt seine Pflicht zu erfüllen – und diese Pflicht ist die Eurer Familie, Euren Frauen und Kindern, Bräuten und Freunden gegenüber – die Pflicht am Leben zu bleiben

649 Droßel 2001, S. 155.

650 Vgl. Droßel 2001, S. 156.

und gesund zu ihnen zurückzukehren, damit auch für Deutschland wieder ein neuer Anfang gemacht werden kann. Wie ihr [sic!, M.S.] das schaffen könnt, kann ich Euch nicht sagen. Jetzt muß jeder von Euch im Gedanken an seine Lieben selbst handeln. Habt jetzt den Mut, für Euch selbst die Verantwortung zu übernehmen. Wir gehen jetzt wohl den letzten Gang im Krieg – ich wünsche Euch allen von Herzen Glück, das Ihr braucht und eine gute gesunde Heimkehr. Glück auf!’

Bis auf wenige verkniffene Gesichter überall strahlende Augen. Viele schütteln mir die Hand. ‚Viel Glück [sic!, M.S.] Herr Oberleutnant.‘⁶⁵¹

Droßel wendet in seiner erinnerten Rede auf besonnene Weise nationalistisches Opferdenken in Humanität, indem er den Pflichtbegriff nicht nationalistisch, sondern den eigenen Nahestehenden gegenüber definiert. Gegen den Strich gelesen, zeigt sich aber auch noch in der Erinnerung Droßels seine Empfänglichkeit für ein Pflichtdenken im Sinne seines Verantwortungsbewusstseins. Im Gegensatz zu Bölls prinzipieller Ablehnung des militärischen Systems gibt es für Droßel, der als Offizier noch viel stärker Akteur im Kriegsgeschehen ist, die Möglichkeit des Verantwortungsbewusstseins als Soldat. Böll geht stärker den Weg des Sich-Entziehens, indem er einen möglichen Aufstieg innerhalb der militärischen Hierarchie bewusst unterläßt. Droßel hingegen versucht als Offizier innerhalb seines Zuständigkeitsbereichs seinen Maximen Geltung zu verschaffen. Er nutzt so seine erweiterten Möglichkeiten, ist aber auch stärker in das System eingebunden, was nicht heißen soll, dass er sich nicht auch – teilweise subversiv, teilweise in offener Konfrontation – gegen das System stellt.

Besondere Möglichkeiten bieten sich Droßel, wie Wolfram Wette darlegt, Anfang 1944 als Gerichtsoffizier bei

„dem im Nordabschnitt der russischen Front eingesetzten Infanteriebataillon 561 zbV [...], M.S.] einem so genannten Bewährungsbataillon. [...], M.S.] In ihm waren etwa 1000 Soldaten zusammengefasst, die wegen irgendwelcher Delikte bestraft worden waren und die alle die Hölle der Wehrmachtsgefängnisse kennen gelernt hatten. [...], M.S.] Nun wurden sie zur ‚Bewährung‘ zu gefährlichen Fronteinsätzen befohlen. Auch in dieser neuen Verwendung konnte der gelernte Jurist Drossel vielen Soldaten helfen. Sowohl in der Rolle des Anklägers als auch in der des Verteidigers plädierte er für Freisprüche und milde Strafen. Häufig konnte er sich durchsetzen.“⁶⁵²

Droßel selbst beschreibt den an ihn ergehenden Auftrag so:

651 Droßel ³2001, S. 223.

652 Wette ³2003b, S. 223.

„Meine Aufgabe sei sehr tröstlich – ich sei mehr Hilfe für die Landser, habe Gnadengesuche vorzubereiten und einzureichen – und, da ich, wie er rückwärts eingesetzt ist [sic!, M.S.], als einziger und verantwortlicher Offizier den Troß zu leiten. Ich habe eine eigene große Geschäftsstelle, weil ich die gesamten Personalunterlagen zu verwalten habe. Als Ansprechpartner für alle Soldaten solle ich mit möglichst jedem persönlichen Kontakt aufnehmen, bei einer Gefechtsstärke von über 1000 Mann eine umfangreiche Aufgabe. Ich ahne, daß mir hier Möglichkeiten gegeben sind zu helfen.“⁶⁵³

Neben den Strafmilderungen und Freisprüchen, die er im Rahmen seines Einsatzes auf juristischem Wege erreicht⁶⁵⁴, ermöglicht Droßel auch zwei Soldaten das Überlaufen, wie er es in seinen Erinnerungen festhält:

„Ich bekomme Besuch. Zwei Mann von der zweiten Kompanie. ‚Herr Oberleutnant, wie sieht das mit dem Krieg aus, der ist doch sowieso verloren? Die hauen uns doch demnächst in die Pfanne. Wir haben die Schnauze voll, jetzt wollen wir schon gar nicht sterben für den Dreck. Nach hinten ist ja wohl nichts mehr zu machen – wir haben mit Erwin gesprochen. Herr Oberleutnant, wir gehen rüber, helfen sie uns.‘ Ich erwidere nur: ‚Geht zurück, ich komme zu Euch raus.‘

Zwei Tage später reite ich nach vorn. [...], M.S.]

Ich gehe zur 2. Kompanie, spreche mit den Landsern im Graben. Unteroffizier M. kenne ich als vernünftigen Mann. Wir gehen abseits – sehen lange hinüber – es sind nur vielleicht etwa 200 Meter bis drüben. ‚M. was machen Sie, wenn von uns welche hier hinübergehen?‘ – Herr Oberleutnant, mir wäre lieber, wenn Sie das nicht gefragt hätten. ‚Ich habe nichts gesagt, M.‘ – Pause. ‚Aber Sie können sich auf mich verlassen.‘ Später spreche ich mit meinen beiden Besuchern ‚geht mit Uffz. M. auf Posten.‘ Bei jedem Posten ist jemand vom Stamm dabei.

Drei Tage später Anruf von Libelle (unser Bataillonsgefechtstand). ‚Wir haben heute Nacht zwei Überläufe gehabt.‘ Ich komme. Wieder nach vorn. Vernehmungen, Tatbericht. Den Postenführer, Uffz. M., trifft kein Verschulden. Der Fall ist erledigt – denke ich. Nachts um zwei Uhr Anruf von Libelle, der Kommandeur ist am Apparat. ‚D., die beiden Überläufer haben über Lautsprecher gesprochen und zum Überlaufen aufgefordert. Zum Schluß hat eine Stimme – offenbar ein gefangener Offizier vom ‚Nationalkomitee Freies Deutschland‘ – gesagt: wenn ihr Sorgen habt, geht zu Eurem Gerichtsoffizier – Mensch seien Sie vorsichtig!‘ Morgens [sic!, M.S.] weiß die Division Bescheid. Ich warte auf einen Rapport – es kommt nichts.

⁶⁵³ Droßel ²2001, S. 187.

⁶⁵⁴ Vgl. Droßel ²2001, S. 192.

Einige Tage später bin ich wieder bei der Division. Ich soll einen Unterarzt verteidigen. Ich gehe zum I c in den Bunker. Er muß mein Klopfen überhört haben – liegt auf einer Pritsche und hört England. Sein erstes Wort: ‚Ich höre dienstlich‘ – ‚Selbstverständlich, Herr Major.‘ Wir besprechen die bevorstehende Verhandlung. Zwischendurch eine Bemerkung: ‚War ja ein tolles Ding, die Propaganda von drüben für Sie!‘ Er zeigt auf den Wehrmachtsempfänger. ‚Nach allem was man hört, ist in Kürze in Frankreich mit einer Invasion zu rechnen – vielleicht auch noch mit mehr. Die Armee wollte uns so einen Politoffizier schicken, einen NS-Führungsoffizier, wie die das nennen. Ich habe gesagt, daß wir das selbst machen würden. Erzählen Sie ihrer Stabskompanie irgend etwas [sic!, M.S.]: – In Ordnung, Herr Major.‘ Ich verabschiede mich. Seine letzte Frage ‚wenn Sie durch irgendwelche Umstände bedingt plötzlich das Bataillon übernehmen müssten...?‘ – Herr Major, Sie können immer auf mich rechnen!‘ – ‚Auf Wiedersehen, Windrose.‘ – Auf Wiedersehen, Herr Major. Das Stichwort Windrose ist nie gekommen – aber Major K. hat dicht gehalten – bis zum bitteren Tod.“⁶⁵⁵

An diesem Beispiel ist deutlich zu sehen, wie schwierig und riskant echte Hilfe in einem System von Repression und Zwang ist. Immer wieder ist Droßel selbst auf Unterstützung und Rückendeckung angewiesen. Die chaotische Unkalkulierbarkeit des Kriegsgeschehens schafft zum einen Nischen und Chancen für soldatische Tricks, zum anderen bedeutet sie aber auch die stets präsente Gefahr entdeckt zu werden, da sich auch die eigene Handlungskette nicht ohne Unbekannte planen lässt.

Die bisherigen Beispiele haben Droßel als verantwortungsbewussten Soldaten gezeigt, der sowohl seinen Untergebenen gegenüber wie auch dem Kriegsgegner mit Augenmaß, Zivilcourage und Milde handelt. In einem weiteren Beispiel berichtet er von einer Situation, in der er Fairness gegenüber dem Kriegsgegner übt, indem er die Vergewaltigung einer russischen Agentin durch die eigenen Soldaten verhindert:

„Wir beziehen ein Dorf hoch über dem Dnjepr. Es ist bewohnt – allerdings gibt es nur Frauen. Der Bataillonsstab richtet sich in einem geräumigen Haus am Rande des Ortes ein, das verlassen ist. Wir drei, der Kommandeur, der Adjutant und ich, schlafen in einem großen Raum, haben sogar Feldbetten. Sofort wird mit dem Bau von Stellungen begonnen. Abgesehen von der Grabenbesatzung bleibt die Truppe zunächst in Häusern. Ich mach am ersten Abend die Runde durch das Dorf. Die Landser, von augenblicklichem Druck befreit, mit dem Gefühl, einen breiten Fluß zwischen sich und den Russen zu haben, sind wie toll. Es kommt Lärm aus einem Haus, Gelächter, Kreischen

655 Droßel ²2001, S. 194f.

und Frauenrufe. Sofort bin ich im Raum, eine entfesselte Schar von Landsern ist dabei, ein Mädchen fast zu zerreißen. Sie war bisher nur davon gekommen, weil jeder sie haben wollte. Ich schaffe brüllend Ruhe, langsam wird es still. Sie steht da die Bluse zerrissen, ein bildhübsches Mädchen von 19 Jahren. Ich frage sie auf deutsch: ‚Wie heißt Du?‘

Sie antwortet: ‚Tanja.‘ – ‚Tanja, Du kommst mit mir zu den Offizieren und wirst unser Haus in Ordnung halten; Dur [sic!, M.S.] brauchst keine Angst zu haben, dort geschieht Dir nichts.‘ – ‚Ja Herr Leutnant.‘ Sie spricht ein tadelloses Deutsch, kennt auch unsere Dienstgrade. Ich nehme sie mit, die Landser knurren; sie werden sich mit Schnaps trösten. Tanja wird bei uns in einem kleinen Raum in einem Anbau des Hauses untergebracht. Morgens hat sie eine Begleiterin – eine zahnlose alte Hexe mit schrägen Krötenaugen. Trotz aller Versuche ist sie nicht wegzukriegen. Tanja meint, sie solle auf ihre Unschuld aufpassen. Nach einigen Tagen fällt mir auf, daß Tanja das einzige jungen Mädchen im Dorf ist. [..., M.S.]

Eines Vormittags sind der Kommandeur und der Adjutant zur Inspektion bei den Kompanien, ich komme von einem Rundgang durch das Dorf zurück, betrete das Haus, höre leise Stimmen im Zimmer, gehe leise hinein und bleibe ruhig an der Tür stehen. Tanja steht mit dem Rücken zu mir, hat den Wehrmachtsempfänger eingeschaltet und hört russische Nachrichten. Ein paar Sätze und mir ist jetzt alles klar. Ein Verdacht wird zur Gewissheit. Es sind verschlüsselte Nachrichten an Agenten. Darum ist sie das einzige junge Mädchen hier. Sie weiß nicht, daß ich russisch spreche. Sie hört ein Geräusch, schnellt herum, wird blaß, fasst sich schnell wieder und sagt auf deutsch: ‚Ich wollte mal wieder Russisch hören, sind Sie böse?‘ – Ich blicke sie lange an, sage dann langsam auf russisch: ‚[sic!, M.S.] Tanja, bist Du Rotkehlchen oder Haselnuß? Was wollte Dompfaff von Dir? [sic!, M.S.] Wir stehen uns lange schweigsam gegenüber. Dann senkt sie den Kopf und sagt leise: ‚Ich wollte es ja nicht, aber dann wollten sie mich in ein Soldatenbordell stecken – und das ist die Hölle! Bitte, bitte verrate mich nicht.‘ Warum muß ich immer solche Entscheidungen treffen? ‚Tanja, Du wirst nur noch durchgeben, was ich Dir sage und Du wirst mir alles sagen, was Du weißt; dann bleibt alles unter uns. Und was ist mit der Alten?‘ – ‚Sie ist meine Aufpasserin und überbringt die Meldungen.‘ – ‚Wo?‘ ‚Hinten an der Schlucht ist ein alter Brunnen – da trifft sie zweimal in der Woche einen Boten von drüben; er kommt in Zivil. Aber paß auf, sie schleicht wie eine Katze.‘ Ich wollte die Alte zunächst einsperren lassen – aber dann wäre alles aufgefliegen. Im Moment passiert ja nichts – und verraten konnte sie ohnedies nicht viel, was da war [sic!, M.S.] konnte ja jeder sehen. So blieb alles unter uns und das Leben ging weiter. [..., M.S.]

Da kommt Mitte Oktober der Befehl, uns sofort abzusetzen. Der Russe war nördlich bei Kremenschug und auch südlich über den Fluß. Saporoschje war verloren, er marschiert auf Krivoij Rog – das ist genau in unserem

Rücken. Wir haben sehr schnell verladen, es gibt einen Abschied von Tanja unter vier Augen, die alte Hexe hatte ich unter Begleitung wegschicken können, dann Abmarsch – eigentlich alles sehr ordentlich und geregelt.“⁶⁵⁶

Droßel zeigt Menschlichkeit, indem er sowohl Tanjas Vergewaltigung verhindert, als sie auch vor der Enttarnung als Agentin schützt. Gleichzeitig setzt Droßel Tanja unter Druck und verlangt von ihr Aussagen über ihre Auftraggeber. Humanität und militärischer Nutzen gehen ähnlich wie auch bei den an anderer Stelle beschriebenen Verhandlungen mit der Résistance, der französischen Widerstandsbewegung, eine ambivalente Verbindung ein.

Frauen werden so zum Spielball männlicher Macht: Tanja wird nur durch Droßels Eingreifen vor der Vergewaltigung bewahrt; von russischer Seite wird sie zur Agentinnentätigkeit erpresst.

Negativ gelesen ist die Stelle so auch ein Beleg für Vergewaltigungen von Frauen durch deutsche Soldaten. Regina Mühlhäuser hat bezogen auf die Sowjetunion umfangreiche Belege für sexuelle Gewalt gesammelt, die von deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs ausgeübt wurde.⁶⁵⁷ Ein erschütterndes Beispiel ist auch bei Reese dokumentiert:

„Wir sangen bei Rotwein und Likören, Wodka und Rum, stürzten uns wie Todgeweihte in den Rausch, tranken und tanzten, sprachen von Wissenschaften und Erotik mit betrunkenen Stimmen, schwankten an den Wagen vorbei, saßen ums Lagerfeuer draußen, wurden von billigen Spirituosen und übermäßigem Fettgenuß krank und feierten doch weiter, hielten groteske Reden über Krieg und Frieden, wurden melancholisch, teilten uns Liebeskummer und Heimweh mit, lachten wieder und tranken weiter, jauchzten, tobten über die Geleise, tanzten in den Wagen und schossen in die Nacht hinein, ließen eine gefangene Russin Nackttänze aufführen und bestrichen ihr die Brüste mit Stiefelfett, machten sie so betrunken wie wir selber waren und wurden erst nüchtern, als wir nach fünf Tagen Gomel [...], M.S.] erreichten. Ein Befehl vernichtete den Rest des Alkohols.“⁶⁵⁸

So kommt Droßels Eingreifen am Beginn seiner Schilderung wohl gerade noch rechtzeitig.

Dass Droßel der Abschied von Tanja wichtig ist, zeigt wiederum seine Nähe zu ihr. Droßel ist des Öfteren bereit ein Risiko einzugehen, wenn er dadurch menschlich handeln kann, zeigt sich aber auch um seine Soldaten besorgt und handelt besonnen.

⁶⁵⁶ Droßel 2001, S. 180-182.

⁶⁵⁷ Vgl. Mühlhäuser 2010, insbesondere S. 84-139.

⁶⁵⁸ Reese 2004, S. 197.

Schließlich sei hier noch ein letztes Beispiel für Kameradschaftlichkeit bzw. Fairness Droßels über die Verschiedenheit der Uniformen hinweg gegeben. Droßel weist einem abgeschossenen russischen Flieger den Weg, um ihn vor der Kriegsgefangenschaft zu bewahren.

„Ich bin auf dem Weg zur Front. Von weitem sehe ich jemanden auf mich zukommen. Er kommt näher – es ist ein Flieger im Fliegerdreß, wahrscheinlich abgeschossen. Jetzt stehen wir uns gegenüber, ich steige ab. Er trägt eine fantastische Fliegerkombi, ganz modern mit allen Schikanen, im Schulterhalfter eine Pistole. Er lächelt und spricht mich an: russisch! Er ist mit seiner Ratta abgeschossen worden; ein sympathischer Bursche. Er fragt: ‚Wo ist das nächste Gefangenelager?‘ – Ich entgegne: ‚Sind Sie sehr scharf darauf dorthin zu kommen?‘ – ‚Nein, nicht unbedingt.‘ – ‚Hier gibt es so etwas nicht, das nächste Lager ist sehr weit. Aber wenn Sie geradeaus gehen, kommen Sie nach 3 km in ein bewohntes Dorf, es sind keine deutschen Soldaten dort.‘ Er nickt, bietet mir eine Zigarette an – eine Camel. ‚Spacibo y do swidanje‘ – ‚Do swidanje.‘ Ich steige auf, reite weiter, drehe mich um. Er geht langsam und bedächtig geradeaus, wird kleiner und kleiner und verschwindet hinter einer Baumgruppe. Ich mach mir Gedanken über seine nagelneue amerikanische Ausrüstung und den Fortgang des Krieges.“⁶⁵⁹

Die Verständigung der beiden klappt dank Droßels Sprachkenntnissen auf der wörtlichen wie auf der symbolischen Ebene durch das Zigaretten-Geschenk des russischen Soldaten. Gleichzeitig wird Droßel die Überlegenheit der Alliierten durch die gute Ausrüstung des Soldaten und der entsprechenden Versorgung – sichtbar in der Camel-Zigarette – deutlich.

Anhand der bislang diskutierten Episoden sollte hinreichend deutlich geworden sein, dass Droßel sich bemüht, als Soldat bzw. Offizier verantwortungsbewusst zu handeln, und sich dieses Bemühen auch auf einen fairen Umgang mit den Kriegsgegner/innen erstreckt. Gleichzeitig wurde auch das Risiko seiner Bemühungen sichtbar. In beidem unterscheidet sich Droßels Bericht nicht so sehr von dem Dominik Richerts aus dem Ersten Weltkrieg. Böll geht einen anderen Weg, den der Vermeidung des Aufstiegs innerhalb der militärischen Hierarchie.

2.2.2.3.3 Arrangements mit der Gegenseite

Im nächststehenden Abschnitt werden nun einige Episoden vorgestellt, in denen Droßel Arrangements mit der jeweiligen Gegenpartei trifft. In dieser Form sind sie vor allem deswegen möglich, weil Droßel als Offizier über die

⁶⁵⁹ Droßel 2001, S. 192.

entsprechenden Verhandlungs-Kompetenzen verfügt. Im Rahmen dieser Arbeit stellen sie daher eine Besonderheit dar.

An erster Stelle steht hier eines der seltenen dokumentierten Beispiele für Fraternisierungen, d. h. Verbrüderungen von Soldaten, in diesem Fall an der Ostfront in Russland zwischen Dnepr und Donez im Frühjahr 1943:

„Die Truppe richtet sich südlich in Isjum ein, baut Gräben und verschanzt sich. Der Stab liegt etwa [sic!, M.S.] abgesetzt in Zelten und Bunkern. Ich bringe die Routinearbeit in Ordnung, schreibe das Kriegstagebuch und nehme Verbindung mit links und rechts auf. Die Truppe liegt eingegraben diesseits des Donez, der Russe etwa 100 Meter gegenüber; es ist hier die einzige Stelle, an der er noch einen kleinen Brückenkopf hat. Nach drei Wochen werde ich zu einer unserer Kompanien abgeordnet, der Kompaniechef geht in Urlaub, seit dem 26. März ist die Urlaubssperre aufgehoben. Ich bin viel bei den Männern im Graben. Seltsam, hier fällt Tag und Nacht kein Schuß – und das vor einem Brückenkopf. Eines Abends sehe ich bei einem Kontrollgang, daß einer der Landser Juchtenstiefel trägt, herrliches, weiches Leder, wie es nur von Russen getragen wird. Manchmal kann man sich ein Paar schnappen, wenn irgendwo welche liegen geblieben sind. Ein anderer hat eine russische Kartentasche um, auch ein beliebtes Beutestück. Aber das hier kommt mir irgendwie spanisch vor. Ich bohre und frage – schließlich höre ich Erstaunliches. Die Gruppe treibt mit ihrem Gegenüber regen nächtlichen Handel – Uhren gegen Lederwaren. Ein deutscher und ein russischer Landser spielen nachts zusammen Schach. Na, wenn das so ist! Ich arrangiere ein nächtliches Treffen mit dem Offizier von gegenüber. Wir treffen uns nach Einbruch der Dunkelheit auf halbem Weg. Kurze Zurückhaltung – dann ein Gespräch – ein begeisterter Krieger ist der auch nicht. Wir vereinbaren ein Schachturnier, drei Paare bei uns im Graben, drei Paare drüben. Es geht hervorragend. Die Russen gewinnen das Turnier 5:1. Wir Offiziere sitzen mal auf der einen, mal auf der anderen Seite, trinken Wodka und – aus unseren Beständen – französischen Cognac. Wir kommen uns näher und vereinbaren uns gegenseitig zu warnen, wenn etwas schief gehen sollte. In der dritten Nacht bleiben die Russen aus. Später ein leiser Ruf, der russische Offizier steht an der vereinbarten Stelle. Ich gehe aufrecht hinüber, wir begrüßen uns, er sagt mir, daß wir unsere Begegnungen sofort abbrechen müssten – er würde mit seiner Truppe im Morgengrauen abgelöst. Die Revanche konnte nicht mehr stattfinden. Ich gehe noch zu ihnen hinüber, die russischen Soldaten nicken mir zu. Es wird ein herzlicher Abschied zwischen uns. Wir leeren ein Glas Wodka ‚Nastrowje‘, dann sagt er, mir lange die Hand schüttelnd: ‚Do swidanje, towaritschtsch leftenant y mnogaja leta‘ – ‚mnogaja leta, towarischts y do swidanje!‘ – ‚Auf

Wiedersehen, Genosse Leutnant und auf viele Jahre (der alte christlich-orthodoxe Friedensgruß).’

Am nächsten Morgen sind die Stellungen gegenüber leer, sie haben sich über den Donez zurückgezogen, den Brückenkopf geräumt.⁶⁶⁰

Die Episode ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. Zum einen nutzt Droßel seine militärische Stellung, um ein schon bestehendes Arrangement zwischen russischen und deutschen Soldaten abzusegnen, ihm quasi einen offiziellen Charakter zu geben. Offensichtlich hat Droßel das Vertrauen seiner Soldaten, da sie ihm letztlich – wenn auch nicht ganz ohne Druck – aufgrund seines insistierenden Nachfragens das Fraternisieren offenlegen.

Im vorliegenden Beispiel sind es gleich mehrere Brücken, die die Verbindung festigen: der gegenseitige Handel, gemeinsames Trinken und Sport (vgl. das Schachturnier) und schließlich auch die Religion. Denn dank seiner Sprachkenntnisse nimmt Droßel das Zeichen des christlich-orthodoxen Friedensgrußes zum Abschied in seiner wirklichen Dimension wahr. Droßel, selbst sehr religiös, zeigt sich noch in seinen Erinnerungen berührt.

Des Weiteren erinnert die Begegnung im Niemandsland und in den Gräben der jeweils anderen sehr an die Ereignisse des Weihnachtsfriedens von 1914. Auch die Vereinbarung, sich vor der eigenen Ablösung gegenseitig zu warnen und deren Umsetzung durch die russischen Soldaten entspricht diesem Kontext. Das Arrangement steht und fällt schließlich mit der Beidseitigkeit der Abmachung. Ohne den wenig kriegsbegeisterten russischen Offizier als Gegenüber und Partner wäre der ohnehin fragile Waffenstillstand nicht möglich.

Ein Kennzeichen solcher Arrangements im Krieg besteht aber auch in der Ambivalenz, die in der Verbindung von Humanität und militärischem Nutzen liegt. Die im folgenden Beispiel sichtbar werdende Brücke in der Musik als Grenzen überwindende Form der Kommunikation schafft eine Verbindung zwischen den gegnerischen Soldaten. Gleichzeitig haben alle Beteiligten aber auch den Nutzen, die Nacht über keinen Angriff befürchten zu müssen.

„Am Samstag, den 2.2. fällt den ganzen Tag kein Schuß. Nach Einbruch der Nacht ertönt irgendwo Gesang. Die Posten rufen uns in die Stellung, Unten [sic! M.S.], am jenseitigen Waldrand lodert ein großes Lagerfeuer – Russen sitzen im Kreis herum und singen. Sie singen herrlich, Lieder von denen mir viele bekannt sind, es sind Donkosaken, die uns gegenüberliegen. Bald erklingt bei uns ein Klatschen, fast alle fallen ein. Die Russen rufen etwas he-

660 Droßel 2001, S. 170f. Weitere Berichte über das im Zweiten Weltkrieg seltene Fraternisieren unter Soldaten finden sich bei Rieker 2007.

rauf – ich kann es nicht verstehen, sie geben Zugaben. Jetzt fangen sie an zu tanzen. Bei uns fast alles in Stellung – eine solche Vorstellung bekommt man nicht alle Tage. Dann geht leider das Singen in Grölen und Schreien über, es wird sehr laut, die Tänze immer rasender. Gegen Mitternacht sind sie total besoffen. Sie grölen bis gegen Morgen – wir können in dieser Nacht ruhig schlafen. Schade, es hatte so schön begonnen.“⁶⁶¹

Deutlicher tritt die Problematik hervor, wenn, wie gleich zu sehen sein wird, die Gründe für einen Gewaltverzicht rein der militärischen Opportunität geschuldet sind. Von einer Unterbrechung der Gewalt in einem normativen Sinn kann hier kaum noch gesprochen werden. Das Beispiel mag deshalb für das breite Spektrum von Situationen und Handlungen im Krieg stehen, die auf einem Kontinuum zwischen kriegerischer Gewalt, deren Aussetzen bis hin zum Aufscheinen einer Möglichkeit des Friedens reichen.

Die Situation gestaltet sich so: Droßels Einheit hat ein Dorf bezogen. Droßel wohnt zusammen mit dem Kommandeur und dem Adjutanten in einem Bauernhaus, dessen Keller als Bunker ausgebaut ist.

„Ich sitze oft am Scherenfernrohr und beobachte das lebhafte Treiben auf der anderen Seite. Das Gelände fällt von uns hinab zum Donez, der an dieser Stelle nicht sehr breit ist, aber sicher zu tief, um ihn zu durchwaten. Auf beiden Seiten sind Wiesen, dann wieder Wald. Die Russen benehmen sich völlig ungeniert, fahren nachmittags auf der Wiese direkt vor dem Fluß ihre Feldküche auf und kommen zum Essenfassen. Sowohl unsere Artillerie als auch wir haben Schießverbot – nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern wegen akuten Munitionsmangels. Das wissen die da drüben.“⁶⁶²

Im Weiteren werden zwei ausführliche Episoden aus dem Kontext des Widerstands der *Résistance* bzw. des Partisanenkrieges mit geradezu abenteuerlichem Charakter dargestellt. Sie zeigen wiederum, wie sich praktizierte Menschlichkeit auch für diejenigen, die sie ausüben, lohnt. Gelingt der Brückenschlag, kommt eine – wenn auch fragile – Dynamik in Gang, die die Kriegslogik untergräbt. Trotzdem bleiben die Beteiligten immer auch der eigenen Seite verpflichtet.

Zunächst handelt es sich um ein Beispiel eines Arrangements zwischen dem um Menschlichkeit bemühten Offizier Droßel und dem französischen Widerstand. Nach einer ernüchternden Besichtigung des „Atlantikwalls“,

661 Droßel ²2001, S. 150.

662 Droßel ²2001, S. 171f.

der sich als Bluff entpuppt, schreibt Droßel über den Ort an der französischen Kanalküste, in dem er mit dem Bataillonsstab untergebracht ist⁶⁶³:

„Der Adjutant und ich haben ein Quartier in einem sehr schönen Haus am Ortsende – sehr gern sind wir nicht gesehen, wer kann es ihnen verdenken? Von dort zieht schnurgerade eine Straße etwa 2 bis 3 Kilometer nach Westen. Ich richte Sicherungen an den Ortsausgängen an [sic!, M.S.] und Patrouillen in der Nacht. In der Bevölkerung wittere ich Gefahr – man ist reserviert, in der Kirche werden wir ziemlich feindselig geschnitten. Sonst geht alles korrekt zu. Ich habe den Eindruck, daß zwischen der Bevölkerung und dem im westlichen Teil des Ortes gelegenen Buschwald existierenden Macquis [sic!, M.S.] (französischer Widerstand) ein gutes Einvernehmen herrscht.

In diesem Ort geschehen seltsame Dinge. Die Stabseinheit liegt geschlossen in der Schule, ebenso die Arbeitsräume, Geschäftszimmer und Kommandantur. Der Hauptfeldwebel schläft im Geschäftszimmer. Nach wenigen Tagen kommen einige junge französische Kriegsgefangene durch den Ort, entlassen, geflohen? Sie sind am nächsten Tag verschwunden. Kurz danach komme ich in das Geschäftszimmer. P. sitzt am Schreibtisch, vor sich seine Pistole und versucht, einen etwa zehn Jahre alten Jungen zu verhören. P. versteht nicht viel französisch. Der Junge ist erwischt worden, als er aus einem Schuppen Kisten mit Munition entwendete. Dem kleinen Kerl steht die Angst im Gesicht. Ich winke P. ab, frage den Jungen, zu wem er gehört. Er ist der Sohn des Schlossers gegenüber. Ich nehme ihn an die Hand und bringe ihn zu seinem Vater. Für P. ist die Sache erledigt. Der Vater ist offensichtlich ahnungslos. Ich erkläre ihm die Zusammenhänge und mach ihm klar, welche Gefahr in solchen Aktionen liegt, selbst wenn sie von Kindern verübt werden – Geislerschießungen sind im besetzten Frankreich keine Seltenheit mehr. Ich sage schließlich: ‚Hauen Sie ihm ein paar hinter die Ohren und versuchen Sie ihm die Gefahr klar zu machen, das müssen Sie als Vater tun.‘ Der Vater bedankt sich bei mir. Ehe ich gehe [sic!, M.S.] sage ich leise beiläufig: ‚Sollten Sie Verbindung mit dem Maquis haben, ich wäre an einem Gespräch mit einem Verantwortlichen interessiert – aber nur ich persönlich, freies Geleit zugesichert!‘ – Ein langer Blick prüft mich, dann ein Nicken, ein Händedruck, ich gehe.

Zwei Tage später erhalte ich einen großen Brief mit der französischen Post – zugestellt an meine Privatanschrift. Was finde ich? Ohne Kommentar das Original unserer gesamten Minensperren vor unserem Abschnitt – Geheime Kommandosache! Ich stecke das Dokument ein, gehe zum Geschäfts-

663 „Die Truppe bezieht Stellung am ‚Aber-Wrc’h‘ in der Nähe von Lannilis über die ‚Baie des Anges‘ bis fast an die Abbiegung der Küste zum Atlantik.“ (Droßel² 2001, S. 163)

zimmer an den Panzerschrank (aus Blech), zu dem nur der Adjutant und ich selbst Zugang haben. Eine Nachprüfung ergibt sehr schnell, daß die Unterlagen fehlen. Ich hefte sie wieder ein und lasse die Angelegenheit auf sich beruhen. Wie war das möglich? P. hatte in der Nacht zuvor ein Mädchen bei sich.

Wieder einige Tage darauf erhalte ich Besuch. Ein ordentlich gekleideter Mann mit Bart und Baskenmütze sucht mich in meinem Quartier auf. – wegen [sic!, M.S.] der Schlosserarbeiten. Ich frage, ob wir einen Spaziergang machen können. – P. sitzt im Zimmer nebenan. ‚A votre Service.‘ Wir gehen über die Wiesen. Ich erkläre ihm ich [sic!, M.S.] verabscheue diesen Krieg, gestehe dem französischen Volk sein Widerstandsrecht zu und habe Verständnis für sie. – ‚Moi – j’aime la France et les français (ich liebe Frankreich und die Franzosen). Aber ich möchte unbedingt unnötiges Blutvergießen vermeiden – vor allem das Unschuldiger. Wenn einem von uns etwas passiert, dann seien unschuldige Bürger dran. Das machen nicht wir – dann kommt die SS. Und bedenken Sie, – Sie brauchen alle Kräfte für den Endkampf, um ihr Land zu befreien!‘ ‚Sie glauben, daß Deutschland den Krieg verliert?‘ – ‚Ich glaube nicht daran, ich bin überzeugt davon – habe nicht den geringsten Zweifel.‘ Ich setze noch hinzu, daß ich an einer Verbesserung des Klimas interessiert sei und, [sic!, M.S.] daß wir gegen unseren Willen hier stünden. Wir haben einen Wald hinter uns gelassen – vor uns liegt das Meer, still und trügerisch. Zwischen dem Meer und uns die Minensperren. Ein kleiner Felsen bietet Platz zum Sitzen. Er erzählt noch eine halbe Stunde über Land und Leute, erklärt mir die Gegend und steht dann auf. ‚D’accord, Mr. Lieutenant, et salut!‘

Eine Woche danach kommt ein junger Bursche zu mir – offiziell in das Geschäftszimmer. Die Jugend des Ortes wolle gegen eine deutsche Soldatenmannschaft ein Fußballspiel austragen. Es gelingt mir, den Bataillonskommandeur zu überzeugen, habe aber doch Herzklopfen, als der Nachmittag heranrückt. Unsere Leute haben sich große Mühe gegeben. Auf dem örtlichen Fußballplatz stehen Erfrischungen bereit, Schokolade für die Teilnehmer und ein Siegespreis. Bei herrlichem Wetter wird das Spiel angepfiffen. Schiedsrichter ist einer unserer Unteroffiziere. Er leitet das Spiel sehr fair und gerecht. Halbzeit 1:1. Zehn Minuten vor Schluß fällt der Siegstreffer für die französische Jugend – Gott sei Dank! Auf den Rängen waren 200 bis 300 Franzosen, auch aus benachbarten Orten und vielleicht 150 sind Soldaten [sic!, M.S.] dem Spiel mit südländischer Begeisterung gefolgt. Es folgt noch eine Stunde gemütliches Beisammensein – das Eis ist gebrochen.

Ein Anruf von einer der Kompanien, ich möchte doch mal nach vorn kommen und jemand [sic!, M.S.] vom Fernsprechrupp mitbringen. Am Nachmittag bin ich vor dem Bunker. Der Kompaniechef: ‚Sehen Sie sich doch mal an, was meine Männer entdeckt haben!‘ Wir gehen ganz vor ans Meer. An der linken Seite der Bucht steht ein kleines Transformatorenhäuschen,

die Tür aufgebrochen. Wir gehen hinein – Leitungen. Unser Fernsprechmann zapft die Leitung an, gibt mir einen zweiten Hörer und ich sage: ‚Hallo!‘

Kurzes Schweigen, ein Knacken in der Leitung, dann auf englisch ein Codewort. Ich spreche mit London! Die Leitung wird totgelegt. Bisher gab es also hier eine direkte Telefonverbindung mit dem englischen Geheimdienst.“⁶⁶⁴

Das Beispiel zeigt, wie schwierig es ist, im Kontext des Krieges Vertrauen aufzubauen. Außerdem wird die Ambivalenz des Handelns in der Besatzung deutlich; ein gutes Verhältnis zur Bevölkerung ist hier nicht nur in humanitärer Hinsicht, sondern schon aus Gründen des eigenen Überlebens notwendig. So wird praktizierte Milde gegenüber dem Jungen zu einem ersten Vertrauensbeweis, der mit der Rückgabe (der sicherlich kopierten Geheimdokumente) beantwortet wird. Gleichzeitig wird der Schlosser auch sprachlich zum Anknüpfungspunkt, indem sich der Partisanenabgesandte wegen „Schlosserarbeiten“ meldet. Droßels Offenheit festigt das Vertrauen, das wiederum durch das Fußballspiel der Dorfjugend (wiederum fungiert der Sport als Brücke) gefestigt wird. Dennoch bleiben Droßel und der Abgesandte in ihren jeweiligen Kontext eingebunden, so dass Droßel die Spionage aufdeckt und die Leitung kappt, während der Partisan diese weiterführt, was ja nicht gegen Droßel, der den Krieg ablehnt, gerichtet ist, ihn aber als Teil des militärischen Systems angeht. Das Arrangement ist also höchst fragil und es bleibt natürlich trotz tatsächlicher Massaker der SS die Frage, ob Droßels Argumentation ungewollt nicht auch die Macht der SS stärkt. Außerdem geht es Droßel natürlich auch darum, seine Soldaten zu schützen. In diesem Sinne zeigt er sich in seinen Schilderungen immer wieder als besonnener Offizier.

In ähnlicher Weise agiert Droßel auch im Osten im Kontext des Partisanenkrieges um die Mitte des Jahres 1944 herum. Droßel nähert sich mit dem Troß, für den er verantwortlich ist, von Osten der russischen Grenze zu Lettland:

„Wir sind kurz vor dem Waldrand. ‚Herr Oberleutnant, sehen Sie mal, da rechts vor uns.‘ Ich schaue hinüber. Kurz vor dem Anfang des Waldes, direkt neben dem Weg – eine knorrige alte Eiche. Und an dem dicken Ast, der bis über den Weg reicht, schaukelt im Wind ein Gehenkter – eine lebensgroße Stoffpuppe. Die Warnung! Wir betreten also Partisanengebiet. Ich zögere kurz, aber es gibt keine andere Übernachtungsmöglichkeit. [...], M.S.]

Ich lassen [sic!, M.S.] den Haupttroß mit Pferden am Bach im Grund, ordne doppelte Wachen an und lasse den Rest am Hang zelten. Es wird schon

⁶⁶⁴ Droßel 2001, S. 163-165.

dunkel. Auch ständige Wachen und ½ -stündliche Patrouillen. Die Nacht vergeht ruhig. Auch am Morgen ist nichts zu sehen – im Dorf rührt sich nichts. Ich blicke lange hinüber – der Ort ist mir irgendwie nicht koscher. Aus ein oder zwei Schornsteinen zieht dünner Rauch nach Oben [sic!, M.S.]. 10 Uhr: ein Rauschen und ein Einschlag ca. 30 Meter vor dem letzten Zelt. Es muß Kaliber 7,5 cm sein. Eine Stunde später – Volltreffer in einen Gefechtswagen im Grund.

Jetzt muß etwas unternommen werden. Ich rufe meinen Melder und gehe langsam ins Dorf. 4,5 Holzhäuser, dann ein Platz, bewachsen mit alten Linden, davor ein Feuerplatz, an dem drei Alte sitzen, lange, weiße Bärte, Pelzmütze, einen Umhang malerisch um die dünnen Körper geschlungen, ein Bild wie aus Karl May ‚In den Schluchten des Balkan‘. Keiner nimmt Notiz von uns. Wir gehen langsam durch das Dorf – sonst keine Seele zu sehen. Fast am Dorfeinde ein Backhaus – in vollem Betrieb; zwei alte Frauen räumen Brot aus dem Ofen, herrliches braunes Brot. Ich überfliege – es sind mindestens 60 Dreipfundbrote. Wir kehren um. Bei den drei Alten bleiben wir stehen. ‚Wer ist hier der Natschalnik?‘ Der imposanteste der Alten fragt: ‚Shto eto?‘ (‚Was wollt ihr?‘) [sic!, M.S.] Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen. Ich winke meinem Melder, wir setzen uns ebenso daneben. Ein weiterer Einschlag zwischen den Zelten – später höre ich, daß grade niemand dort war – zwei Zelte sind zerstört. Ich nehme mir den Natschalnik vor. ‚Ihr braucht Verpflegung für Eure Männer drüben im Wald. Und die Kanone wird von hier aus gesteuert. Natschalnik – wir lassen Euch in Ruhe, wenn...‘ Eine lange Pause. ‚Choroschow Pan‘. Wir gehen. Das Feuer wird eingestellt. Wir müssen den Tag dort bleiben. In der Abenddämmerung sehe ich durch das Glas die Verpflegungsholer aus dem Wald kommen, mit Kübeln und Tragen, meine Wachen bleiben, aber die Nacht ist ruhig.

Etwa zwei Kilometer nördlich liegt nach der Karte eine Rollbahn, von deutschen Truppen auf dem Vormarsch benutzt. Ich beschließe einen Spähtrupp zu machen. Mit sechs Mann gehe ich los, zu Fuß. Am Dorfeinde hockt auf einem Baumstumpf der Natschalnik. Ich grüße – er hebt die Hand. Wir sind 10 Meter weg, ein Ruf ‚Gospodin!‘ (ich bin also schon ‚Herr‘ geworden). Ich drehe mich um, er sitzt unbeweglich da, dann sagt er: ‚Dort gibt es nichts!‘ Ich erwidere: ‚Ich muß nachsehen bei der Rollbahn.‘ Pause. ‚Gospodin, nach 300 Metern im Wald steht rechts eine kleine Birke, in der Mitte abgebrochen. Da biegt rechts ganz zum Wald ab und haltet Euch 100 Meter ganz am Wald – meidet die Straße bis zu einem Felsbrocken auf der linken Straßenseite.‘ Wir halten uns an die Weisung. In der Mitte des angegebenen Stücks ist eine winzige Brücke, kaum zu sehen, das Stück ist vermint, wir erreichen die Rollbahn – alles ruhig, und doch habe ich dauernd das Gefühl, beobachtet zu werden – Einbildung? Diese Rollbahn ist seit Monaten nicht benutzt. Hohes Gras, Gestrüpp, eine kleine grüne Schlange – sonst nichts. Wir kehren um,

meiden die Brücke und kommen unbehelligt wieder ins Lager, der Alte ist weg. Nachmittags erhalte ich Funkbefehl: Morgen früh am Treffpunkt.

Ein schöner Abend bricht an. Die Landser brutzeln irgend etwas, Käuze beginnen zu rufen. Ich bin im Zelt, da ruft mein Melder ‚es kommt jemand, Herr Oberleutnant!‘. Schon bin ich draußen – vor mir steht ein bildhübsches Mädchen, vielleicht siebzehn Jahre alt in einer herrlichen Tracht, vor sich einen Gegenstand tragend. Sie zieht das Tuch ab: ein geschnitzter Holzsteller mit einem Laib herrlichen Brotes und ein kleiner Holzbecher mit Salz. Sie strahlt mich an und sagt in tadellosem Hochdeutsch: ‚Herr Offizier, Großvater möchte, daß Du uns als Gast verläßt!‘ Ich breche ein Stück Brot ab, tunke es in das Salz und esse langsam, es schmeckt köstlich. Dann nehme ich das Mädchen in die Arme und küsse es. Die Kleine erwidert unbefangen den Kuß. Ich frage: ‚Ihr wißt, daß wir morgen früh weggehen?‘ Sie lächelt [sic!, M.S.], Ja, Herr Offizier.‘ Dann ist sie in der Dunkelheit verschwunden.

Ich gehe zum Zahlmeister, der immer irgendwelche Schätze verborgen hält und erkläre ihm die Lage. Er bringt mir später ein sehr schön gemustertes Stück Seide, vielleicht zehn Meter. Ich habe noch eine schöne Tabakspfeife, nehme fünf Päckchen feinen Tabak dazu und gehe mich verabschieden.

In der Hütte ein Holzfeuer, die Schatten des Alten flackern an der Wand, die Alte und die Enkelin sitzen auf der Ofenbank. ‚Natschalnik, darf ich Deiner Enkelin ein kleines Geschenk machen?‘ – ‚Sie wird sich freuen, Gospodin.‘ Ich gehe hinüber, gebe ihr die Seide. ‚Spacibo‘ – Danke – jetzt ist sie doch ein bisschen rot geworden. Dann gebe ich dem Natschalnik Pfeife und Tabak, er winkt zu der Kleinen hinüber. Natascha, die Enkelin bringt eine Flasche Wodka und Gläser – und die Nacht wird lang. Wir sind meist stumm, die Frauen summen alte russische Melodien, das Feuer brennt nieder, ich gehe. Auf dem Rückweg ziehe ich die Wachen ein, sie sollen ruhig noch ein paar Stunden schlafen – hier passiert nichts mehr, hier sind wir sicher.

Am Morgen ist um 5 Uhr Aufbruch. Unten am Bach steht der Natschalnik, ein Händedruck – ein russischer Bruderkuß auf beide Wangen und dann nimmt er beim Abmarsch gewissermaßen Parade ab. Ich sitze auf, drehe mich um und winke lange zurück. Ich sehe niemand, bin aber sicher, daß jemand den Abschiedsgruß gesehen hat.

Unwillkürlich denke ich an Tolstoj: Krieg und Frieden! – und [sic!, M.S.] alles an einem Tag!

An der Rollbahn warten wir zwei Stunden bis das Bataillon kommt. Troß voran, rechts schwenkt, marsch! Nach 500 Metern die russische Grenze.

Mir ist fast ein wenig weh ums Herz!⁶⁶⁵

665 Droßel 2001, S. 197-199.

Auch dieses Beispiel zeigt ein Zusammenspiel von Humanität und Eigeninteresse, das schließlich zu dem Arrangement führt. Es stellt sich die Frage, inwiefern das beidseitige Eigeninteresse – die Partisanen sichern ihren Kämpfer/innen die Verpflegung, die deutschen Truppen entkommen einer Falle – den Wert der Begegnung schmälert, gerade wenn man bedenkt, dass es im Krieg nicht einmal selbstverständlich ist, dass Übereinkünfte auch in solchen Win-Win-Situationen zustande kommen. Es sei hier nur auf die im ersten Kapitel diskutierte Fragilität des Live-and-Let-Live-Systems im Ersten Weltkrieg verwiesen.

Interessant ist auch an diesem Beispiel der Prozess der gegenseitigen Vertrauensbildung, der schließlich bewirkt, dass sich die anfänglich durch die Strohpuppe angezeigte Drohung in Zeichen inniger Verbundenheit und Gastfreundschaft verwandelt: die traditionellen, von der Enkelin des Dorfältesten überreichten Symbole Brot und Salz, der herzliche Abschied mit Händedruck, Bruderkuss und Droßels Winken. Droßels Bewegung lässt sich selbst in der Erinnerung noch ahnen, wenn ihm beim Abschied „weh um's Herz“ wird. Den Weg dazu bereitet hat die symbolische Diplomatie von Geschenk und Gegengeschenk, wobei Droßel geschickt neben dem Standardsymbol des Fraternisierens, des Tabaks samt Pfeife, eine galante Aufmerksamkeit in dem Seidenstoff-Geschenk an die Enkelin nutzt. Es bricht sich so etwas wie eine zivile Logik Bahn, in der Frauen geehrt werden und nicht der Männergewalt der Soldaten ausgeliefert sind.

Droßel kommt neben seinen Sprachkenntnissen die genaue Kenntnis der Dorfstrukturen zugute, indem er gleich nach seinem Verhandlungspartner in der Wendung „Natschalnik“ fragt. Außerdem entgeht ihm so die Ehrung durch den Natschalnik, die in der bei der zweiten Begegnung verwendeten Anrede „Gospodin/Herr“ liegt, nicht. Das gewachsene Vertrauen ist schließlich so groß, dass Droßel in der letzten Nacht auf Wachen verzichtet.

Die hier dokumentierten Arrangements mit der Gegenseite sind gewissermaßen Akte einer Diplomatie an der Basis. Sie zeigen, wie Droßel seine Kompetenz als Offizier nutzt, um Blutvergießen zu vermeiden, wobei eine Mischung aus humanitären Gründen mit dem fundamentalen Eigeninteresse, selbst zu überleben, kennzeichnend ist. Auch in dieser Basisdiplomatie sind symbolische Akte der Vertrauensbildung unerlässlich. Die Abmachungen bleiben im Ausmaß begrenzt und fragil. Sie sind außerdem für beide Seiten nicht ohne Risiko. Während Droßel den Druck seiner Vorgesetzten fürchten muss, stehen Droßels Partner immer auch unter dem Verdacht der Kollaboration. Um die Episoden der Unterbrechung von Gewalt richtig einordnen zu können und sie nicht vorschnell für belanglos zu erklären, ist dieser Hintergrund wichtig. Ihre aufs Ganze des Krieges gesehene minimale Wirkung bleibt davon unberührt.

Wie bereits bei den Zeugnissen Richerts und Bölls dargestellt, finden sich auch in Droßels Erinnerungen Beispiele der ambivalenten Kontakte mit der Zivilbevölkerung. Sie stehen im Zentrum des nächsten Abschnitts.

2.2.2.3.4 Begegnungen mit der Zivilbevölkerung

Droßels Kontakte zur Zivilbevölkerung, wie er sie in seinen Erinnerungen festhält, sind an und für sich wenig spektakulär. Was aber ins Auge sticht und sie im Kontext dieser Arbeit bedeutsam macht, ist die Art und Weise, wie Droßel die Episoden schildert. Seine Darstellung ist bis auf gelegentliche antibolschewistische Spitzen frei von Ressentiments. Natürlich ist hier auch der zeitliche Abstand zu den Erlebnissen zu bedenken, aber es entspricht auch einer offenen, menschlichen Grundhaltung Droßels, die sich immer wieder zeigt. Die sonst vielfach zur Abgrenzung von der fremden Zivilbevölkerung benutzte Sauberkeitsstereotype, also der Vorwurf an die Menschen im Osten, in einfachen Verhältnissen bzw. „im Dreck“ zu leben, taucht bei Droßel nicht auf. Im Gegenteil spricht er von der Sorgfalt der Quartiersleute.

Ein Beispiel hierfür ist die unvoreingenommene Schilderung eines ländlichen Haushalts. Bemerkenswert ist, dass die russischen Bauern Droßel offensichtlich so weit vertrauen, dass sie ihm ihre Tricks gegenüber der sowjetischen Zentralregierung⁶⁶⁶ verraten. Die abschließende antibolschewistische Spitze richtet sich meines Erachtens gegen das kommunistische System und wirkt nicht als Vorwurf an die Menschen.

„Am 18.9.[1941] beziehen wir in Nowoselok Quartier. Wir bleiben dabei [sic!, M.S.] im Freien zu schlafen, halten uns aber erstmals tagsüber in einem Haus auf. Der Raum ist voller Menschen allen Alters. Rechts am Eingang der Ofen – ein riesiger Klotz, in der Mitte die offene Feuerstelle, auf der immer Holzscheite brennen. Zum Kochen wird die Glut beiseite geräumt und die großen Kessel werden auf die erhitzte Stelle gestellt. Es kocht schnell. Rings um den Ofen die Ofenbank, die nachts mehreren als Schlafstelle dient. Der eigentliche Schlafplatz ist die große quadratische Oberfläche des Ofens, die plan ist und auf der Decken und Felle liegen. Solange wir da sind [sic!, M.S.] wird das Idyll von einem Vorhang verhüllt, der nur einen Spalt freigibt; denn hier thront Großmutter, die Babuschka, für uns unsichtbar. In regelmäßigem Abstand von etwa einer Minute ertönt ein ‚Plopp‘, aus dem Vorhangschlitz zwischen die Schalen eines Sonnenblumenkerns hervor und sammeln sich vor dem Fenster auf einem guten gezirkelten Haufen, der von der Enkelin von

666 Möglicherweise ist hier auch die (deutsche) Besatzungsmacht gemeint.

Zeit zu Zeit weggeräumt wird. An dieser Stelle kommen Sägespäne, das Spiel geht von vorn los.

Nachmittags beobachte ich die Russen bei der Kartoffelernte. Es fällt mir auf, daß jede dritte Staude fehlt. Auf meine Frage: Pan, wir müssen die Kartuschki abgeben. Aber wir müssen doch auch leben. Da legen wir beim Stecken jede dritte Kartoffel beiseite.' Wie nennt man das? – Ach ja, sozialistische Planwirtschaft.⁶⁶⁷

In gleicher Weise von Respekt geprägt und Zeugnis von einem vertrauten Verhältnis ablegend ist die Schilderung eines ukrainischen ländlichen Quartiers Ende Juli 1942:

„Ich gehe auf Suche und finde das Bataillon in einem sehr netten Dorf in der Umgebung der Stadt. Mein erster Eindruck: ein strahlender Himmel, schnee-weiße Bauernhäuser, gedeckt mit Stroh und Sonnenblumen, so weit das Auge reicht – bis zum Horizont, Erinnerung an van Gogh. Es ist Ende Juli 1942 – Ukraine, Land des Lichts und der goldenen Blumen. [...], M.S.]

Unterkunft finde ich in einem der schmucken, kleinen weißen Häuser bei einer Russin, Mitte 40, deren Mann Soldat der sowjetischen Armee ist und ihrer 13jährigen Tochter Aljoscha. Ich erhalte hier viele nützliche Ratschläge für das tägliche Leben in der Ukraine, so wie man Fliegen aus einem Zimmer treibt, wie man ein Haus nach Ungeziefer durchsucht – sehr wichtige Dinge, die einem manche lästige Erfahrung ersparen können. Das Haus strahlt vor Sauberkeit. Man sieht diesen Häusern ihre Zusammensetzung nicht an. Sie werden aus einigen wenigen Balken zusammengefügt, die Wände bestehen aus einer Mischung von Lehm und Kuhdung, werden von der Sonne getrocknet und dann mehrere Male weiß gekalkt. Der Fußboden bleibt im Naturzustand, Lehm glatt gewalzt und mit Sägemehl bestreut. Dieses wird mehrmals täglich zusammengefeigt, neues gestreut – es ist immer blitzsauber!⁶⁶⁸

Die beiden Schilderungen korrespondieren auch in der positiven Umkehrung des Sauberkeitsmotivs, das nicht abgrenzend, sondern würdigend gebraucht wird, also hier nicht für Distanz, sondern für Nähe steht. Dass Droßel von den Frauen nützliche Tipps bekommt, belegt das Vertrauensverhältnis.

Dass sich Droßel, soweit das im Rahmen des Krieges möglich ist, auf die Begegnung mit der einheimischen Zivilbevölkerung einlässt, belegen auch

667 Droßel ²2001, S. 130.

668 Droßel ²2001, S. 157.

kleinere Episoden, die von einem erwiderten christlichen Gruß⁶⁶⁹ oder den Freuden eines russischen Saunabades⁶⁷⁰ berichten. Letzteres ist angesichts der soldatischen Realität, die durch die Entbehrung von Grundbedürfnissen wie Waschen, Schlaf und Essen geprägt wird, ein doppelter, geradezu luxuriöser Genuss.

Bei der Schilderung eines Aufenthalts im lettischen Livland, der wie eine Atempause anmutet, zeigt sich die tragische Situation der dortigen Bevölkerung, die sich hier auch deshalb gegenüber den deutschen Soldaten aufgeschlossen zeigt, weil sie – so Droßels Wahrnehmung – vor den russischen Soldaten noch größere Angst hat als vor den deutschen. Höhepunkt des Arrangements oder Einvernehmens ist die gemeinsame Feier einer „Bauernhochzeit“, durch die sich eine zivile Logik Bahn bricht:

„Wir liegen in Livland – ein schönes Land. Es hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Ostpreußen, große Güter, weite Wälder und Seen – Gelegenheit zum Reiten. Bei aller Arbeit kommen die Freuden des Lebens nicht zu kurz. Ausritt zu einem der vielen Seen, Fischen, Rudern, Sonne – mein Pferd ist ein herrliches Tier und sehr anhänglich. Wenn ich früh auf die Weide komme – ein Pfiff – die Ohren gespitzt und schon kommt sie herangetrabt – es ist eine Stute. Große Begrüßung, echt und herzlich. Diese Stunden lassen mich manches Leid und manche Not vergessen. Den Augenblick leben – das habe ich in diesen Jahren gelernt. Die Gutsfrauen – die Männer sind fast alle eingezogen – bereiten uns manchen unvergeßlichen Abend – wie in einem Heimatfilm. Ein herrlich gelegenes großes Gutshaus, eine riesige Halle von vielen Kerzen erleuchtet, ein festlich gedeckter Tisch – es gibt hier noch alles, danach die

669 Vgl. Droßel 2001, S. 131: „Gegen Abend mache ich einen Waldspaziergang. Leichtsinnigerweise – ich bin halt Individualist – allein und etwa drei bis vier Kilometer auf einem Waldweg, der in einem großen Bogen wieder zur Rollbahn führt. Der Weg ist kaum begangen, der Wald dicht mit viel Unterholz; viel seltene Pflanzen. Es ist sehr ruhig – kein Vogelgesang. Nach einer Waldbiegung sehe ich einen Mann auf mich zukommen. – ein [sic!, M.S.] Riese, langer weißer Bart, hohe Russenstiefel. Er geht – nein er scheint über die Erde zu schweben – auf mich zu, ohne Zeichen von Erstaunen oder gar Furcht, auch ich habe keine Angst, obwohl die Gegend von Partisanen wimmelt. Er geht fast geräuschlos an mir vorbei, schaut zu mir herüber. Ein leichtes Heben der rechten Hand ‚Mir ti!‘ – ‚Y duchowi twojemu‘ – ‚Der Friede sei mit Dir!‘ – ‚Und mit Deinem Geiste‘ antworte ich. Wem bin ich hier im russischen Wald begegnet?.“

670 Vgl. Droßel 2001: S. 132: „Am 1.10. [1941, M.S.] lerne ich zum ersten Mal die russische Sauna kennen. Wir liegen nackt auf der Pritsche in beißendem Dampf, ein alter Russe schüttet Kübel Wasser auf die gleißend heißen Steine und dann peitscht er uns mit frischen Birkenzweigen den Rücken – es scheint ihm Spaß zu machen. Danach ein kalter Guß und wir fühlen uns wie neugeboren, vor allem sauber – und man soll es kaum glauben – wieder vollkommen fit.“

Nachtstunden vor dem Kamin, die Scheite prasseln, die Flammen flackern, die Schatten an den Wänden leben, manchmal tobt ein Sturm ums Haus – an manchen Tagen ist Hausmusikabend. Am Tage wechseln Ausritte mit Schlitzen – später Kutschfahrten mit alten, ergrauten Kutschern in das herrliche Land hinein. [..., M.S.]

Ich werde mit einem Teil meiner Leute zu einer Bauernhochzeit eingeladen, der Großknecht eines Bauern heiratet. Die Bäuerin stattet das Fest aus, es dauert drei Tage und Nächte. Sie gibt uns den Rat, es genauso zu machen wie sie und ihre Leute – vor allem beim Essen und Trinken. Wir kommen gut zu recht damit – immer vor dem Essen einen Schnaps. Noch einmal flackert die urwüchsige, ungebändigte Kraft alten baltischen Bauerntums auf – inmitten der Trümmer einer zusammenbrechenden Epoche. Ein gewaltiges Erlebnis und eine Erinnerung an eine nie wieder kommende Welt.⁶⁷¹

Dass sich aber auch hinter solchen Schilderungen der Freundlichkeit der Bevölkerung ein Kontext der Angst und des Schreckens verbirgt, der zumindest nicht völlig aufgehoben ist, beschreibt Droßel selbst an anderer Stelle:

„Nach 7 bis 8 Kilometer [sic!, M.S.] kommen wir in das erste lettische Dorf. Bäuerinnen stehen an der Straße mit großen Körben herrlicher Erdbeeren. Sie verteilen alles, was sie haben [sic!, M.S.] an uns. Auch ihnen steht die Angst im Gesicht.“⁶⁷²

„Geschenke“ wie die Begegnungen der Besatzer mit der Zivilbevölkerung bleiben aufgrund der asymmetrischen Machtverhältnisse ambivalent. Die Bevölkerung hat deshalb letztlich keine andere Wahl als den Soldaten freundlich zu stimmen, um so von der äußersten Gewalt verschont zu bleiben. Droßel selbst berichtet an anderer Stelle, wie er den Willkürakt eines deutschen Soldaten, der einer litauischen Bauernfamilie mit Brandstiftung droht, gerade noch verhindern kann.⁶⁷³

So stellt sich hinsichtlich der folgenden, fast idyllischen Episode die Frage, ob Droßel, der hier nur die Angst der lettischen Bevölkerung vor den russischen Soldaten wahrnimmt, die Angst der Menschen vor den eigenen Truppen ausblendet. Aus Droßels Perspektive ergibt sich abermals ein freundliches Verhältnis, das durch gemeinsames Essen und Trinken sowie die Brücken Religion und Musik gefestigt wird.

671 Droßel ²2001, S. 189.

672 Droßel ²2001, S. 200.

673 Vgl. Droßel ²2001, S. 122f.

„Advent 1944. Ich liege in einem Försterhaus. Langsam aber sicher wird der Kessel kleiner. Alle sind sehr nett zu uns – alle haben Angst vor dem, was kommt. Sie kennen ja die Russen und kennen die Sowjets.

Aus dem Brief vom zweiten Advent:

*„Die Försterfamilie ist streng christlich und fromm. Da sie zur Zeit keine Gelegenheit haben zur Kirche zu gehen – sie sind evangelisch – versammeln sich im Forsthaus jeden Sonntag eine Anzahl von Bauern, die dann unter der Leitung der Försteroma eine Andacht abhalten. Die ‚Försteroma‘ – wir nennen sie auch so, ist eine herzensgute Frau, die sehr für uns sorgt. Man fühlt sich hier so recht heimisch. Wenn alles abends um den Kamin sitzt und der blinde Sohn des Hauses Violine spielt, dann holt die Oma Bratäpfel aus der Bratröhre und wir haben immer noch ein Schnäpschen. Es werden dann abwechselnd deutsche und lettische Volkslieder gesungen oder auch Weihnachtslieder.“*⁶⁷⁴

In drastischer Weise wird das Dilemma der Bevölkerung im Osten, dass sie eingezwängt zwischen zwei totalitären Systemen – wenn überhaupt – nur quasi zwischen Pest und Cholera wählen kann, im nächststehenden Beispiel deutlich. Droßel gewinnt seiner Schilderung gemäß das Vertrauen der tschechischen Bevölkerung, die den Abzug der deutschen Soldaten aus Angst vor den nachrückenden russischen Truppen bedauert:

„Es geht einen kleinen Hang zum Dorf hinunter. Langsam tasten wir uns im Straßengraben links und rechts der Straße vor, erreichen den Ort. Am jenseitigen Ende des Dorfes führt eine Bahnstrecke entlang, quer vor uns. Ich bestimme die eingleisige Bahnstrecke als HKL (Hauptkampflinie), beziehe selbst meinen Gefechtsstand im Keller eines kleinen Hauses, 150 Meter dahinter. Die Bewohner sind da – es sind Tschechen. Sie haben Angst vor den Russen – sind sehr freundlich zu uns, bringen uns Obstsäfte.

Ein Melder kommt von vorn: ‚Herr Oberleutnant, wir liegen am Bahndamm, aber auf der anderen Seite liegen Russen – etwa 25 Meter entfernt.‘ Schon bin ich vorn, krieche langsam auf den Bahndamm hinauf, hebe den Kopf – schaue einem Mongolen ins Gesicht. Weg – herunter! Ich gebe Befehl, zunächst dort zu bleiben und sich bei Gefahr langsam zurückzuziehen – bis zu der Anhöhe, von der wir gekommen sind. Ich gehe zurück zum Gefechtsstand, muß eine Straße überqueren, die quer durch den Ort läuft. Jetzt geht es los. MG rattern. Die Russen haben das Ende der Straße besetzt, liegen dort mit zwei MG. Man kommt nur noch im Sprung über die Straße. Lange warten – dann Springen [sic!, M.S.]. Das erschwert die Verbindung mit der

⁶⁷⁴ Droßel ²2001, S. 202f (Hervorhebungen im Original, M.S.).

HKL ganz gewaltig. Es knallt jetzt ganz schön, von mehreren Seiten, nur von vorn ist es merkwürdigerweise ruhig. Unsere Quartierswirte fragen mich, ob wir bleiben – ich schüttele den Kopf, was große Niedergeschlagenheit hervorruft. Es sind sehr nette, anständige Leute. Ihr Schicksal? Ein Melder von vorn: ‚Herr Oberleutnant, wir haben keinen Anschluß mehr nach rechts, da ist niemand mehr – und links sind die Russen.‘ Kurz entschlossener Befehl: ‚In allergrößter Ruhe einzeln zurückziehen, Straße im Sprung überqueren, es wird ja jetzt dunkel, sammeln auf der Höhe.‘ Nach wenigen Minuten sind die ersten da – ich schicke alles nach hinten. Die Dunkelheit nimmt zu – erleichtert das Absetzen. Da kommen noch ein paar Mann. ‚Herr Oberleutnant, wir sind die Letzten, es sind alle gut weggekommen, der Russe hat noch nichts gemerkt.‘ Ich gebe unseren Wirten die Hand, bedanke mich ‚Viel Glück!‘ Sie haben Tränen in den Augen.“⁶⁷⁵

Ein starkes Zeichen der Solidarität der tschechischen Zivilbevölkerung mit dem Soldaten Droßel gegenüber der SS erfährt Droßel, als er aus seiner zeitweiligen Desertion heraus quasi an die Front flieht. So droht Droßel die Entdeckung durch die SS, als er versehentlich in einen für deutsche Soldaten verbotenen Zug tschechischer Arbeiter gerät. Bemerkenswert ist, dass seine Mitfahrer Droßel auf eigene Initiative nicht nur warnen, sondern ihn unter hohem eigenen Risiko verstecken.

„Morgens Ankunft in Prag. Es wimmelt von SS. Nichts wie raus hier. Da steht ein Zug nach ‚Olomouc‘ – der wird es sein. ‚Geht der Zug nach Olmütz?‘ – ‚Ja.‘ Kaum bin ich drin, geht es los. 4.-Klasse-Abteile, nur Zivilisten, die zur Arbeit fahren. Ich klemme mich zwischen einige von ihnen. Nach einigen Minuten sagt mein Nachbar – ein Tscheche – leise auf deutsch zu mir: ‚Sie sind im falschen Zug, der ist nur für Tschechen – er ist für deutsche Soldaten verboten. Hier suchen sie ständig nach Deserteuren. In 10 Minuten kommt eine SS-Kontrolle.‘

Was nun? Und keine Papiere! Jetzt bin ich dran. Mein Nachbar tuschelt leise mit den anderen, wendet sich wieder an mich: ‚Setzen Sie sich dort in die Ecke am Fenster, hängen Sie den Mantel von dem Langen da drüben um und schlafen Sie.‘ Ich ziehe um, krieche ganz in mich zusammen, verschwinde unter dem Mantel. Ich höre während der Fahrt die Tür zum Perron aufgehen, eine forsche Stimme: ‚Irgendwo deutsche Soldaten hier?‘ Ich höre seine harten Schritte – jetzt ganz dicht, ein paar Tschechen reißen einige Witze, lachen, die Schritte entfernen sich. Die Tür auf der anderen Seite fällt zu – sie freuen sich – wieder einmal der verhassten SS ein Schnippchen geschlagen. Es

675 Droßel ²2001, S. 225.

kommen keine Kontrollen mehr. Der Zug hält auf jedem Bahnhof, leert sich langsam. Schließlich Olmütz.⁶⁷⁶

Neben dieser gemeinsamen Solidarität gegenüber der SS, die etwas von einer Verbrüderung hat, wobei allerdings das Element der Reziprozität fehlt, fällt ins Auge, dass die tschechischen Zivilisten zwischen Unterdrückern und einzelnen Menschen differenzieren. Gleichzeitig nutzen sie die Gelegenheit auch für eine kleine, subversive Revanche gegenüber dem menschenverachtenden, repressiven System. Der Retter Droßel erfährt hier selbst Rettung.

2.2.2.3.5 Episoden der Menschlichkeit

Die im Folgenden dargestellten „Episoden der Menschlichkeit“ sind im Wesentlichen Beispiele, in denen Droßel Menschlichkeit erfährt. Dass Droßel sich selbst in verschiedenen Situationen immer wieder darum bemüht, diese auch selbst zu praktizieren, sollte durch die bisherigen Überlegungen bereits deutlich geworden sein. Des Weiteren ist das „Einbrechen einer zivilen Logik“ für die hier aufgeführten Beispiele charakteristisch. Zwei Episoden, in denen Droßel initiativ ist, seien aber vorangestellt.

Die erste Episode zeigt, wie Droßel besonnen eine Übermacht russischer Überläufer aufnimmt. Von besonderem Interesse ist hier, wie die Kontaktaufnahme auch durch symbolische Geschenke geschieht.

Droßel steht Wache und soll bald abgelöst werden:

„Dunkle Punkte nähern sich vom Waldrand. Acht, neun oder zehn Mann kommen. Bei der Dunkelheit sieht man sie erst auf 50 Meter. Die letzten 30 Meter laufen sie. Ich bin wie gelähmt – da sind sie schon im Graben, umringen mich, lachen und reden zugleich. Es sind Überläufer, ein Unteroffizier und acht Mann, alle mit Waffen. Ja, wissen die nicht um meine Lage? Von ihnen höre ich, wie die Russen uns nennen. Wir sind die ‚Löwen von Salesje‘. Daher wohl das Vertrauen zu uns. Sehr gemütlich ist mir dennoch nicht, mit neun schwer bewaffneten Russen im Graben zu hocken. Ich krame meine Tasche aus, Papyrossi, Schokolade, Bonbons – alles wird genommen. Einer haut mir auf die Schulter: ‚Pan, Wojna – Scheißel!‘ Recht hat er. Die Ablösung kommt – kriegt fast einen Nervenschock. Ich ziehe mit meinem Trupp. Der Graf befiehlt, daß sie bei uns bleiben und so verpflegt werden wie wir – die Rationen der Gefallenen machen es möglich. Es sind prächtige Burschen, sie machen sich nützlich, wo sie können.“⁶⁷⁷

⁶⁷⁶ Droßel 2001, S. 219.

⁶⁷⁷ Droßel 2001, S. 144f.

Vertrauenssignale sind hier das Lachen der Überläufer, Droßels Geschenke und die Verständigung über die beidseitige Verurteilung des Krieges. Schließlich drückt Droßels Würdigung der Kriegsgefangenen als „prächtige Burschen“ Respekt aus. Allerdings wird gegen den Strich gelesen auch deutlich, dass die Gleichstellung der Kriegsgefangenen mit den deutschen Soldaten bei der Verpflegung keine Selbstverständlichkeit ist. Droßels Besonnenheit und Mut sind maßgeblich für den glimpflichen Ausgang der Situation.

Eine weitere Möglichkeit, sich „menschlich“ zu begegnen, kann der Tauschhandel sein. Ein kuriose Beispiel ist die nächststehende Episode, in der Droßel nahe an der Gefechtslinie einen russischen Soldaten zunächst zwingt, ihn zu verpflegen, dann aber mit der Unterstützung anderer Kameraden, die auch davon profitiert haben, für eine zumindest symbolische Entschädigung sorgt, so dass aus dem erzwungenen Kontakt so etwas wie eine Begegnung wird. Nicht zuletzt resümiert Droßel, wie es Böll in ähnlichen Situationen auch getan hat, nun etwas „Menschliches“ erlebt zu haben, eben weil hier die militärische Logik des Freund-Feind-Denkens für einen Moment einer zivilen Logik des zwischenmenschlichen Umgangs Platz macht.

Droßel hat gerade russisches Sperrfeuer durchquert, ist aber nur leicht verwundet:

„Dann macht der Weg eine Biegung nach rechts, ich verliere für einige Zeit die Sichtverbindung nach hinten. Kurz danach der Seitenweg, jetzt von rechts. Dorthin ist der Tann sehr dicht. Ich erreiche die Abzweigung – und halte erst einmal die Luft an. Vor mir hält der Panjeschlitten, darauf sitzt ein Iwan, MP umgehängt, hinter ihm stehen Kübel und Kästen. Er springt ab, schlottert vor Angst, ein breiter russischer Bauernschädel, nicht mehr ganz jung. Mich reitet der Teufel. ‚Pan, was hast Du da drin?‘ – ‚Verpflegung, Pan.‘ – ‚Was gibt es denn?‘ – ‚Hirsebrei mit Fleisch!‘ Ich habe plötzlich einen Bärenhunger, ‚Na los, gib mir ein Schälchen!‘ Er nimmt eine Holzschale, öffnet den Kübel und reicht mir eine volle Schüssel Hirsebrei. Um die Biegung kommen die anderen, sie sind da und nach einem kurzen Moment stehen alle um den Schlitten und essen Hirsebrei. Es sieht aus wie an einem Kiosk im Zoo. Ich sage zu dem sanften Russen: ‚Pan, einer von denen am See wollte mich totschießen – jetzt freiß‘ ich zur Strafe seinen Hirsebrei, in Ordnung?‘ – ‚Choroscho Pan‘ – ein breites Lachen auf dem breiten Gesicht. Er dreht sich um, gibt uns Machorka und ein Stück Zeitung und will sich auch eine drehen. Ich gebe ihm eine Schachtel Papyrossi und eine Schachtel Schokakola. Die anderen suchen. Er bekommt von jedem etwas. Er strahlt. Dann ziehen wir weiter, wir nach Westen, er nach Osten – hoffentlich hat er keinen Ärger bekommen. Aber wie schön, mal wieder Menschliches erlebt zu haben. Das lässt mich fast die Rip-

penschmerzen vergessen. Abends besorge ich mir beim Furier eine neue Schokolade. Die Löcher im Mantel sind dringgeblieben, solange ich ihn besaß.“⁶⁷⁸

In der Entschädigung des russischen Soldaten und darin, dass er nicht gefangen genommen wird, drückt sich gegenseitiger Respekt aus. Dies kommt einer Verbrüderung sehr nahe. Allerdings bleibt die Beziehungsstruktur aufgrund der Übermacht der deutschen Soldaten asymmetrisch. Es ist bemerkenswert, dass Droßel direkt nach seiner Verwundung zu einer solch versöhnenden Geste fähig ist, in der Erinnerung sogar Empathie mit dem russischen Soldaten zeigt, wenn er sich sorgt: „Hoffentlich hat er keinen Ärger bekommen.“

In den folgenden Episoden erfährt Droßel selbst mehrfach lebensretende Solidarität und Zuwendung. Im nächsten, geradezu abenteuerlichen Beispiel ist es die Liebe, die eine Brücke schlägt. Interessant ist es deshalb auch im Hinblick auf die Geschlechterbeziehungen im Krieg. Hierbei ist zunächst einmal zu bedenken, dass ein „normaler“, ziviler Kontakt zwischen den Geschlechtern die Ausnahme bleibt, was sich in Droßels Erinnerungen unter anderem darin zeigt, dass er eine kurze, flüchtige Begegnung während seiner Verlegung an die Front, einen Flirt mit einer jungen Frau, überhaupt erwähnt.⁶⁷⁹ Wie schon in den Schilderungen Heinrich Bölls zu sehen war, machen die Entbehrungen des Soldatendaseins das Einbrechen einer solchermaßen zivilen Logik in den Kriegsalltag zu kostbaren Momenten.

In der von Droßel ausführlich geschilderten Episode, die jetzt in den Blick genommen wird, zeigt sich der Kontrast zwischen dem soldatischen „Alltag“ eines Bordellbesuchs und dem im privaten wie zivilen Leben vorrangigen Wert der „Treue“. Droßel ist auf einem Gasschutzlehrgang in Le Mans. Er hat abends Ausgang, aber den Rat bekommen, bis um 22 Uhr zurück zu sein, da die Résistance in der Stadt stark ist. Hier ist es Droßel, der Menschlichkeit erfährt, nachdem über den Respekt vor der Treue eines Kameraden zu seiner Frau, die daheim in Deutschland ist, eine Brücke zu den für die Résistance arbeitenden Frauen im Bordell entstanden ist:

⁶⁷⁸ Droßel 2001, S. 136f.

⁶⁷⁹ Vgl. Droßel 2001, S. 156f: „Wieder ein längerer Halt auf offener Strecke. Der Zugführer telefoniert am Streckentelefon – es wird etwa 2 Stunden dauern. An der Bahn finden sich Zivilisten ein, unter ihnen einige junge Mädchen, sie flirten mit den Landsern. Eine bildhübsche, schwarze Schönheit steht vor mir. In etwa 100 Metern Entfernung steht eine Bank unter einer Birke. Ich nehme sie bei der Hand, wir sitzen auf der Bank, der Zug steht unter uns mit seinem Treiben. Wir unterhalten uns, sie erzählt von ihrem jungen Leben in reinem Hochdeutsch, etwas oberschlesisch gefärbt. Schließlich sitzen wir schweigend – die Gegenwart nimmt wieder Besitz von uns. Ein harter Pfiff der Lok, ein zarter Kuß – wie schön könnte das Leben doch sein – ich bin 26 und sie 17.“

„Über einen Platz erreichen wir eine Villa. Innen sehr gepflegte Klubräume. Die Begrüßung erfolgt durch eine sehr elegante etwa 40jährige Französin. Zur Begrüßung gibt es einen ausgezeichneten Aperitif. Dann kommen die Mädchen. Alle sind sehr hübsch und charmant, jung. Wir setzen uns, je drei Paare an einen Tisch.

Es gibt Gabelbissen und Champagner. An meinem Tisch sitzt zusätzlich die Madame. Sie und auch die Mädchen sind ausgesprochen intelligent, haben höhere Schulbildung. Es wird sehr interessant, über manches Thema wird sehr geistreich geredet. Langsam wird es auch lustig. An einem Ecktisch sitzt ein alter Knilch in Uniform, liest Zeitung und trinkt Wein. Wer ist das? Vorsicht ist am Platze. Madame: ‚Ach, das ist der Sanitätsoffizier vom Dienst.‘ Sie meint, er sei ein harmloser Gockel. Schließlich ist Aufbruchzeit, gegen Mitternacht. Die Herren vom Nebentisch entfernen sich mit ihren Damen ins obere Stockwerk. Ein junger Leutnant von meinem Tisch, ein äußerst sympathischer Bursche, war den ganzen Abend sehr reserviert. Er gehe zurück in die Kaserne. Madame erklärt ihm, das sei unmöglich – zwischen 23 Uhr und 4 Uhr morgens beherrscht der Widerstand die Stadt. Jetzt zur Kaserne zurückzugehen wäre Selbstmord. Er erwidert, er habe vor 14 Tagen in seinem Heimaturlaub geheiratet und könne es seiner Frau, die er sehr liebe, nicht antun, dann ganz leise ‚eine Nacht in einem solchen Haus zu verbringen.‘ Für solche Liebe hat jede Französin Verständnis. Es wird ihm ein Zimmer solo angeboten. Ich verspüre auch keine Lust auf Begleitung, will mit ihm das Zimmer teilen. Er lässt sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Allein das Bleiben über Nacht würde ihn hindern, seiner Frau jemals wieder in die Augen zu schauen. Die Damen sind zu Tränen gerührt. Er schnallt um, will sich verabschieden. Ich entscheide mich: ‚Ich lasse Sie nicht allein gehen.‘ Die hübsche, sehr charmante Schwarze, mit der ich Konversation getrieben habe, legt mir die Hand auf den Arm ‚Attendez! Warten Sie!‘ Sie legt sich einen Schal um und verläßt das Haus. Nach zehn Minuten ist sie wieder zurück. Sie gibt uns Anweisung: ‚Gehen Sie über den Platz und in die Straße direkt gegenüber, Gehen [sic!, M.S.] Sie hintereinander mit zehn Meter Abstand in der Mitte der Straße. Schauen Sie nicht rechts und nicht links und greifen Sie ‚au nom de Dieu‘ nicht zur Waffe, was auch geschieht. Nach etwa 500 Metern kommen Sie zu einer Eisenbahnbrücke, die die Straße überspannt. Gleich danach geht rechts aufwärts der Weg zur Kaserne. Von dort [sic!, M.S.] sind Sie in Sicherheit.‘ Sie drückt mir die Hand, Madame umarmt uns, Tränen in den Augen, ich küsse beiden die Hand, lege einen großen Schein in eine Schale und gehe. Ich lasse ihn vorangehen. Meine Partnerin hält mich einen Moment zurück. ‚Ich erwarte Dich morgen früh.‘ Ich zucke die Schulter, wir sprechen jetzt französisch. ‚Schade, aber morgen früh um neun Uhr fährt mein Zug nach Brest ab.‘ Sie lächelt. ‚Morgen früh wird dieser Zug nicht fahren, glaub mir, ich warte auf Dich!‘

Wir halten uns genau an die Anweisung. Zwanzig bange Minuten vergehen. Ich höre überall Geräusche und sehe Gespenster, wage aber nicht, mich umzusehen. Wir gehen im blassem [sic!, M.S.] Mondlicht durch die ausgestorbene Stadt, Schritt für Schritt, erreichen die Brücke und stehen kurz vor ein Uhr vor der Wache. Der Wachhabende ist geradezu erschüttert: ‚Ja gibt es denn so was?‘

Selbst die Männer von der *résistance* [Widerstand] honorieren also eine echte, große Liebe.

Am folgenden Morgen bin ich am Bahnhof. Ansage: ‚Heute fahren keine Züge nach Brest! Weitere Meldungen abwarten!‘ Na denn, ich kann ja nicht den ganzen Tag und die kommende Nacht in der von Partisanen beherrschten Stadt verbringen. Ich horche noch hinaus: ‚Das Viadukt von Morlaix ist heute Nacht gesprengt worden.‘ Meine Ahnung über das Etablissement war also nicht unberechtigt. Zugelassen von der deutschen Wehrmacht. Wer hat da wohl mitgespielt?

Um zehn Uhr stehe ich vor der Villa. Meine hübsche Partnerin erwartet mich. Wir bleiben den Tag über in ihrem Zimmer. Abends sind wir für eine Stunde mit den anderen Mädchen bei einem Glas Champagner bei der Madame. Gegen 21 Uhr kommen Gäste – alles deutsche Offiziere. Der ‚Gockel‘ ist auch wieder da. Wir beide gehen hinauf.

Am nächsten Morgen Abschied von einer reizenden Französin und der Madame und Ende einer seltsamen Reise.⁶⁸⁰

Die in Droßels Schilderung aufgerissene Skizze der Probleme einer Liebe im Krieg kann stellvertretend für die Probleme vieler Soldaten stehen, die ihre Partnerinnen nur äußerst selten sehen, somit ihre Liebe kaum leben können und deshalb meist auf das Medium des Schreibens angewiesen sind. Demgegenüber steht eine soldatische Männlichkeitskultur, die Frauen für das Verlangen der Soldaten verfügbar macht. Der Bordellbesuch als Ersatz für die entbehrte Liebe bleibt letztlich unbefriedigend, ganz abgesehen von der für (Ehe-)Partnerin wie „Geliebte“ demütigenden Situation. Umso bemerkenswerter ist es, dass hier das konsequente Einhalten des ehelichen Treueversprechens eine Brücke schafft, die letztlich zu einem lebensrettenden Gewaltverzicht gegenüber den deutschen Soldaten durch die Kämpfer/innen der *Résistance* führt. Droßel erweist sich gegenüber dem anderen Soldaten als Kamerad. Von Interesse ist ferner Droßels respektvoller Ton, in dem er von den Französinen berichtet. Wie sich in dem letzten Absatz andeutet, scheint Droßel selbst den Bordell-Besuch nicht in gleicher Weise als Problem anzusehen, was aber möglicherweise auch an der anderen Lebens-

680 Droßel 2001, S. 166-168.

situation Droßels liegt. Im Gegensatz zu dem Kameraden ist er zu diesem Zeitpunkt noch nicht verheiratet.

Die folgenden Beispiele sind Erlebnisse aus Droßels Kriegsgefangenschaft. Mehrmals erfährt Droßel rettende Menschlichkeit. Im ersten Beispiel wird Droßel von einem tschechischen Milizmann gewarnt. Aus Droßels Schilderung ist nicht genau zu entnehmen, worin die Gefahr besteht, ob es sich um eine Erschießung oder ein Gefecht handelt:

Droßel befindet sich seit dem vorigen Tag, dem 5. Mai 1945, in russischer Kriegsgefangenschaft, die Gefangenenspalade liegt jetzt vor Prag. Einige Offiziere sind zuvor erschossen worden. Droßel hat auf den Rat eines Kameraden die Rangabzeichen an seiner Feldbluse entfernt:

„Drei Tage schleichen wir jetzt voran. Es gibt kein Essen. Wo ein Brunnen steht, lässt man sich vollaufen – mit Wasser. Aber an den meisten Brunnen unterwegs stehen Tschechen – mit Peitschen. Am Abend des dritten Tages erreichen wir den Stadtrand von Prag – werden jetzt von tschechischen Milizen übernommen. Ich gehe rechts, neben mir ein junger Milizmann. Nachdem die Dunkelheit hereingebrochen ist, spüre ich seine Hand an meiner Hand; er drückt mir eine Schachtel Streichhölzer in die Hand, dann flüstert er mir zu: ‚Ihr kommt heute Nacht auf einen Kohlenplatz. Dort ist ein großer Kokshaufen. Eingraben in den Koks bis zum Kopf – es wird die ganze Nacht geschossen, viel Glück!‘ Ja, eine Welle von Glück durchflutet mich – welche in [sic!, M.S.] Gefühl, in solch einer Situation eine menschliche Geste zu finden. Jetzt ahne ich, wie es den jüdischen Verfolgten ergangen sein muß – und das über Jahre.

Ich überstehe die Nacht im Kokshaufen; der voller Landser steckt.“⁶⁸¹

Droßel empfindet die lebensrettende menschliche Geste bzw. die darin enthaltene Zuwendung sehr tief. Dies wird an dem Vergleich mit den jüdischen Verfolgten deutlich. Droßels spätere Frau ist schließlich Jüdin, er hat selbst jüdische Freunde. Droßel weiß also, wovon er spricht. Das Zigaretten- und Streichholzgeschenk ist schon als Gegenstand an sich wertvoll und steht gleichzeitig als Symbol für die gute Absicht. In der Berührung steckt zudem Vertrautheit.

In dem zweiten Beispiel wird dem hungernden Droßel durch die Barmherzigkeit der tschechischen Bevölkerung geholfen:

„Ich bin am Ende. Seit wieviel Tagen nichts mehr zu essen? In den letzten Tagen pro Tag 10 Gramm Brot – man kaut den ganzen Tag. Ich schleiche mit meinen letzten Kräften zum Zaun. Draußen geht ein Weg, Menschen gehen

681 Droßel ²2001, S. 236f.

vorbei. Ich knie am Zaun, die Arme hochgereckt. ‚Bitte, bitte, Herr, ein kleines bißchen Brot – habt Erbarmen, Mutter, eine Scheibe Brot!‘

Und sie haben Erbarmen. Bald kommen sie aus dem Ort, Deutsche, die vor dem Ende stehen, aber auch Tschechen, bringen Brot und einige auch ein paar belegte Brote. Andere haben sich neben mir eingefunden – wir schlingen wie die Tiere – oh Gott, wie tief sind wir gefallen? Aber es hilft. Ich gehe zurück zur Gruppe, zu der ich eingeteilt bin, sie zählt sieben Köpfe. Wir dösen vor uns hin – einige beginnen zu fantasieren. Abends werden Essenholer zur Sammelstelle gerufen. Ich habe mich etwas erholt, nehme die vorhandenen Kochgeschirre, es sind drei, gehe und stelle mich an. ‚Jeder gibt an, wie stark seine Gruppe ist – wer mehr sagt, wird erschossen.‘ Ich bin dran. ‚Wieviel?‘ – ‚Neun.‘ Es geht gut. Man steht hier immer mit einem Bein im Grab. Der Hirsebrei schmeckt köstlich – und wir haben reichlich. Nachts kann ich das erste Mal wieder ein paar Stunden schlafen.⁶⁸²

Droßel erlebt die Mangelsituation in der Gefangenschaft neben der akuten Not auch als Entwürdigung, was sich in dem Seufzer „Wie tief sind wir gefallen?“ ausdrückt. Frechheit und Lüge werden zum Überleben wichtig. Die Bevölkerung lässt sich durch die menschliche Not ansprechen.

Dass dies keine Selbstverständlichkeit ist, zeigt die dritte Episode. Hier muss ein russischer Offizier die deutsche Bevölkerung zwingen, ihre ehemaligen Soldaten zu verpflegen:

„Seit Dresden haben wir einen neuen Führer der Kolonne. Es ist ein etwa 30 Jahre alter, sympathischer Offizier, der keine Quälereien zulässt, die über das Marschieren hinausgehen. Mehr Pausen – mehr Menschlichkeit. Einige, die vor Schwäche nicht mehr können, dürfen auf einem Begleitfahrzeug mitfahren. Er ist Russe jüdischer Abstammung, spricht fließend deutsch, er bleibt unpersönlich, zeigt aber keine Zeichen von Haß – einer der allen Grund dazu hätte.

Am Abend übernachteten wir in einem Dorf, etwas abseits von der Straße auf dem Dorfplatz. Der russische Offizier lässt drei Männer aus dem Dorf zu sich kommen und befiehlt ihnen, für die Gefangenen eine warme Mahlzeit richten zu lassen. Die drei jammern, sie hätten nichts, gar nichts, es täte ihnen leid. Er sieht sie lange an und befiehlt dann, eine Badewanne heranzuschaffen. Mit Hilfe einiger Gefangener und einiger russischer Soldaten gelingt das. Sie wird auf zwei Hürden gestellt, darunter Holz gestapelt. Dann erklärt der Offizier den Bauern: ‚In einer Stunde ist die Wanne mit Fleisch, Gemüse[n] [sic!], M.S.] und Fett gefüllt, dann wird Wasser aufgeschüttet und eine dicke Brühe gekocht – ausreichend für alle.‘ Unpersönlich fährt er fort

682 Droßel 2001, S. 239.

„wenn das nicht in der genannten Zeit erfüllt wird, lasse ich das ganze Dorf räumen, alles konfiszieren und alle Männer des Ortes schließen sich dem Zug der Gefangenen an.“ Zum ersten Mal hebt sich seine Stimme, zittert leicht vor Erregung „es sind Eure Landsleute, nicht meine, die ihr hungern lassen wollt.“ Nach wenigen Minuten kommen die ersten, ganze Speckseiten kommen zum Vorschein, Stücke besten Fleisches, alle möglichen Gemüsesorten, Fett. Schon nach 30 Minuten kann das Feuer angezündet werden. Um Mitternacht sind alle satt, alle müden, verdreckten und geschundenen Wojenny Plennies, [sic!, M.S.] denen ihre Landsleute, die das Glück hatten, zu Hause nicht ausgebombt zu sein, ihr Haus verboten hatten!“⁶⁸³

In der menschlichen Größe des jüdischen russischen Offiziers, der kein Rachebedürfnis pflegt, findet Droßel praktisch sein Pendant auf der anderen Seite. Rein formal betrachtet geht es „nur“ um eine faire Behandlung der Kriegsgefangenen, wie sie das Kriegsvölkerrecht, das *ius in bello*, vorsieht. In der Praxis ist es jedoch keine Selbstverständlichkeit, weswegen diese Form der Fairness auch von Droßel als Zeichen von Humanität empfunden wird.

Auf dem Heimweg erfährt Droßel ein letztes Mal die menschliche Solidarität eines russischen Soldaten. Droßel ist im überfüllten Nachtzug nach Berlin bereits den zweiten Tag unterwegs:

„Am nächsten Vormittag Halt in Königswusterhausen. Man lässt mich zum Fenster hinaus ‚mach’s gut Kumpel!‘ – der Zug fährt schon wieder – ich bin in der Heimat und schleiche 5 Kilometer die Straße nach Senzig entlang. An einer Biegung: ‚Stoj!‘ Mich befällt Zittern – bin fast gelähmt. Der Posten nimmt den Entlassungsschein, prüft ihn unbewegt, gibt ihn zurück: ‚Da waj!‘

Einen Kilometer vor dem Ziel sitzt ein einzelner russischer Soldat im Straßengraben – er sieht mich, winkt, ich muß mich zu ihm setzen. Er gibt mir Machorka, ein Stück von der ‚Prawda‘ und Feuer. Wir sitzen und qualmen, gehen dann langsam weiter – er hat die gleiche Richtung. Er schüttelt den Kopf ‚Du nix gesund‘, [sic!, M.S.] reicht mir seinen Arm und stützt mich, bis ich in Senzig an der Abzweigung ‚Am Fließ‘ bin. Ich sage zu ihm ‚danke, jetzt bin ich zu Hause‘ – er lacht ‚Choro scho, Du zu Aus, do swidanje! – Danke russischer Kumpel, Du hast mir mein Selbstvertrauen wiedergegeben.

Noch ein paar Schritte – ein paar Sekunden, ich weiß ja nicht, ob meine Eltern noch leben. Ich stehe an der Gartentür und klinge. Meine Mutter kommt heraus – Gott sei Dank – sie leben – sieht mich und ruft meinen Vater: ‚Paul, komm doch mal, da ist ein zerlumpter Soldat – er weiß vielleicht etwas von Heinz.‘ Meine eigene Mutter hat mich nicht mehr erkannt!“⁶⁸⁴

683 Droßel ²2001, S. 242.

684 Droßel ²2001, S. 248f.

Dass Droßel von seiner eigenen Mutter nicht erkannt wird, ist ein klassisches Heimkehrerschicksal und deutet bereits die Probleme an, die viele Soldaten bei der Integration in die Nachkriegsgesellschaft hatten. Der Kontrast von ständiger Lebensgefahr und die plötzliche Rückkehr in ein bürgerliches Leben ist bei allem Glück über das Kriegsende eine Herausforderung. Nicht wenige bleiben durch den Krieg und seine auch inneren Verheerungen ein Leben lang gezeichnet. Selbst die heutige Generation der Kriegsenkel trägt noch Spuren des Zivilisationsbruchs von Krieg, Terror und Vernichtung in der Folge des nationalsozialistischen Unrechtsstaats.

2.2.2.3.6 Bewunderte Konsequenz – Die Begegnung mit einem Kriegsdienstverweigerer

Droßels Weg durch den Krieg wurde gemäß seiner Ehrung durch Yad Vashem bisher als der eines „Gerechten“ gezeigt. Droßel versucht in einem Kontext größten Grauens, Mensch zu bleiben. Er bleibt aber auch in dieser Haltung Teil des Systems. Nach Adornos Diktum „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“⁶⁸⁵ lässt sich die Frage stellen, ob es überhaupt möglich ist, gut und richtig zu handeln, wenn der ganze Kontext des Krieges einer Vernichtungslogik folgt. Nach dem bisher Gesagten, meine ich, trotz aller Angreifbarkeit dieser These, die Frage in dem Sinne bejahen zu können, dass es auch oder gerade innerhalb eines menschenverachtenden Systems einen Unterschied macht, unter welche Prämissen der oder die Einzelne sein bzw. ihr Handeln stellt bzw. welche Folgerungen der oder die Einzelne zieht.

Dies soll aber nicht den Blick darauf verstellen, dass auch die „konsequenter“ Option, sich dem System total zu verweigern, prinzipiell möglich ist, allerdings auch einen hohen Preis fordern kann. Droßel schildert eine solche Möglichkeit in der Begegnung mit einem Kriegsdienstverweigerer, der ohne von anderen einen ähnlichen Schritt zu erwarten, seine Überzeugung, nicht töten zu können, bis in den Tod durch Erschießung durchhält.⁶⁸⁶ Im folgenden Textauszug schildert Droßel die für ihn tiefgehende und bewegende Begegnung:

„2.10.1941. Der I c der Division hat wieder Sehnsucht nach mir. Ich stehe wieder vor ihm. Er ist sehr ernst und sagt: ‚Sie haben neulich Ihre Sache gut

⁶⁸⁵ Adorno 1951, S. 59.

⁶⁸⁶ Zur harten Bestrafung der meist religiös motivierten „offenen Kriegsdienstverweigerung“ (Garbe 1995, S. 102) – in der Regel mit der Vollstreckung des Todesurteils – vgl. Garbe 1995. Unter den Hingerichteten waren viele Zeugen Jehovas, die laut Garbe „im ‚Dritten Reich‘ die einzige Gruppe [bildeten, M.S.], die in ihrer Gesamtheit die Kriegsdienstverweigerung propagierte und in ihrer großen Mehrheit auch praktizierte.“ (Garbe 1995, S. 88.)

gemacht. Heute wird es tragisch. Da ist ein Wiener – ein netter Kerl – der weigert sich zu kämpfen, hat seine Waffen abgegeben und verweigert jeden Dienst. Einen Verteidiger lehnt er ab. Ich möchte, daß Sie dem Verfahren als Beobachter beiwohnen und gebe Ihnen im übrigen völlig freie Hand. Versuchen Sie mit ihm zu sprechen^[687, M.S.]. Vielleicht kann man ihm helfen, ich habe aber keine große Hoffnung.’

Der Prozeß beginnt. Der Vorsitzende ist sehr vorsichtig, redet gütig auf ihn ein. Der Angeklagte ist ein ziemlich schwächtiger Mensch mit großem Wiener Charme. Er lächelt gewinnend – ist aber in seiner Auffassung stahlhart. Er töte keine Menschen, das verbiete ihm sein Gewissen und so könne er sich an diesem Krieg in keiner Weise beteiligen. Anklage ‚Zersetzung der Wehrkraft‘^[688, M.S.]. Ihm droht die Todesstrafe. In der Pause erhalte ich Gelegenheit mit ihm zu sprechen. Wir haben sofort Kontakt miteinander und sprechen binnen weniger Minute [sic!, M.S.] wie zwei alte Freunde. Zwei Stunden lang gehe ich mit ihm ohne jede Begleitung im Wald umher. Er ist Student, 21 Jahre alt, hat in Wien noch seine Mutter und ist unbeirrbar. Er dankt mir sehr und bittet mich, nach seinem Tode seiner Mutter zu schreiben. Ich sage ‚Deiner Mutter wegen solltest Du so tun als ob‘. Die Antwort: ‚Nein, das ist eine grundsätzliche Sache. Ich mache niemand anderem einen Vorwurf, aber ich kann nicht anders handeln – und meine Mutter wird mich verstehen. Eine Bitte habe ich, sei in meiner letzten Stunde bei mir.‘ Das Urteil: ‚Tod durch Erschießen.‘ Vollstreckung: Morgen früh.

Ich berichte dem I c. er [sic!, M.S.] erlaubt mir, bis zuletzt bei dem Delinquenten zu bleiben. Dieser bittet nur darum, daß ich bei der Exekution bei ihm bin. Die Nacht will er zum Teil allein, den Rest der Nacht mit dem Divisionsgeistlichen verbringen.

4 Uhr. Ich werde geweckt. Kurze Wäsche, dann gehe ich – nein schleiche ich – ihn abzuholen. Er umarmt mich, dann gehen wir, zwei Posten hinter uns, zur Richtstätte. Das Exekutionskommando steht Gewehr bei Fuß. Das Gericht, der Geistliche und einige Offiziere warten schon. Er hat noch ein kurzes Gespräch mit dem Geistlichen, ein letztes Vater unser. Er kommt dann zu mir – niemand hindert ihn daran – umarmt mich noch einmal und sagt: ‚Ich danke Dir – und grüße meine Mutter!‘ eine [sic!, M.S.] Augenbinde lehnt er ab. Er blickt zu mir herüber, lächelt traurig. Ich höre weit entfernt das Kommando ‚Legt an.‘ Fast automatisch geht meine Hand zum Gruß an die Feldmütze. ‚Gebt Feuer!‘ Er sackt zusammen. Wie durch einen Schleier sehe ich alle Offiziere in Halbachtstellung, die rechte Hand am Stahlhelm, einige

687 Laut Garbe waren „Überzeugungsversuche“, wie sie der Auftrag an Droßel beinhaltet, üblich (vgl. Garbe 1995, S. 99).

688 Dass Kriegsdienstverweigerung unter den Straftatbestand der „Wehrkraftzerstörung“ fiel, bestätigt Garbe (vgl. Garbe 1995, S. 87f).

die Zähne zusammengebissen. Zwei Stunden später legen wir ihn ins Grab. Ich habe eine [sic!, M.S.] Waldblumenstrauß gepflückt, gebe ihn mit ins Grab.

Ich habe seiner Mutter einen langen Brief geschrieben, in aller Offenheit, habe auch mit meiner Meinung nicht zurückgehalten. Wochen später kam die Antwort – sie hatte ihn verstanden – und bedankte sich herzlich bei mir. Leider ist mir dieser Brief in den späteren Kämpfen abhanden gekommen. Ich weiß nicht einmal mehr seinen Namen. Aber seit diesem Tag weiß ich, was ein Held ist!

Noch am 3.10. kehre ich zur Kompanie zurück – bin für den Rest des Tages nicht ansprechbar. Jetzt fehlen mir Heini und Dagobert. Wir bleiben noch am Ort und ich hänge meinen Gedanken auf einem langen Spaziergang bei herrlichem Wetter nach.“⁶⁸⁹

Droßel zeigt sich tief beeindruckt durch die nicht moralisierende, gewissensbestimmte Konsequenz⁶⁹⁰ des Kriegsdienstverweigerers. Das Abgeben der Waffen aus einer pazifistischen Haltung heraus wird zu einer symbolischen Ausdruckshandlung des Widerstandes, nicht zuletzt aber dadurch, dass Droßel das Geschehen bezeugen kann. Das Handeln des Kriegsdienstverweigerers folgt der Logik der Unterbrechung von Gewalt insofern, dass sie als Einzelhandlung den Gesamtkontext nur in sehr geringem Maße beeinflussen kann. Gleichzeitig ist sie aber eine Handlung, die den höchsten Einsatz fordert: das eigene Leben. Es ist deshalb ein Akt des Widerstandes. Der Sinn einer solchen Handlung liegt neben der Wahrung der eigenen Integrität in einem Signal an uns „Nachgeborene“, denen eine solche letztlich symbolhafte Handlung wie auch andere Handlungen des gescheiterten Widerstandes – seien es die der Weißen Rose oder die der Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 oder anderer – es erst ermöglicht, die eigene Geschichte anzunehmen in dem Wissen: „Nicht alle waren Mörder“⁶⁹¹.

Droßel unterstützt den jungen Mann, den er selbst einen „Helden“ nennt, durch seinen Beistand, seine letzte Ehrung im Gruß und in dem Blumenstrauß als Grabbeigabe sowie durch den Bericht an dessen Mutter, deren Solidarität so offenkundig wird, und an die Leser/innen seines Buches. Er verleiht so der bewundernswerten Handlung Sinn. Auch die umstehenden Soldaten können sich dem Eindruck, die die Haltung des jungen Mannes auf sie macht, nicht entziehen.

689 Droßel 2001, S. 132f.

690 Vor dem Hintergrund, dass die Prinzipientreue der Kriegsdienstverweigerer Garbe zufolge „bis hin zum Fanatismus“ (Garbe 1995, S. 103) reichen konnte, tritt diese Haltung besonders hervor.

691 Der als Kind im Berliner Untergrund überlebende jüdische Schauspieler Michael Degen überschreibt seine Erinnerungen, in denen er den Menschen, die ihn gerettet haben, ein Denkmal setzt, mit dieser Zeile. (Vgl. Degen 2002.

Gleichzeitig deutet Droßel seinen eigenen Weg durch den Krieg an, indem er dem Kriegsdienstverweigerer vorschlägt, er könne doch nur „so tun als ob“.

Möglicherweise sind beide Haltungen, die der fundamentalen Ablehnung und Verweigerung des Systems und die des Nutzens der Nischen und Schlupflöcher des Systems im Sinne der „Füchse“⁶⁹², wie Droßel seine Erinnerungen überschreibt, zur Rettung von Menschenleben aufeinander angewiesen.

Während eine fundamentale Verweigerung im eigenen Tod auch das Ende der eigenen Handlungsmöglichkeiten darstellt, setzt sich eine Haltung der inneren, nicht offenkundigen Verweigerung der Gefahr aus, korrumpiert und damit schuldig zu werden, letztlich doch „mitgemacht“ zu haben. Wie tief ein solcher Konflikt noch nachwirken kann, wird im folgenden Abschnitt diskutiert.

2.2.2.3.7 Das Gewissen des „Gerechten“: Leiden am eigenen „Versagen“

In seinen Erinnerungen kommt Droßel an verschiedenen Stellen darauf zu sprechen, dass er außer in einer extremen Notwehrsituation nicht auf Menschen schießen möchte. Wolfram Wette stellt dazu fest, dass Droßel „diesen Grundsatz auch den ganzen Krieg über konsequent“⁶⁹³ durchgehalten habe. So bewertet Droßel den riskanteren Einsatz als Melder im April 1940 positiv, weil er so nicht gezwungen ist, selbst zu töten:

„Am 12.4. [1940, M.S.] werde ich vom Kompaniechef zum Melder ernannt und dem Zugtrupp des dritten Zuges zugewiesen. Dadurch ändert sich im Augenblick nicht allzu viel für mich, aber es kann für den bevorstehenden Einsatz Bedeutung haben. Das Melderleben ist zwar in vielerlei Hinsicht riskanter als das der anderen, aber er kommt nicht so schnell in die Verlegenheit, von seiner Waffe Gebrauch zu [sic!, M.S.] zu machen. Das erleichtert mir meinen persönlichen Konflikt – ich bin nicht gewillt auf Menschen zu schießen. Wie es im Fall einer direkten Lebensbedrohung für mich aussieht, muß ich dem Augenblick überlassen. Ich glaube nicht, daß man diese Frage theoretisch beantworten kann.“⁶⁹⁴

692 Vgl. Droßel ²2001, S. 93 sowie Abschnitt 2.2.2.1 dieser Arbeit.

693 Wette ³2003b, S. 221.

694 Droßel ²2001, S. 105f.

Einmal mehr zeigt sich, dass Droßel auch in der Erinnerung „offen und unprätentiös“⁶⁹⁵, also mit redlicher Bescheidenheit, über seine Erlebnisse Rechenschaft gibt, indem er hier den Fall der eigenen Lebensbedrohung bewusst ausklammert. Es spricht für die Ehrlichkeit Droßels sich selbst und seinen Leser/innen gegenüber. Nicht zu vergessen ist an dieser Stelle allerdings auch, dass es der Offiziersstatus Droßel möglicherweise erleichtert, dem eigenen Grundsatz treu zu bleiben. Er ist dadurch nicht in gleicher Weise gezwungen auf Befehl zu töten, da er zum einen nicht so oft in Gefechte verwickelt ist, zum anderen unter Umständen mehr Entscheidungsmöglichkeiten hat.

An anderer Stelle kommt er nochmals auf seinen Grundsatz zu sprechen. Eingekleidet in die Schilderung der derben Komik eines Unfalls bekräftigt er, dass er von seiner Schusswaffe nicht Gebrauch machen musste:

„Der Krieg entbehrt manchmal nicht einer gewissen Komik. Wir machen Stellungswechsel. Der Troß übernachtet in einem kleinen Dorf. Ich bin mit meinen Leuten in einer kleinen Hütte. Mein Weaner brutzelt ein Menü, Erwin putzt meine Stiefel und ich mache mich daran, meine Maschinenpistole zu reinigen. Es ist eine russische mit Trommel. Sie ist zwar schwer, hat aber 36 Schuß in der Trommel. Ich habe sie zwar nie gebraucht – aber man fühlt sich sicherer. Der Nachteil ist, daß sich, wenn man sie hart aufsetzt, ein Schuß löst. Der Raum ist voll, ich nehme meine ‚Lissy‘, setze sie mit der Mündung nach oben auf einen Tisch – bum! Zugleich ein Schrei über uns. Vom Flur aus geht eine Klappe zum Boden. Sie öffnet sich, eine Leiter wird herabgelassen und herab steigen leichenblaß ein Bursche und hinter ihm eine junge Matka. Er hält sich achtern – der Schuß ist ihm direkt in den Hintern gegangen – durch beide Backen, aber nur ins Fleisch. Denen ist da oben wohl die Zeit lang geworden. Er bekommt vom Sani ein Pflaster und eine Tetanusspritze, dann lassen wir sie laufen. Haben die sich geschämt – haben wir gelacht. Nun habe ich doch auf einen Menschen geschossen – und mitten hinein ins Vergnügen.“⁶⁹⁶

Den heutigen Leser/innen bleibt allerdings das Lachen im Halse stecken. Es zeigt sich hier deutlich die Veränderung in der Bewertung einer Situation durch den Krieg. Was im Kriegsalltag als undramatisch oder sogar komisch wahrgenommen wird, würde in einer zivilen Logik deutlich negativer erscheinen: Immerhin ist ein Mensch durch eine Schusswaffe verletzt worden. Die weibliche Personifizierung des Gewehrs mit dem Namen ‚Lissy‘ zeigt, dass das Gewehr auch für den Humanisten Droßel zu einem vertrauten Gegenstand geworden ist. In dieser Hinsicht ist Droßel ein Soldat wie

695 Wette ³2003b, S. 218.

696 Droßel ³2001, S. 193f.

andere auch. Es zeigt sich der abschüssige Pfad des „Gerechten“ im Krieg, nämlich die Gefahr, nicht mehr unterscheidbarer Teil des Systems zu werden, mitzumachen, schuldig zu werden.

Während sich das Dilemma des „Gerechten“ hier nur ansatzweise und indirekt zeigt, tritt es an anderer Stelle in Form äußerster Gewissensnot hervor. Obwohl oder gerade weil Droßel zahlreiche Beispiele berichten kann, in denen es ihm gelingt, sich dem totalitären Schreckenskontext zu entziehen und gegen dessen Vernichtungslogik zu agieren, bereitet ihm eine Situation unterlassenen bzw. verspäteten eigenen Eingreifens noch in seiner Erinnerung quälende Selbstvorwürfe. Selbst als Ablösung einer Alarmeinheit ankommend kann er die Erschießung zweier Soldaten durch die Gestapo nicht verhindern:

„Diese Nacht beginnt für mich mit einem furchtbaren Schlag für mein ganzes restliches Leben.

Nach stockender Fahrt im Morgengrauen Halt vor einer alten Kaserne. Wir sollen hier eine Alarmeinheit ablösen. Die Männer frieren im Hof, ich gehe hinauf zu dem Leiter der Einheit, einem Oberleutnant, etwa im gleichen Alter wie ich. Er sieht bekümmert aus, ja, verzweifelt – kein Wunder bei der Lage. Nach wenigen Worten führt er mich ans Fenster, zeigt hinunter auf einen hinter der Kaserne liegenden Garten. Ein paar Soldaten stehen dort herum, schauen offensichtlich unbeweglich auf das Geschehen in der Mitte des Gartens. Dort graben zwei Landser ein etwa zwei auf zwei Meter großes Loch, es ist wohl einen Meter tief. Am Rande stehen zwei andere Landser, sehen zu. Mein Gegenüber sagt mit heiserer Stimme: ‚Das sind zwei Leute vom Sonderkommando, die sind mit den beiden anderen heute nacht angekommen, haben von mir im höchsten Befehl eine Feldwache angefordert und erklärt, die beiden anderen müßten sofort erschossen werden. Jetzt graben sie sich ihr Grab.‘ Ich frage: ‚Wissen sie [sic!, M.S.], was die beiden verbochen haben sollen, ob sie verurteilt sind?‘ – ‚Ich weiß nichts, gar nichts, nur, daß die beiden Befehl [sic!, M.S.] hätten, mich festzunehmen, wenn ich ihren Anweisungen nicht folge.‘ Ich zögere einen Moment – einen Moment zu lange: ‚Kommen Sie!‘ Wir laufen die Treppe hinunter, wir waren im zweiten Stock, kommen aus dem Haus, stehen vielleicht zehn Meter von der Gruppe entfernt. Die Lage hat sich geändert. Die beiden Landser stehen am Rande des Grabes mit dem Gesicht in die Tiefe, hinter ihnen die beiden vom ‚Sonderkommando‘, jeder seine Pistole im Genick eines der beiden. Ich komme nicht mehr dazu hinzulaufen, zwei harte Knalle, die beiden torkeln, fassen in die Luft, fallen langsam kopfüber in das Grab, das sie sich heute nacht gegraben haben. Ich zittere am ganzen Leib, bin fast gelähmt, höre nur noch aus weiter Ferne ein gebieterisches ‚lassen Sie das da zuschaueln‘, das Anfahren eines Kübelwagens. Ich habe nur noch gesehen, daß beide feldgraue Uniformen

trugen, ohne jedes Rangabzeichen und ohne jeden Hinweis auf einen Trupenteil. ‚Sonderkommando, – Gestapo in feldgrauer Uniform!‘ Mein Gegenüber ist wachsbleich, starr wie eine Maske, reicht mir eine zitternde Hand ‚ich rücke jetzt ab mit meinen Leuten, machen Sie es gut!‘ Ich stehe lange an dieser Stelle, merke nicht, daß ich schon eine ganze Weile allein bin – ich habe versagt, bin schuldig geworden. Ich hätte die beiden wenigstens erschießen sollen. Unfaßbar – die Alternative lautet nur: wieder töten. Wieder ist in mir etwas zerbrochen – tief drinnen, nie wieder in Ordnung zu bringen. In der Stunde meines Lebens, in der ich wirklich als Mensch gefordert war – habe ich versagt! Ich trage Mitschuld – kann nur auf Gnade hoffen.

Was sind das für Menschen? Sind das noch Menschen? Kaltblütig zwei junge Männer durch einen Schuß ins Genick in das Grab zu befördern, das sie sich selbst graben mußten – und sie haben regungslos zugesehen – – – und wir auch! Aber von dieser Stunde an weiß ich endgültig: Alles, was gegen dieses Regime und gegen diese Menschen unternommen und getan wird, ist Recht!

Ich lasse die beiden begraben – sie erhalten ein Kreuz. Ein kurzes Gebet am Grab – wir haben schon wieder Marschbefehl. Ich warte, das hat jetzt Zeit. Ich lasse noch auf das Kreuz schreiben: ‚Hier liegen zwei unbekannte deutsche Soldaten – ermordet von der Gestapo.‘⁶⁹⁷

Folgt man Droßels Darstellung, der die Erschütterung über den Vorfall noch Jahrzehnte danach anzumerken ist, stellt die Situation einen Wendepunkt in seiner Haltung dar, der ihn radikaler werden lässt. Später lässt er sogar auf die SS schießen, um seinen eigenen Leuten das Überleben zu sichern.⁶⁹⁸

Die harte Selbstkritik Droßels, der sich selbst „Versagen“ vorwirft, zeigt die Unbedingtheit des Anspruchs, den das Gewissen an den Humanisten stellt. Die gefühlte Schuld lässt sich weder gegen- noch kleinrechnen, trotz seiner Versuche, durch das kurze Totengedenken und die Aufschrift, die das Verbrechen festhält, den Opfern Würde zu verleihen, die schon für sich Akte symbolischen Widerstandes sind.

Ähnliche Selbstvorwürfe finden sich auch bei anderen Menschen, die weit mehr getan haben, um andere zu retten, als die überwältigende Mehrheit ihrer Zeitgenossen, so zum Beispiel bei der ebenfalls von Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrten polnischen Sozialarbeiterin Irena Sendler, geborene Krzysztanowska. Obwohl sie 2500 Kinder aus dem Warschauer Ghetto retten konnte und der Folter widerstand, machte sie sich Vorwürfe, nicht mehr gerettet zu haben.⁶⁹⁹

697 Droßel 2001, S. 223f.

698 Vgl. Droßel 2001, S. 230.

699 Vgl. Bullion 2009.

Was uns in der Rückschau wie ein Überanspruch erscheinen mag, dass gerade diejenigen, die ihr Möglichstes versucht haben, sich selbst hinterfragen, wenn nicht gar anklagen, während viele so genannte Mitläufer/innen sich nachträglich gar als Widerstandskämpfer und Helden, zumindest aber schuldlos stilisieren, lässt eines deutlich werden: Hält man die eigenen ethischen Maßstäbe auch in Zeiten des Krieges aufrecht, gibt es keine grundsätzliche andere Wertigkeit in den eigenen Handlungen. Wo ich helfen kann, bin ich gefordert, unabhängig vom Zeit-Kontext. Die Notlage entsteht dadurch, dass die Situationen, in denen der oder die Einzelne unter Einsatz eines eigenen hohen Risikos gefordert wird bzw. sich bewähren muss, in Krieg und totalitärer Schreckensherrschaft um vieles häufiger, wenn nicht gar die Regel sind. Aus diesem Grund erklärt sich die versuchte Flucht vieler Soldaten in den moralischen Nihilismus.⁷⁰⁰

Die Gewissensnot Droßels zeigt aber auch ein Weiteres: Droßel ist in seinem Handeln auf andere Weise ähnlich konsequent wie der von ihm gewürdigte Kriegsdienstverweigerer. Auch Droßel stellt sich der Gewissensentscheidung und macht sie zum Maßstab. Ethisch gesehen bleibt Droßels Weg der Unterbrechung gefährdeter, prekärer, anfechtbarer. Anstatt in einer Situation aufs äußerste zu gehen, muss Droßel immer auch seine realen Möglichkeiten erwägen, um sein eigenes Überleben und damit sein weiteres Handeln zu sichern. Im gegebenen Beispiel lässt ihn auch das zu spät kommen.

Weiterhin zeigt das Beispiel, dass es einen Unterschied macht, generell über die Untaten von anderen Bescheid zu wissen, oder selbst Zeuge eines solchen Geschehens zu werden und damit indirekt in das Handlungsgechehen einzutreten und möglicherweise eigene Optionen des Tuns oder Unterlassens zu haben.

Dass ihn sein waches Gewissen die Last des Unrechts spüren lässt, ihn außerdem die Verantwortung für die Soldaten, die ihm ähnlich einen Weg suchen, integer zu bleiben, an seine Grenzen bzw. nahe an den Rand völliger Verzweiflung bringt, legt er in der Reflexion eines eigenen Suizidversuchs dar. Unabhängig davon, ob sich seine Einschätzung über die Kriegsmüdigkeit seiner Kameraden im Frankreich der Jahreswende 1942/43 halten lässt, wird auch in dieser Episode die echte Gewissensnot Droßels deutlich:

„Ich bin dieser psychischen Belastung fast nicht mehr gewachsen. Gedanken über Gedanken plagten mich. Wie schwer war es in Russland und Frankreich als Soldat, der das Verbrecherregime seines Volkes haßt und volles Verständnis für die überfallenen und vergewaltigten Völker hat. Und jetzt habe ich

700 Eindrücklich dokumentiert in Reeses literarisiertem Kriegstagebuch, vgl. Reese 2004.

auch noch die Verantwortung für viele deutsche Soldaten, die den Krieg und das Morden ebenso wenig wollten wie ich, von denen jeder eigentlich nur um sein Leben kämpft; denn Nazis waren bei den vorderen Truppen die Ausnahme. Denen, die es vielleicht einmal waren, ist es schon längst vergangen. Vor welche Situationen werde ich gestellt? Trotz aller äußeren Annehmlichkeiten wird meine Stimmung von Tag zu Tag gedrückter. Wie gern würde ich dieses herrliche Land als Gast genießen – so bin ich, zu Recht, ein gehaßter Fremdling, dem die Verachtung der ganzen Welt gilt – und auch meine eigene. Aber mit meiner bin ich allein – ganz allein. Was ändert es, wenn ich versuche, ihnen zu helfen. Selbst, wenn es mir gelingt, das eine oder andere zu erreichen – zu ihnen gehöre ich doch nicht. Und wenn es darauf ankommt, werden sie mich behandeln, wie die anderen auch. Trotzdem – ich habe mich gegen den Ungeist gestellt – ein Trost?

Eines Abends gehe ich ans Meer – allein. Ich sitze auf einem Felsen und blicke über das Land, Mimosen blühen. Wolkenfetzen geistern über das Meer – das weite Meer – Amor! Ich kann nicht mehr – die Sirene Dahut ruft mich wohl. Ich ziehe meine Pistole, die im Übungsschießen nie versagt hat, ein ungeliebter, aber treuer Begleiter. Ich streichle lange den blauen Stahl, entsichere, setze die Waffe an die Schläfe, drück ab – klack, sonst nichts. Die Waffe ist durchgeladen, entsichert – ich ziele nach oben, drücke ab, der Schuß fällt – es hat nicht sein sollen. Wofür bleibt mein Leben bewahrt? In dieser Nacht finde ich keinen Schlaf.“⁷⁰¹

Die vermeintliche oder tatsächliche Mitschuld lässt sich nicht abstreifen und dennoch bleiben Menschen wie Droßel „stille Helden“⁷⁰², indem sie in einer finsternen Zeit Zeugnis gegeben haben, dass die menschlichen Möglichkeiten zum Guten auch in einem Kontext sichtbaren Grauens nicht gänzlich zum Verschwinden gebracht werden können.

2.2.2.3.8 Nonkonformität im Namen der Humanität: Verweigerungen

„Ich musste so handeln – ich konnte nicht anders“⁷⁰³ mit diesem lapidaren Satz fasst Droßel seine Beweggründe für ein couragiertes Eintreten zum Schutze russischer Kriegsgefangener zu Beginn des Russlandfeldzuges zusammen. Auch in dieser Äußerung wird der unbedingte Anspruch des Gewissens deutlich, dem Drossel diesmal aber gerecht werden kann. In direkter Konfrontation mit dem ihm vorgesetzten Leutnant ermöglicht

⁷⁰¹ Droßel ³2001, S. 169.

⁷⁰² Vgl. z. B. Benz 2002.

⁷⁰³ Drossel ³2001, S. 121.

er russischen Kriegsgefangenen, indem er sich selbst zu einer Art menschlichen Schutzschildes macht, die Flucht.

Droßels Vorgesetzter konnte sich zwar auf einen Befehl von höherer Stelle berufen. Für Droßel ist das jedoch keine Entschuldigung, zumal der Befehl andernorts anders gehandhabt wurde.

Im Folgenden nun Droßels Darstellung des Vorfalls:

„Plötzlich MG-Feuer und MP-Salven. Unsere Landser stiefeln unbeirrt über die Flußniederung. Da – Russen! Sieben oder acht laufen quer zu uns. Ich sprinte vor: ‚Ruki wjerch!‘ – ‚Hände hoch!‘ Sie drehen sich um, werfen die Waffen weg, heben die Arme. Ich denke an den Befehl [keine Gefangenen zu machen, M.S.] – laufe zu dem nächsten und fasse ihn am Arm, rufe den anderen zu: ‚Iti suda – iti suda‘ ‚Hierher! Hierher!‘ Da kommen sie und scharren sich um mich wie Küken um eine Henne. Ich bringe sie zum Kompaniechef! ‚Da haben sie [sic!, M.S.] ihre [sic!, M.S.] Gefangenen!‘ Er sieht durch mich hindurch, ringt mit sich – minutenlange Stille – alle Landser sind stehengeblieben [sic!, M.S.] und schauen herüber. Jetzt, ich sehe es, fühle es, Kadavergehorsam hat gesiegt. Er dreht sich zu den Gefangenen, zeigt nach vorn und ruft: ‚Haut ab, lauft!‘ Sie zögern, dann begreifen sie – und schon rasen sie über die feuchte Wiese auf den 150 Meter entfernten Wald zu. 15, 20 Meter sind sie weg, dann W. mit heiserer Stimme: ‚Feuer frei!‘ Ich rase hinter den Gefangenen her, wie ein Hase Haken schlagend um Schußfeld zu nehmen. Es fallen zwei oder drei Schüsse, hoch über uns hinweg. Ich bleibe stehen, vorn laufen sie um ihr Leben, jetzt haben sie den Waldrand erreicht und sind verschwunden. Die Landser stehen verständnislos, einige zittern. Ich bebe vor Wut, stehe vor W. und fauche ihn an: ‚Das wäre Mord gewesen [sic!, M.S.] Herr Leutnant, gemeiner Mord!‘ Er steht einen Moment unbeweglich, dreht sich zur Kompanie: ‚Weiter marsch!‘ Ich war tief erschüttert, ich kannte ihn nur als warmherzigen, christlichen Menschen. Kann ein Mensch sich so schnell ändern? Nein. Er war später zu unseren Gefangenen von besonderer Fürsorge und Wärme – aber unser altes Vertrauensverhältnis hat sich nie wieder eingestellt. Weiß man in solchen Situationen noch, was man tut? Habe ich recht gehandelt? Die töten vielleicht später welche von uns. Ich musste so handeln – ich konnte nicht anders. Und, [sic!, M.S.] ich glaube, daß es sich in späteren Situationen für mich und für uns ausgezahlt hat. Soweit ich erfahren habe, hat sich bei den Nachbareinheiten niemand um diesen Befehl gekümmert – anders bei dem berüchtigten Kommissarbefehl.“⁷⁰⁴

Droßel geht durch das Unterlaufen des Befehls ein in doppelter Weise beträchtliches Risiko ein. Zum einen läuft er selbst Gefahr, von einer Kugel

704 Droßel ²2001, S. 121.

getroffen zu werden. In dieser Hinsicht rettet ihn die Solidarität bzw. Kameradschaft der einfachen Soldaten. Zum anderen drohen Droßel aufgrund seiner De-facto-Befehlsverweigerung Sanktionen durch seine Vorgesetzten.

Beide Risiken können für Droßel Lebensgefahr bedeuten.

Schon in diesem frühen Beispiel sind Droßels Sprachkenntnisse von Bedeutung. Er hat selbst Russisch gelernt und einen Dolmetscherkurs absolviert.⁷⁰⁵ Darauf wird im Folgenden nochmal zurückzukommen sein.

An dieser Stelle erwähnt Droßel den berüchtigten „Kommissarbefehl“, nach dem die unter dem Verdacht der Agitation stehenden „politischen Offiziere“⁷⁰⁶, die so genannten Kommissare, nicht gefangen genommen, sondern umgehend getötet werden sollten.⁷⁰⁷ Droßel rettet selbst durch eine implizite Befehlsverweigerung einem derart verdächtigten russischen Kriegsgefangenen das Leben, indem er ihm die Flucht ermöglicht. Wette beschreibt Droßels Handeln so:

„Einmal musste er [Droßel, M.S.] selbst einen kriegsgefangenen Kommissar der Roten Armee zum Bataillonsgefechtsstand zurückführen, wo er zweifellos erschossen worden wäre. Als sie beide außer Sichtweise der Kameraden waren, machte Drossel [sic!, M.S.] dem Russen klar, dass er ‚kein Henker‘ sei und er keine Angst zu haben brauche. Er ließ ihn laufen. Rückblickend berichtet der ‚Nichtgeneral‘, hernach habe ihn niemand mehr nach dem Verbleib des Kommissars gefragt.“⁷⁰⁸

Droßel selbst resümiert bezogen auf den gegenseitigen herzlichen Abschiedsgruß:

„Hier haben zwei ‚feindliche‘ Soldaten den Krieg besiegt!“⁷⁰⁹

An anderer Stelle berichtet Droßel von der Befehlsverweigerung eines Vorgesetzten, der seine Soldaten vor einem unnötigen Risiko schützt und einen angeordneten Angriff unterlässt:

„13.10.[1941] Wieder zum Regiment kommandiert. Beim Stab gedrückte Stimmung, lediglich Flüstern, nur einer tobt: der Oberst! Er kümmert sich nicht um uns. ‚Ich denke nicht daran, die vor uns liegenden Höhen anzugreifen, ohne Artillerieunterstützung, ohne Panzer, ohne Luftunterstützung. Bei diesem Sauwetter erreichen wir das Ziel sowieso nicht mehr.‘ Offiziere

⁷⁰⁵ Vgl. Droßel ²2001, S. 118.

⁷⁰⁶ Wildt 2008, S. 158.

⁷⁰⁷ Vgl. Wildt 2008, S. 158.

⁷⁰⁸ Wette ³2003b, S. 222. Vgl. dazu auch Droßel ²2001, S. 125f.

⁷⁰⁹ Droßel ²2001, S. 126.

beraten. Ein Melder von der Funkstelle: ‚Führerbefehl! Sofort angreifen.‘ R. wird krebsrot: ‚Ich denke nicht daran. Funken Sie zurück, ich weigere mich anzugreifen.‘ Der Oberst verschwindet, der Tag bleibt. Ich erfahre, daß Luft-erkundung vor uns starke Kräfte ausgemacht haben. Abends kehre ich zur Kompanie zurück. Am nächsten Tag geschieht nichts. Abends kommt der Angriffsbefehl auf Mittwoch, den 15.10., früh. Morgens ist alles weiß, es ist sehr kalt. Um 8 Uhr wird der Angriffsbefehl aufgehoben. Wir bleiben an Ort und Stelle – es wird kälter.

Am 17.10. um 14 Uhr kommt ein neuer Befehl, der Vormarsch ist fortzusetzen – feindlicher Widerstand ist um jeden Preis zu brechen. Der Bataillons-melder kommt, wir erfahren näheres [sic!, M.S.]. Gestern mittag ist Oberst R. als Regimentskommandeur abgesetzt worden. Major S. hat das Regiment vorläufig übernommen. Er führt das Regiment offenbar nach dem Motto: ‚Führer befiehlt – wir folgen!‘

– So leicht geht das. Oberst R. ist übrigens schon auf dem Weg nach Crossen, später erfahren wir, daß er als Bahnhofskommandant irgendwo in Jugoslawien eingesetzt worden sein soll. Er hat seinen Mut und sein Verantwortungsgefühl für das Leben anderer nicht mit dem Leben zu bezahlen brauchen.“⁷¹⁰

Das Beispiel ist etwas anders gelagert als das vorangehende, da es hier nicht um das Eintreten für gegnerische Soldaten, sondern um den Schutz der eigenen Leute aus eigenem Verantwortungsgefühl heraus geht. Die Verweigerung bleibt nicht ohne Konsequenzen, wird aber auch nicht mit der Todesstrafe geahndet. Es deutet sich hier also ein Handlungsspielraum für den Kommandierenden an. Da der Angriffsbefehl, wenn auch vermutlich aus anderen Gründen, tatsächlich aufgehoben wird, hat die Handlung des couragierten Obersten Folgen. Es gelingt ihm im konkreten Fall, seine Soldaten zu schützen: Zumindest ein Soldat in Gestalt von Droßel wird den Krieg überleben und später darüber berichten. Nicht zuletzt auch deshalb würdigt Droßel das Handeln des Obersten. Außerdem entspricht das Handeln des Obersten dem Handeln, das er selbst gemäß seinem Bericht an verschiedenen Stellen gezeigt hat. Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass ethisches Handeln im Sinne der Unterbrechung von Gewalt den Mut zum Nichtkonformgehen, zur Nonkonformität, voraussetzt.

Das folgende Beispiel zeugt ein weiteres Mal von Droßels Mut, indem er, auch wenn das für einen Soldaten paradox formuliert klingen mag, „Zivildourage“ zeigt. Seinen Status als Frontsoldat gegenüber einem Ranghöheren ausspielend solidarisiert sich Droßel mit einem einfachen Soldaten gegen die Schikane des Vorgesetzten:

⁷¹⁰ Droßel ²2001, S. 134f.

„Irgendwo in Schlesien ist längerer Halt – Essensempfang. Ein junger Grenadier balanciert mit seinem Kochgeschirr und seiner Verpflegung vorbei, übersieht den Herr [sic!, M.S.] Major. Er wird angebrüllt, daß alles die Luft anhält, muß sein Geschirr hinstellen und dreimal mit vorschriftsmäßigem Gruß am Major vorbeidefilieren – anschließend zur Strafe in die Küche zum Kartoffelschälen. Er nimmt Geschirr auf, sieht mich, will alles wieder wegstellen, um mir die ‚Ehrenbezeugung‘ zu erweisen. Ich winke ab – ich kann es nicht lassen – und sage so laut, daß es weithin in die eingetretene Stille zu hören ist: ‚Lassen Sie, vorschriftsmäßig zu grüßen brauchen Sie nur die Etappenoffiziere. Ich bin Frontoffizier, wir sind Kameraden.‘ Er zieht ab zur Feldküche, der Major will mich jetzt fertigmachen. Da muß er früher aufstehen. Ich winke betont lässig und zivil ab und sage: ‚Herr Major, Sie scheinen keine Wehrmachtsberichte zu hören und haben offenbar keine Ahnung, was die jungen Burschen da draußen erwartet, aber wir Frontoffiziere müssen da draußen mit denen den Kopf hinhalten, auch für Sie, Herr Major.‘ Ich entferne mich ohne Gruß aus seinem Abteil und höre ihn noch eine Weile toben. Was kann mir hier schon passieren?“⁷¹¹

Das Beispiel zeigt zum einen eine positive Form kameradschaftlichen Verhaltens: die Solidarität der Untergebenen gegen Schikane. Dass der Begriff Kameradschaft selbst höchst ambivalent ist, wurde an anderer Stelle bereits diskutiert. Diese Form der Solidarität drückt Droßel noch in dem einleitenden Titel seiner Erinnerungen „Aus dem Kriegstagebuch eines *Nicht-generals*“⁷¹² aus.

Zum anderen wird einmal mehr deutlich, dass Droßel sich nicht einschüchtern lässt. Angesichts seiner anfangs diskutierten bezeugten Rettungstat gibt es keinen Grund anzunehmen, Droßels Darstellung in diesem Fall nicht zu folgen. Dazu ist die Episode nicht bedeutend genug. Interessant ist an dieser Stelle aber, dass ähnlich den Schilderungen Richerts und der Soldatenbriefe Bölls die einzelnen Handlungen im Großen, die Droßel beschreibt, einen langen Vorlauf der „Bewährung im Kleinen“, des Ringens um die eigene Integrität im Soldatenalltag haben, die letztlich immer gefährdet bleibt.

Ein letztes Beispiel zu den hier in den Blick genommenen Verweigerungen bildet eine geradezu dramatische Episode im Kontext des Vernichtungskrieges deutscher Truppen im Osten aus dem September 1943. Entgegen der üblichen Praxis deutscher Truppen im Vernichtungskrieg, nur „verbrannte Erde“ zurückzulassen, verhindert Droßel durch beherztes Eingreifen die völkerrechtswidrige Zerstörung eines russischen Dorfes. So

711 Droßel 2001, S. 156.

712 Droßel 2001, S. 98 (Eigene Hervorhebung, M.S.).

ist im betreffenden Beispiel der Schutz der Zivilbevölkerung im Sinne der Non-Kombattanten-Immunität verletzt. Droßel handelt also im Sinne des Kriegsvölkerrechts, des *ius in bello*. Im Nachhinein zeigt sich, dass die von Droßel praktizierte Humanität sogar den eigenen Soldaten nützt, da sie so von nahen russischen Truppen unentdeckt bleiben. Droßel ist auf der Suche nach seiner Einheit. Von der Leitstelle in Dnjepopetrowsk hat er den Hinweis bekommen, dass sein Regiment sich irgendwo zwischen Dnjepopetrowsk und Slawjansk aufhalte:

„Morgens finden wir uns an der Rollbahn. Ein LKW von meiner Division nimmt mich auf – sie sind also in der Nähe. Er fährt bis zum Divisionsnachschublager, das geräumt wird. Dort erfahre ich, wo unser Troß liegt. Mit Krad, Panjewagen und LKW komme ich schließlich nachmittags dort an. Herzliche Begrüßung durch den Hauptfeldwebel. ‚Herr Leutnant, wir wissen nicht, wo unser Bataillon liegt. Bitte übernehmen sie die Führung des Trosses, bis wir wieder Verbindung haben.‘ Gut – was soll ich tun, das Bataillon finde ich heute doch nicht mehr.

‚Was habt Ihr für Weisung?‘ – ‚Wir sollen gegen 22 Uhr abmarschieren und zwar die Straße 150 Meter unterhalb des Dorfes, dort werde es kaum andere Bewegungen geben. Nach drei Kilometern gabelt sich die Straße, wir müssen nach rechts und treffen dann nach weiteren vier Kilometern auf die Rollbahn. Dort müssen wir uns irgendwie einfädeln und dort steht auch eine Verbindungsstelle der Division.‘ Ich schaue mich um. Die Männer schufteten wie verrückt. ‚G., was machen denn die Leute da?‘ – ‚Sie bereiten alles vor, um bei Abmarsch das Dorf anzustecken, strenger Befehl, es ist alles zu vernichten und zu verbrennen. Das Dorf ist im übrigen verlassen.‘ Ich verzweifle langsam – sind denn alle verrückt?

Ich gehe von Haus zu Haus, G. begleitet mich. In den Häusern ist Stroh in allen Räumen ausgebreitet – zwei Mann sollen beim Abmarsch von Haus zu Haus, um anzuzünden. Ich schmeiße alle hinaus. ‚Hier wird nichts angezündet, verstanden? Die Verantwortung trage ich‘ [sic!, M.S.] Der Hauptfeldwebel meint leise ‚ich bin froh, daß Sie da sind, Herr Leutnant‘ [sic!, M.S.] Auch die Männer schienen erleichtert.

Mein Pferd ist beim Troß. Es gibt eine stürmische Begrüßung. Langsam wird es Nacht. Um 21 Uhr 45 ist es stockfinster. Ich habe mir vorsorglich die Karte genau eingepägt. Der Spieß hat die Marschordnung festgelegt. Um 22 Uhr steht alles, Spitze zur Straße. Ich beordere den Hauptfeldwebel, das Dorf als letzter zu verlassen, um alle Pannen zu verhindern. Punkt 22 Uhr setzt sich die Spitze in Bewegung. Vor uns Geräusche, Wagen fahren. Tatsächlich, an der Straße müssen wir warten, ein Troß zieht vorüber. Von wegen – keine anderen Bewegungen. Ich warte bis das Ende der Einheit heran ist, man kann es wegen der Finsternis nur ahnen – marsch! Wir biegen ein, schweigend

wälzt sich der lange Lindwurm von Wagen und Reitern nach Westen. Ich reite die Kolonne ab nach hinten, treffe G., alles in Ordnung. Jetzt auch hinter uns Geräusch von Fahrzeugen. Der ganze Rückzug scheint sich auf dieser Straße zu vollziehen. Ich bin wieder vorn – man sieht kaum die Straße vor sich. Ich beschließe Verbindung nach vorn aufzunehmen – und will gerade fragen, um welche Einheit es sich handelt – da stockt mir der Atem. Sie unterhalten sich leise – russisch! Ich rufe auf russisch halblaut in die Dunkelheit hinein:

„Wo ist der Offizier?“ Ein Russe antwortet. „Weiter vorn.“

„Spacibo.“ Schnell zurück. Ich reite von Wagen zu Wagen, ordne leise völliges Schweigen und größte Ruhe an. Ob die etwas ahnen? Dann bin ich bei G., der immer noch den Schlussmann macht. „G., ich bleibe etwas zurück – mal sehen, wer hinter uns ist.“ Es ist schnell geklärt. Sie sind etwas lauter. Das gutturale Russisch ist nicht zu verkennen. Wieder nach vorn – an die Spitze gesetzt – G. weiß Bescheid. Hoffentlich kommen die hinter uns nicht auf die Idee, Verbindung nach vorn aufzunehmen. Gott sei Dank gibt es keinen Stau. Wie kommen wir bloß wieder hier heraus? Bis zur Abzweigung müssen es noch ungefähr 800 Meter sein. Alle Nerven sind zum Zerreißen gespannt. – Da, kaum zu erkennen, die Abzweigung. Ich bin fast vorüber, halte, weise meine Leute nach rechts ein. Die vor uns sind, wie ich erwartet und erhofft hatte, geradeaus weitergezogen. Nach vorn sind wir also wieder frei. G. mit dem letzten Fahrzeug ist vorbei, ich bleibe an der Abzweigung. Jetzt hilft nur noch eins: Frechheit und etwas für Rußland Unverzichtbares; Fluchen! Ich muß auf jeden Fall dafür sorgen, daß die hinter uns geradeaus fahren; denn erfahrungsgemäß fährt in der Kolonne einfach einer hinter dem anderen her. Wenn es dunkel ist und sie einigen Abstand haben, so sind doch die Fahrzeuggeräusche zu hören, in der Finsternis besonders gut. Richtig – sie haben mitbekommen, daß wir rechts abgebogen sind – wollen folgen. Schon bin ich dran, fluche wie ein Moskauer Droschkenkutscher. – „Aber die vor uns...“ – „Halt's Maul Du stinkende Kröte, links geht es nach xy – ich nenne den Ort, der an der Straße liegt und den ich mir eingepägt hatte.“ Sie biegen wieder nach links und fahren weiter. Jetzt sind sie es, die fluchen. Ich höre sie noch eine Weile. Es war mein Russisch und – der lange Russenmantel, die uns wieder einmal gerettet haben, mein Pferd trottet brav neben mir. „Mensch G – wenn Ihr den Ort angesteckt hättet!“ Nach langer Zeit antwortet er: „Herr Leutnant, ich habe gewusst, daß uns mit Ihnen nichts passieren wird. Sie glauben nicht, wie froh ich war, als Sie heute morgen aufkreuzten. Mensch, Herr Leutnant, diese Stunde werde ich nie vergessen.“ Nach drei Stunden sind wir an der Rollbahn.⁷¹³

713 Droßel 2001, S. 176-178.

Die abenteuerlich anmutende Episode zeugt von Droßels Mut ebenso wie von seinem Verantwortungsbewusstsein. In dem unerwarteten Ausgang, dass die deutschen Soldaten indirekt von der Verschonung des Dorfes profitieren, zeigt sich die Flüchtigkeit und Zufälligkeit von Ereignissen im Krieg. Die hier eher zufällige indirekte, an anderer Stelle deutlichere Verbindung von humanitärem Handeln und Eigennutz ist charakteristisch für den Kriegskontext. Eine entscheidende, wenn nicht lebensrettende Bedeutung haben Droßels Sprachkenntnisse, die ihn zumindest vor Gefangenschaft bewahren. Während sie an dieser Stelle Droßel eine rettende Finte erlauben, schaffen sie in anderen Situationen eine Brücke der direkten Verständigung, die entspannend bzw. deeskalierend wirken kann.

2.2.2.3.9 Soldatische Versuche, sich zu entziehen: Selbstverstümmelung, Desertion

Nachdem in den vorigen Abschnitten gezeigt wurde, dass Droßels Rettungshandeln eine Vorgeschichte nichtkonformer Handlungen und Verweigerungen hat, dass er die Stimme des eigenen Gewissen vernimmt und sie ihn nicht loslässt, wenn es ihm nicht gelingt, ihr zu folgen, sollen im Folgenden noch einige Versuche Droßels thematisiert werden, sich dem militärischen Zwangssystem um des eigenen Überlebens willen durch Tricks zu entziehen.

Die Parallelen zu den Erfahrungen Richerts und Bölls sind hier offensichtlich. Alle drei Soldaten haben zumindest zeitweilig einen Versuch der Desertion unternommen.

Richert berichtet wie Droßel im untenstehenden Beispiel, sich vor einer Gefechtssituation „gedrückt“ zu haben.⁷¹⁴ Beide haben das Glück, dass ihnen das ohne ernsthafte negative Konsequenzen gelingt. Droßel berichtet von der Schlacht um Sedan vom 10.05.1940:

„Ich habe Angst. Es geht nicht weit. Wir bekommen schweres Feuer aus den Bunkern vor der Maas bei St. Laurent in der Nähe von Charlesvilles – Mézères. Zum ersten Mal sehen wir den Gegner – Marokkaner! Wir bleiben stecken. Ich liege als Melder beim Zugtrupp in einer Mulde. Kleine Bäume stehen dort, ein Bach gluckert munter, über uns pfeift es nicht schlecht. Ich liege bei den Bäumen mit mehreren zusammen, dann stehe ich auf und lege mich an den Rand der Mulde. Kaum bin ich dort – ein kurzes Pfeifen – Schreie [sic!, M.S.] jemand ruft nach seiner Mutter. Volltreffer in die Gruppe an den Bäumen – direkt dort, wo ich noch vor knapp einer Minute gelegen habe. Ich kann kaum denken, da kommt der Angriffsbefehl. Ohne mich – ich haue ab,

⁷¹⁴ Vgl. Richert 1989, S. 130ff, in Kapitel 2.1.1.3.4 bereits zitiert.

nach links rückwärts – lande in einer Reserveeinheit. Die Stunden vergehen. Langsam wird Ruhe. Um 12 Uhr ist die Maasbrücke genommen. Ich gehe auf die Suche nach meiner Einheit. ‚Wo warst Du denn Menschenkind?‘ – ‚Wurde beim Nachbarn eingesetzt‘ – ‚Das nächste Mal bleibst Du bei uns, klar?‘ Noch einmal gut gegangen.“⁷¹⁵

Die Episode ist weniger wegen ihres Charakters der Unterbrechung von Bedeutung – hier geht es ganz klar um das eigene Überleben des Soldaten Droßel – interessant ist sie vielmehr als Verweis auf die Eigenständigkeit Droßels, mit der er seinem pragmatischen Überlebenssinn folgt.

Außerdem steht sie für eine charakteristische soldatische Erfahrung: die der Kontingenz. Durch einen Zufall überlebt Droßel, durch einen Zufall stirbt der Kamerad. In der Formulierung „Ich kann kaum denken“ deutet sich zumindest indirekt die eigene Todesangst an. Überleben im Krieg einschließlich des Erhalts der eigenen Integrität bleibt ein Balanceakt und ist zu einem hohen Anteil außerdem noch „Glückssache“.

Eine andere, bereits bei der Analyse von Bölls Soldatenbriefen thematisierte Möglichkeit, dem Kriegsgeschehen zu entkommen, ist die Simulation von Krankheit⁷¹⁶ bzw. Selbstverstümmelung. Dass dieser Weg heikel ist, einen beträchtlichen Aufwand erfordert und ein hohes Risiko birgt, zeigt das folgende Beispiel. Es zeigt zudem, wie hier die Religion in Form eines Kreuzes als Erkennungszeichen zu einer lebensrettenden Brücke wird.

Droßel hat nach einem Gefecht einen Kameraden tot aufgefunden:

„Ich haste zurück, höre nur noch russische Laute. Dann einen Moment Ruhe – völlige Depression – ich will das nicht mehr mitmachen. Ist der Preis nicht hoch genug – für das wahnsinnige Abenteuer eines zynischen Verbrechers?

Neben ein paar Büschen kauere ich mich nieder, warte, wieder russische Zurufe, jetzt schon hinter mir. Ich bin entschlossen – ziehe meine Pistole, richte sie gegen meinen rechten Arm, drück ab. Zum zweiten Mal versagt sie ihren Dienst. Im selben Augenblick durchfährt es mich glühend. Ich hatte den linken Arm auf mein linkes Knie gestützt, um nicht zu zittern. Der Schuß wäre durch den Arm gegangen und hätte das Knie zerschmettert – das sichere Ende in dieser diabolischen Nacht. Die Russen grölen schon, sie haben genug getrunken. Jetzt handle ich ganz überlegt, den linken Arm von mir gestreckt, die Pistole auf den Unterarm gerichtet, abgedrückt. Diesmal fällt der Schuß. Ich merke gar nichts, fühle es aber warm in den Ärmel laufen.“⁷¹⁷

⁷¹⁵ Droßel 2001, S. 107.

⁷¹⁶ Vgl. Kapitel 2.2.1.2.10.

⁷¹⁷ Droßel 2001, S. 183.

Droßel schlägt sich zu seinem Kommandeur durch und setzt bei ihm durch, sich zum Truppenverbandsplatz abzumelden. Er durchquert dabei russische Truppen, kommt, als sich der Truppenverbandsplatz auflöst, mit Hilfe eines russischen Bauern, der ihn mitnimmt, zum Feldlazarett:

„Auch hier Nervosität und Aufbruchstimmung. ‚Wir verlegen – keine Neuaufnahmen mehr.‘ Zwei Sanitäter tragen eine Schüssel mit abgeschnittenen Armen und Beinen vorbei. Ob meiner wohl auch dazu kommt? – Ich warte in einem großen Saal, gefüllt mit Landsern, schwer und leicht Verwundeten. Warten – nichts geschieht. Ein Sanitätsunteroffizier kommt vorbei. Herr Leutnant, hier wird nichts mehr gemacht – wir müssen machen, daß wir hier wegkommen – breiter russischer Durchbruch.‘ Wieder warten, die Landser werden unruhig. Ein Sani sieht mich, kommt zu mir, setzt sich neben mich. Meine Feldbluse ist offen, mein goldenes Kreuz, das ich immer um habe, hängt heraus. Er sagt: ‚Kommen Sie, Herr Leutnant, ich versorge Sie und gehen Sie vor zum Bahnhof, es fahren noch Lazarettzüge.‘ Er schneidet sorgfältig ein großes Loch in den Ärmel, reinigt die Wunde, legt einen Verband an und schreibt einen Transportzettel. Dann sagt er leise lächelnd: ‚Herr Leutnant, man muß die Pistole mindestens 30 Zentimeter weghalten, die Brandspuren verraten alles. Ich habe alles gereinigt, jetzt merkt keiner mehr etwas – und nun gehen Sie mit Gott!‘ – dann nach kurzer Pause ‚ich bin katholischer Kaplan.‘ Unwillkürlich geht mir ein Stoßgebet von den Lippen – er ist schon weiter.“⁷¹⁸

Schließlich sei an dieser Stelle noch Droßels vorübergehende Desertion im Dezember 1944 erwähnt, die ihm sein Rettungshandeln erst ermöglicht.

Ähnlich wie Böll hat Droßel in Berlin seine Krankschreibung in der Hoffnung auf ein Eintreffen der Alliierten überschritten, muss nun aber wieder die „Flucht nach vorne“, an die Front antreten:

„Doch meine Zeit ist nun endgültig abgelaufen. Der stramme Nazi gegenüber beobachtet mich schon seit einigen Tagen. Die wahnsinnige Ardenneoffensive im Dezember 1944 hatte meinen Zeitplan völlig durcheinander gebracht – ich hatte die Amerikaner früher erwartet. Nun denn – es lebt sich hier als Deserteur gefährlich – sie hängen inzwischen an den Laternenpfählen mit einem Schild um den Hals ‚ich bin ein Feigling.‘ Also – Flucht nach vorn. Es wird nicht ganz einfach werden – ich habe die letzte Krankschreibung auch schon wieder um eine Woche überschritten – immerhin dabei eine

⁷¹⁸ Droßel ²2001, S. 183f.

jüdische Familie gerettet. Meine Hoffnungen auf die Alliierten erfüllten sich nicht – also muß ich selbst aktiv werden.“⁷¹⁹

Aufgrund einer Kontrolle muss Droßel seinen Plan, in den Westen zu gehen, ändern und macht sich in Richtung Osten zu seinem Ersatztruppenteil auf den Weg.⁷²⁰

Die frappierende Ähnlichkeit mit Bölls Untertauchen daheim in den letzten Kriegsmonaten zeigt einerseits, wie begrenzt die Möglichkeit ist, auf diese Weise dem Krieg und Terror zu entkommen. Letztlich müssen beide Soldaten wieder in den Kriegseinsatz. Andererseits deutet der beiden Soldaten gemeinsame Versuch darauf hin, dass es offensichtlich einige Soldaten gab, die diesen Versuch wagten, auch wenn sich die Zahl dieser Minderheit heute nicht mehr beziffern lässt.

2.2.2.3.10 Fazit

Um den Kreis ausgehend von Droßels beiden Rettungstaten durch eine Fülle kleiner und größerer Bewährungen seines menschlichen Handelns im Krieg zu schließen, sei an dieser Stelle die Würdigung des Forschers, der Droßels Erleben in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht hat, Wolfgang Wette, zitiert:

„In der Gesamtschau fügt sich die spontane Rettung während einesurlaubes im Frühjahr 1945 in die gesamte Lebensgeschichte des Oberleutnants Heinz Drossel ein. Diese war von erfreulichen Bekanntschaften mit jüdischen Menschen geprägt, von einem wachen Interesse an den politischen Geschehnissen sowie einer frühen und dezidierten Ablehnung der nationalsozialistischen Politik. Bei alledem spielte eine an humanen Idealen ausgerichtete Erziehung durch die Eltern eine wichtige Rolle, ebenso die Verankerung schon des jungen Mannes in der Religion, in diesem Falle dem katholischen Glauben. Drossel hasste den NS-Staat nicht erst seit Beginn des Krieges und der Massenverbrechen, deren Augenzeuge er geworden war. Wo immer er Spielräume entdeckte, versuchte er nach seinen humanen Überzeugungen couragiert zu handeln. [... M.S.] Wir haben einen Mann mit Zivilcourage vor uns. In einer Gesellschaft, die von den Traditionen des autoritären Obrigkeitsstaates und einem inhumanen Militarismus geprägt war, gab es nicht viele Menschen dieser Art.“⁷²¹

⁷¹⁹ Droßel ²2001, S. 218.

⁷²⁰ Vgl. Droßel ²2001, S. 218.

⁷²¹ Wette ³2003b, S. 225.

Das Beispiel Droßels, stellvertretend für diejenigen Menschen, die verfolgten Menschen das Leben retten konnten, zeigt, dass die Unterbrechung von Gewalt zumindest im Kleinen Folgen haben kann. Im nächsten Kapitel, soll nun die Wirkweise des ethisch relevanten Elements, das in der Unterbrechung von Gewalt zum Ausdruck kommt, im Konzept einer „Ethik des nicht suspendierten Zweifels“ rekonstruiert bzw. analytisch gefasst werden. In Kapitel 4 werden dann in Form eines Ausblicks Überlegungen angestellt, welche Impulse sich daraus für eine präventiv wirkende Friedensarbeit ergeben.

3 Theologische und theologisch-ethische Implikationen – Grundlegung einer Ethik des nicht suspendierten Zweifels

3.1 Vorüberlegungen zur theologisch-ethischen Bedeutung des Zweifels

3.1.1 Das Verhältnis von Unterbrechung und Zweifel

Die folgenden Überlegungen orientieren sich an der Leitfrage: Wie gestaltet sich ethisches Handeln in einem Kontext von Krieg und Gewalt?

Der Kerngedanke ist folgender:

In den Beispielen der Unterbrechung von Gewalt wird ein Zweifel sichtbar, der in der Menschenwürde grundgelegt ist (vgl. 3.2). Dieser Zweifel führt zur Unterbrechung von Gewalt. Damit er zum Tragen kommt, bedarf es bestimmter Impulse, die den Zweifel in Gang setzen (vgl. 3.3). Gewalt zu unterbrechen heißt dann, sozusagen auf Verdacht zu handeln und Nützlichkeitsabwägungen nicht zum alleinigen Maßstab zu machen (vgl. 3.4). In einem Kontext von Gewalt und Krieg bedeutet das Wagnis der Unterbrechung von Gewalt, einen Weg als Einzelner oder zumindest als Teil einer Minderheit zu gehen und dabei trotzdem dem Risiko des eigenen Schuldig-Werdens ausgesetzt zu sein (vgl. 3.5). Der Blick in die Täterforschung (vgl. 3.6) führt schließlich zu Ergänzungen *ex negativo*.

3.1.2 Grundsätzliches zur Gestalt des Zweifels

Bei der Analyse des Prozesses des moralischen Zweifels sind zunächst einmal zwei gegensätzliche Elemente festzustellen.

Zum einen ist dies ein „fester Bestandteil“, den ich den harten „Zweifelskern“ nennen möchte. Dabei handelt es sich um ein Set fundamentaler Normen, die vom Individuum als nicht verhandelbar, in jedem Fall aber als essenziell angesehen werden. Diese fundamentalen Normen stehen im

Konflikt zu in einer bestimmten Situation vom Einzelnen als geltend eingeforderten Normen oder Handlungen.

Von diesem Zweifelskern aus entwickelt sich zum anderen eine ausgreifende Dynamik, die den Einzelnen aus der Konformität mit den bestehenden Autoritäten und Strukturen je nach deren Reaktion und den Möglichkeiten des Einzelnen in Opposition zum System bis hin zum Widerstand gegen das System bringen kann. Bis dahin freiwillig oder unfreiwillig angenommene Gewissheiten und Handlungsmuster werden zunächst in Frage gestellt, dann unter Umständen abgelehnt, schließlich unterlaufen, aufgebrochen oder verändert. Zumindest aber besteht die Unterbrechung in einem Innehalten. Als Handlung kann sie so zum einen das Resultat dieses Bewusstwerdungsprozesses sein, der damit aber noch nicht abgeschlossen sein muss. Zum anderen kann die Unterbrechung auch Ausgangspunkt für Folge-Handlungen sein, die möglicherweise die weitergehenden Handlungen darstellen. Die Unterbrechung bildet dann die Schnittstelle zwischen dem beginnenden Prozess der Bewusstwerdung und den Folgehandlungen. Sie kann schließlich auch Teil des Bewusstseinprozesses sein, wenn sie beispielsweise ein Umdenken als einer inneren Veränderung markiert.

Bei der Grundlegung des hier verwendeten Begriffs der Unterbrechung wurde bereits das Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität in den Blick genommen. In diesem Sinne kann der beginnende Zweifel eine Veränderung im Verhalten des Einzelnen sowie bezüglich des Gewaltkontextes bzw. der Gewaltlogik bewirken, er muss es aber nicht, d. h. die Veränderung ist keine notwendige Folge des Zweifels bzw. der Unterbrechung. Es kann demnach auch zur erneuten Stilllegung des Zweifels kommen, so dass unter Umständen keine Wirkung erkennbar ist.

Von den beiden Elementen *Zweifelskern* und *Dynamik des Zweifels* möchte ich ferner den der Zweifelsdynamik vorausgehenden bzw. die Dynamik in Gang bringenden *Impuls* unterscheiden, der sehr unterschiedliche Formen annehmen kann. Im Kontext meiner Überlegungen teilen alle Impulse die Gemeinsamkeit, dass sie eine höhere Wertigkeit ins Spiel bringen, dass sich der Zweifelskern über den Impuls ins Bewusstsein ruft und sich über den Prozess, die Dynamik des Zweifels, Raum verschafft.

Wenn ich im Folgenden nun die einzelnen Elemente genauer in den Blick nehme, stütze ich mich im Wesentlichen auf zwei Quellen, die sich mit Gestalt und Wirkung des Zweifels auseinandergesetzt haben.

Zum einen ist dies Bertolt Brechts Gedicht „Lob des Zweifels“⁷²², das zwischen 1933 und 1938 entstanden ist. In an einen Hymnus erinnernder Sprache reflektiert Brecht befreiende Formen des Zweifels ebenso wie des-

⁷²² Brecht ⁷1993b, S. 626-628.

sen Deformationen. Mit klarem Blick und pointierter Zuspitzung analysiert Brecht den Begriff im Kontext politischen Handelns.

Zum anderen ziehe ich den 2009 essayistisch geschriebenen Entwurf „In Praise of Doubt. Harper one“ – in deutscher Übersetzung 2010 als „Lob des Zweifels. Was ein überzeugender Glaube braucht“ erschienen – der Autoren Peter L. Berger und Anton Zijderfeld hinzu.⁷²³

3.1.3 Produktive und befreiende Formen des Zweifels

Berger/Zijderfeld haben in ihrem Plädoyer für eine „Politik der Mäßigung“⁷²⁴ die aufschiebende Wirkung des Zweifels als positive Wirkung geltend gemacht:

„Eine primäre Funktion des Zweifels besteht darin, Urteile aufzuschieben. Der Zweifel richtet sich insbesondere gegen überstürztes Urteilen, Vorverurteilungen und Vorurteile.“⁷²⁵

Ausgangspunkt der beiden Autoren ist dabei das Verhältnis der Religionen zueinander. Dreh- und Angelpunkt ihrer Überlegungen ist ein mittlerer Weg zwischen den Extremen des Fundamentalismus und des Relativismus⁷²⁶:

„Wenn man [...], M.S.] die heiligen Texte der Religionen wissenschaftlich analysiert – historisch und vergleichend –, dann kann einem der eigene Glaube leicht in Richtung Nichtglauben entgleiten: Im Mittelfeld von all dem ist der Zweifel: eine grundlegende Ungewissheit, die sich nicht so leicht vom Glauben oder Nichtglauben, Wissen oder Nichtwissen aus der Bahn werfen lässt.

Gerade weil der echte Zweifel dieses Mittelfeld einnimmt, kann er nie in einen der vielen ‚-ismen‘ führen, die die Menschen erfunden und propagiert

⁷²³ Vgl. Berger/Zijderfeld 2010.

⁷²⁴ Berger/Zijderfeld 2009, S. 160ff.

⁷²⁵ Berger/Zijderfeld 2009, S. 134.

⁷²⁶ Dass ein solcher Weg zwischen den Extremen für die Religionen gleichermaßen eine Notwendigkeit wie eine Herausforderung ist, betont auch Mieth: „Die eigene Religion als die richtige zu würdigen und zu vertreten, ohne dabei weder in Richtung des Absolutismus noch in die des Relativismus abzudriften, scheint ein Balanceakt zu sein und bedarf nachhaltiger Reflexion im Umgang mit dem eigenen und dem anderen Glauben. Können Anhänger einer Glaubensgemeinschaft diesen Umgang nicht einüben, stellt ihre Religion tatsächlich ein Gewaltpotenzial dar.“ (Mieth 2008, S. 121)

haben. Echter Zweifel kann nicht relativistisch sein, denn der Relativismus unterdrückt genau wie alle anderen ‚-ismen‘ auch den Zweifel.“⁷²⁷

Bezogen auf die in dieser Arbeit behandelte Thematik des Krieges möchte ich nun einen weiteren Aspekt stark machen: die aufbrechende Wirkung bezüglich von Gewaltstrukturen und Freund-Feind-Verhältnissen. Urteile werden nicht nur aufgeschoben, sondern Vor-Urteile, wenn nicht völlig aufgebrochen, so doch zumindest ausgesetzt. In ähnlicher Weise wie Berger/Zijderveld eine Haltung „echten Zweifels“ als Schutz davor sehen, in „-ismen“, insbesondere Fanatismen, abzugleiten, kann der Zweifel auch in einem Kontext von Krieg und Gewalt eine ent-ideologisierende Wirkung entfalten, indem schlichte Dualismen wie Freund und Feind, gut und böse, aufgebrochen und Vor-Urteile dekonstruiert werden. Der Zweifel kann somit nicht nur präventiv, sondern auch im Sinne einer Selbst-Korrektur sozusagen „kurativ“ wirken.

In anderer Form kann der Zweifel außerdem am Anfang eines Befreiungsprozesses stehen, den Bertolt Brecht in seinem Gedicht „Lob des Zweifels“ mit hymnischem Anklang fast könnte man sagen „preist“:

„Schönster aller Zweifel aber / Wenn die verzagten Geschwächten den Kopf
heben und / An die Stärke ihrer Unterdrücker / Nicht mehr glauben!“⁷²⁸

Die Pointe des Gedichtes richtet sich also gegen die Überwindung von Unterdrückung und, wie noch zu sehen sein wird, von sozialer Ungerechtigkeit. Zweifel ermöglicht solidarischen Widerstand und wird so zum wesentlichen Moment der Befreiung. (Ob hinter dieser Option für die „Geschwächten“ die Idealvorstellung einer kommunistischen Gesellschaft, für die der Autor Brecht eintritt, aufscheint, mag hier offen bleiben. An dieser Stelle soll es um den Mechanismus des Zweifels und dessen positive Wirkungsmöglichkeit gehen.)

In diesem Sinne lässt sich auch die beißende Kritik an den (theologischen) „Schulmeistern“⁷²⁹ verstehen:

727 Berger/Zijderveld 2009, S. 120.

728 Brecht ⁷1993b, S. 626.

729 Brecht ⁷1993b, S. 627.

„Belehrt / Von ungeduldigen Schulmeistern, steht der Arme und hört / Daß die Welt die beste der Welten^[730, M.S.] ist und daß das Loch / In seiner Kammer von Gott selber geplant ist.“⁷³¹

Mit nicht weniger Nachdruck wendet sich die Brechtsche Sozialkritik aber auch gegen den Militarismus als Herrschaftsmittel und kirchliche wie weltliche Instanzen, die den Zweifel unterdrücken:

730 Hierin nimmt Brecht auf das Werk des Philosophen Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz „Theodicee, das ist, Versuch von der Güte Gottes, Freiheit des Menschen und vom Ursprung des Bösen“ Bezug. Dort heißt es im §8 des ersten Teils: „Und wenn man gleich alle Zeiten und alle Örter anfülle, so bleibt es doch allezeit wahr: dass man sie auf unendlich vielerlei Art hätte anfüllen können; und daß es dahero unendlich viele mögliche Welten gebe, unter denen Gott notwendig die beste erwählet haben muß, weil er alles nach der höchsten Vernunft tut.“ (Leibniz 1996b, S. 110.) bzw. im französischen Original: „Et quand on remplirait tous les temps et tous les lieux, il demeure toujours vrai qu'on les aurait pu remplir d'une infinité de manières, et qu'il y a une infinité de mondes possibles dont il faut que Dieu ait choisit le meilleur, puisqu'il ne fait rien sans agir suivant la suprême raison.“ (Leibniz 1996a, S. 220.) Leibniz' Schrift zur Rechtfertigung Gottes angesichts des Leids in der Welt gab der so genannten theologischen Theodizee-Problematik den Namen, wie sich Allmacht und Güte Gottes angesichts des vielfachen Leids in der Welt denken lassen. Schon Georg Büchner spricht in seinem Drama „Dantons Tod“ vom Leiden als „Fels des Atheismus“ (Büchner 1994, S. 107, Dritter Akt, 1. Szene), indem er den gefangenen Revolutionär Payne argumentieren lässt: „Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz; nur der Verstand kann Gott beweisen das Gefühl empört sich dagegen. Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.“ (Ebd., S. 107, Dritter Akt, 1. Szene.) Im Kontext der modernen Religionskritik erhält die Theodizee-Frage zusätzliche Brisanz, indem sie die Existenz eines gütigen und allmächtigen Gottes fundamental in Frage stellt. Brechts Polemik stößt in diese Wunde, die sich meines Erachtens nicht ohne ernsthafte Probleme für das Gottesbild schließen lässt, da sowohl die Vorstellung eines nicht gütigen Gottes, wie die eines ohnmächtigen Gottes die Gottesbeziehung in einem christlichen personalen Verständnis erheblich belasten. In unserer menschlichen Begrenztheit sind wir angesichts von Leid und Tod auf das Wohlwollen wie die Macht Gottes zu wirken angewiesen. Ich halte es daher für angemessen, die Theodizee-Frage einerseits in ihrer Brisanz als Anfrage wahrzunehmen und gelten zu lassen, gleichzeitig aber als theologisch nicht vollständig lösbar bewusst offenzuhalten. In diesem Sinne spricht Metz von der gleichermaßen „unvergesslichen wie unbeantwortbaren Theodizeefrage“ (Metz 2000, S. 12).

731 Brecht 1993b, S. 627.

„Von Kommandos umbrüllt, gemustert / Ob seiner Tauglichkeit von bärtigen Ärzten, inspiziert / Von strahlenden Wesen mit goldenen Abzeichen, ermahnt / Von feierlichen Pfaffen, die ihm ein von Gott selber verfasstes Buch um die Ohren schlagen“⁷³².

Zurück aber zu der befreienden Wirkung des Zweifels:

Unabhängig davon, wie stark man die sozialistische oder kommunistische Zuspitzung bei Brecht gewichten mag, steht der Zweifel bei Brecht am Beginn einer widerständigen Handlung mit der Zielrichtung einer Veränderung der bestehenden Verhältnisse. Zweifel bedeutet deshalb nicht nur Urteile aufzuschieben, Vor- und Fehlurteile zu korrigieren, sondern auch reale Veränderungen zu ermöglichen und somit unter Umständen völlig neu anzusetzen.

Zusammenfassend sind folgende positive Wirkungen des Zweifels festzuhalten: das Aufschieben von (Vor-)Urteilen, das Aufbrechen bzw. Aussetzen von (Vor-)Urteilen und das Verändern bzw. Überwinden von (Vor-)Urteilen im Hinblick auf eine neue Perspektive. An dieser Stelle wird deutlich, dass diese Wirkungen eher als Kontinuum denn als klar voneinander abzugrenzende Wirkformen zu verstehen sind, auf dem fortgeschritten wird, je nachdem, wie stark der Zweifel ist, wie weit er reicht.

3.1.4 Deformationen des Zweifels

Nachdem im Vorangehenden die positiven bzw. befreienden Formen des Zweifels in den Blick genommen wurden, sind an dieser Stelle nun Grenzen bzw. Deformationen des Zweifels zu thematisieren, auch und gerade wenn in dieser Arbeit der Begriff des Zweifels „positiv“ verwandt wird. Einen Orientierungsrahmen bietet hier wiederum Brechts Gedicht „Lob des Zweifels“⁷³³. Zuspitzend öffnet Brecht⁷³⁴ den Blick auf zwei problematische Haltungen, die den Zweifel quasi umgrenzen: die Gleichgültigkeit bzw. Stilllegung des Zweifels wie die zur Selbstlähmung führende Verabsolutierung des Zweifels.

In diesem Sinne argumentieren auch Berger/Zijdeveld, allerdings auf die Gesellschaft bezogen:

⁷³² Brecht ⁷1993b, S. 627.

⁷³³ Brecht ⁷1993b, S. 626-628.

⁷³⁴ Ich verzichte bei den folgenden Bezugnahmen auf Brechts Gedicht auf die in der Germanistik gängige Unterscheidung zwischen lyrischem Ich und Autor, da diese beiden Größen in diesem Falle nah beieinander liegen.

„Während für eine stabile Gesellschaft die Gefahr des Relativismus darin liegt, dass es zu einem Übermaß an Zweifel kommen kann, bringt der Fundamentalismus die Gefahr mit sich, dass es zu wenig Zweifel gibt. Sowohl extreme Ungewissheit als auch extreme Gewissheit sind gefährlich, wenn auch nicht auf die gleiche Weise.“⁷³⁵

3.1.4.1 Unterdrückung des Zweifels

Für die Unterdrückung des Zweifels stehen bei Brecht „die Unbedenklichen“⁷³⁶, die sich durch nichts beirren lassen, sich für unfehlbar halten, sich selbst etwas vormachen: „im Notfall / Müssen die Fakten dran glauben“⁷³⁷.

Auch wenn Brecht hier von Personen spricht, also auf der Ebene des Individuums formuliert, lässt sich seine Kritik auf ein gesellschaftliches System hin, das keine Zweifel mehr zulässt, ausweiten. Dies gilt für autoritäre und noch einmal in besonderem Maße für totalitäre Systeme. Unterdrückung des Zweifels führt zur Verfestigung von Unrechtsstrukturen und zur Unterdrückung von Menschen, die sich im Sinne der Menschenwürde dann nicht frei entfalten können. Entsprechend ist auch Brechts Schlussstrophe zu verstehen:

„Du, der du ein Führer bist, vergiß nicht / Daß du es bist, weil du an Führern
gezweifelt hast! / So gestatte den Geführten / Zu zweifeln!“⁷³⁸

Noch einmal auf die Ebene des Individuums zurückkehrend wäre zu fragen, worin nun der Fehler der „Unbedenklichen“⁷³⁹ liegt. Meines Erachtens besteht der Fehler in Gleichgültigkeit und Selbstgewissheit bis hin zum Selbstbetrug und möglicherweise Gewissenlosigkeit. Im Kontext von Gewaltherrschaft und Krieg fehlt es den Unbedenklichen an Kritikfähigkeit. Der Prozess ethischer Reflexion ist quasi blockiert. Er fehlt als Korrektiv.

Es droht die „Versuchung“ des Fanatismus.⁷⁴⁰ Im Extremfall droht eine „Moral des Stärkeren“, eine ideologische Verhärtung, in deren Folge Menschen dem System sinnlos geopfert werden.

Mit der Unterdrückung des Zweifels ist auch seine ent-ideologisierende Wirkung quasi ausgeschaltet.

⁷³⁵ Berger/Zijderfeld 2009, S. 100.

⁷³⁶ Brecht ⁷1993b, S. 627.

⁷³⁷ Brecht ⁷1993b, S. 627.

⁷³⁸ Brecht ⁷1993b, S. 628.

⁷³⁹ Brecht ⁷1993b, S. 627.

⁷⁴⁰ Fuchs 2001, S. 274.

3.1.4.2 Selbstlähmung durch radikales Ausgreifen des Zweifels

Die andere das Begriffsfeld des Zweifels umgrenzende Deformation besteht in einer Selbstlähmung, die durch einen radikalen Skeptizismus hervorgerufen wird. So führt die radikale Anwendung des Zweifels auf sich selbst in eine ausweglose Situation, in eine Aporie, die den harten Kern, das Fundament, von dem aus gezweifelt wird, aufzulösen droht. Berger/Zijderveld nehmen hier auf das Problem von Buridans Esel⁷⁴¹ Bezug, der zwischen zwei Heuhaufen verhungert, weil er sich nicht entscheiden kann, von welchem er zuerst fressen soll.⁷⁴² Hier bereitet die Gleichwertigkeit zweier Alternativen ein theoretisches Entscheidungsproblem, das in der Praxis aufgrund des Hungers des Esels wohl keines wäre. Er kann ja, wenn er Verantwortung für sein Handeln übernimmt und den ersten Schritt tut, nichts wirklich falsch machen. Das Unterlassen des ersten Schrittes, sein „Nicht-Handeln“ bringt ihn letztlich in Bedrängnis.

Brecht spricht hier von den „Bedenklichen, die niemals handeln. / Sie zweifeln nicht um zur Entscheidung zu kommen sondern / um der Entscheidung auszuweichen.“⁷⁴³ Was folgt, ist beißender Spott, mit dem Brecht die „Bedenkenträger“ karikiert, sei es in sinnlosen, zynischen Warnungen („Mit besorgter Miene / Warnen sie die Insassen sinkender Schiffe vor dem Wasser.“⁷⁴⁴) oder in der Inadäquatheit von Menschenfreundlichkeit gegenüber dem mit der Ermordung drohenden Mörder („Unter der Axt des Mörders / Fragen sie sich, ob er nicht auch ein Mensch ist.“⁷⁴⁵) Das letzte Beispiel verdiente eine eingehende Auseinandersetzung, es sei hier nur angedeutet, dass Brechts Polemik hier nicht unbedingt zu folgen ist. Das Problem einer Selbstlähmung durch radikalen Zweifel sollte aber deutlich geworden sein. Ethische Reflexion darf letztlich nicht vom eigenen Handeln abschneiden. Sonst bleibt sie sinn- und folgenlos.

⁷⁴¹ Das Argument findet sich schon in Aristoteles' Schrift „Über den Himmel“, dem dessen scholastischer Kommentator Johannes Buridan Röhrich zufolge das Argument entnommen haben dürfte, um in seinen Vorlesungen die Willensfreiheit zu problematisieren. (Vgl. Röhrich ⁷2006, S. 282.) Da die Übertragung des Arguments auf den Esel bei Buridan nicht schriftlich ist, wird in der Forschung auch diskutiert, ob das mit Buridan verbundene Gleichnis in der Übertragung auf den Esel von seinen Gegnern parodistisch eingesetzt wurde, ihm also fälschlicherweise zugeschrieben wurde. Näheres vgl. den Wikipedia-Artikel „Buridans Esel“ o. J.

⁷⁴² Vgl. Berger/Zijderveld 2009, S. 135.

⁷⁴³ Brecht ⁷1993b, S. 628.

⁷⁴⁴ Brecht ⁷1993b, S. 628.

⁷⁴⁵ Brecht ⁷1993b, S. 628.

In diesem Sinne argumentieren auch Berger/Zijderveld, die, ohne auf Brecht explizit Bezug zu nehmen, in der deutschen Ausgabe ihres Werks „In Praise of Doubt“ denselben Titel „Lob des Zweifels“ wählen⁷⁴⁶:

„Grenzenloses Zweifeln führt zu individueller und kollektiver Lähmung. [...], M.S.] Zynismus und Relativismus sind nicht die einzigen Gefahren, die hier ins Spiel kommen. Wird der Zweifel systematisch angewandt, so kann er in Verzagtheit enden, im Verlust von Hoffnung und Handlungsfähigkeit. Zweifel, insbesondere Zweifel am Zweifel, schlägt leicht in Verzweiflung um.“⁷⁴⁷

Die Gefahr, dass Zweifeln zur Verzweiflung führen kann, hat Brecht ebenso festgehalten:

„Freilich, wenn ihr den Zweifel lobt / So lobt nicht / Das Zweifeln, das ein Verzweifeln ist!“⁷⁴⁸

Damit wären die problematischen Formen des Zweifels benannt: seine gänzliche Unterdrückung, die keine Kritik mehr zulässt, wie seine Verabsolutierung, die selbstlähmend wirkt. Wenn von einem radikalen Skeptizismus abgesehen wird, stellt sich nun die Frage nach dem Fundament, von dem aus gezweifelt wird.

3.2 Menschenwürde als Kern eines Zweifels, der die Ausübung von Gewalt in Frage stellt

Die bisher angestellten Überlegungen machen es nun möglich, den Blick auf die einzelnen Elemente des Zweifelsprozesses zu richten. Zunächst wende ich mich dabei dem festen Bestandteil des Zweifels, dem Zweifelskern zu. Es wurde bereits festgestellt, dass es hierbei um fundamentale Normen geht. Konkret lässt sich nun sagen, dass der nicht abstufende Menschenwürde-Gedanke ein Fundament des Zweifels bezüglich eines Kontextes von Gewalt und Krieg bilden kann und zwar deshalb, weil er die Unverrechenbarkeit der Würde des oder der Einzelnen gegenüber allen Nützlichkeitsabwägungen herausstellt. Dies entspricht dem Instrumentali-

⁷⁴⁶ Berger/Zijderveld 2009.

⁷⁴⁷ Berger/Zijderveld 2009, S. 135f.

⁷⁴⁸ Brecht ⁷1993, S. 628.

sierungsverbot, das Kant in der „Selbstzweckformel“ seines Kategorischen Imperativs gefasst hat:

„Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest.“⁷⁴⁹

Der in diesem Sinne verstandene Menschenwürde-Gedanke ist außerdem in hohem Grade interreligiös theologisch anschlussfähig, was Heiner Bielefeldt, selbst in kantianischer Tradition stehend, dazu angeregt hat – einen von John Rawls geprägten Terminus aufgreifend – „Menschenrechte als Kern eines interkulturellen ‚overlapping consensus‘ zu verstehen.“⁷⁵⁰

Aus christlicher Sicht bietet sich dabei beispielsweise der Gedanke der Gottesebenbildlichkeit an (vgl. Gen 1,26f). Darüber hinaus hält Gal 3,28 die unterschiedslose Würde der Getauften fest.

Außerdem kann die Vorstellung des Menschen als „Statthalter (khalifa) Gottes“ im Koran (Sura 2,30 u. ö.) analog zum Gedanken der Gottesebenbildlichkeit als besondere Achtung des Menschen verstanden werden. Heiner Bielefeldt fasst einige Anschlussmöglichkeiten vor dem Hintergrund der Debatte um die universale Begründbarkeit der Menschenrechte folgendermaßen zusammen:

„Eine zentrale Rolle spielt in den jüngeren islamischen Debatten die koranische Auszeichnung des Menschen als ‚Statthalter‘ (khalifa) Gottes auf Erden (Sura 2,30 u.ö.). Der dem Menschen damit verliehene Rang ist so hoch, daß nach dem Koran selbst die Engel von Gott aufgefordert werden, sich vor Adam niederzuwerfen (Sura 2,34). Vielfach angeführt wird auch ein Vers, wonach Gott die Kinder Adams geehrt hat (Sura 17,70). An einer anderen Stelle ist von einem geheimnisvollen Vertrauenspfand (amana) die Rede, das Gott zunächst ‚den Himmeln und der Erde und den Bergen angeboten‘, schließlich aber allein dem Menschen übertragen hat, weil nur er kühn genug war diese Herausforderung anzunehmen (Sura 33,71). Nach Ansicht der islamischen Theologin Riffat Hassan sind diese und ähnliche Koranverse so zu verstehen, dass jeder Mensch als ‚Zweck an sich selbst‘, wie sie in Kantischer Terminologie schreibt, geachtet werden soll“⁷⁵¹.

749 Kant 1998 (1785), S. 79.

750 Bielefeldt 1998, S. 145.

751 Bielefeldt 1998, S. 142. Hassans Resümee unter der Überschrift „Right to Respect“ (Hassan 1982, S. 55) lautet im Original: „On account to the promise that is contained in being human, the humanness of all human beings is to respected and regarded – to use a Kantian expression – as an end in itself.“ (Hassan 1982,

Es ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, die Debatte um die Menschenwürde in all ihren Facetten zu erörtern. Der mir an dieser Stelle wesentliche Gedanke ist der Schutz, den der oder die Einzelne durch die Menschenwürde qua Menschsein genießt. Nach Dietmar Mieth ist

„diese Art von Würde [...], M.S.] transzendental zu verstehen, d.h. nicht an empirische Qualitäten gebunden. [...], M.S.] Diese christlich-kantianische Tradition hat sich in der deutschen und in der französischen Verfassung ausgewirkt.“⁷⁵²

Diesem Verständnis von Menschenwürde steht ein „Begriff der Würde, der mit Ansehen – honor [⁷⁵³, M.S.] – zu tun hat, ein empirischer Begriff“⁷⁵⁴ gegenüber, den Mieth der angelsächsischen Tradition zuordnet und der den Kreis der zu schützenden Menschen einschränken kann, indem zwischen Mitglied der Menschengattung und zu schützender Person unterschieden wird.⁷⁵⁵ Es besteht demnach eine „Spannung, die im Würdebegriff liegt, also zwischen Ansehnlichkeit einerseits und Nichtbewertbarkeit, Nichtverfügbarkeit, Nichtinstrumentalisierbarkeit andererseits“⁷⁵⁶.

Berger/Zijdeveld legen in ihrer Entfaltung einer „mittleren Position“ zwischen den gleichermaßen nicht wünschenswerten Extremen Relativismus und Fundamentalismus⁷⁵⁷ ebenfalls den Menschenwürde-Gedanken als nicht zur Disposition stehendes Fundament zugrunde. Zugespißt formulieren die beiden Autoren eine talmudische Weisheit variierend: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Der Rest ist Kommentar.“⁷⁵⁸ Sie sehen in ihrer im Folgenden zitierten Begründung „eine Variante der Natur-

S. 56.) Sie bezieht sich dabei geringfügig von Bielefeldt abweichend auf die Suren 17,70; 33,72; 2, 30-34; 95,4-6.

752 Mieth 2003a, S. 70.

753 Vgl. dazu Mieth an anderer Stelle: „Wenn wir im spontanen, noch vormoralischen Alltagsverständnis von „Würde“ sprechen, dann haben wir etwas anderes vor Augen. Die „Würde“ ist hier dem Gebrauch des Adjektivs „würdig“ sehr nahe. Der würdige Mensch ist der Mensch, der Ansehen hat, der ansehnlich ist. Dies hängt damit zusammen, dass wir entsprechend dem Attribut „würdig“ Vorstellungen davon entfalten, welche Qualitäten für unser Ansehen und unser Selbstgefühl erforderlich sind. Dies entspricht einer alten Tradition, wonach Würde viel mit „Ehre“ zu tun hat. Oder lateinisch: „dignitas“ mit „honor“; man spricht ja gern auch von Würdenträgern. Das sind diejenigen, die Ehrungen empfangen haben.“ (Mieth 2004, S. 77.)

754 Mieth 2003a, S. 71.

755 Vgl. Mieth 2003a, S. 72f.

756 Mieth 2003a, S. 73.

757 Berger/Zijdeveld 2009, S. 160.

758 Berger/Zijdeveld 2009, S. 137.

rechtstheorie.“⁷⁵⁹ Dabei gehen sie von einem in mehreren Phasen sich vollziehenden geschichtlichen Durchbruch des Menschenwürde-Gedankens bis hin zu seiner schließlich universalen Wahrnehmung aus:

„An bestimmten Zeitpunkten der Geschichte wird der Sinn der Würde des Menschen wahrgenommen, so transzendiert er diese Zeitpunkte und wird so verstanden, dass er immer und überall innerlich zum Wesen des Menschen gehört.“⁷⁶⁰

Nun mag dies eine sehr optimistische Sicht der bisherigen geschichtlichen Entwicklung sein. Andererseits lässt sich ex negativo formuliert kaum bestreiten, dass die Missachtung der Würde des oder der Einzelnen auf abschüssiger Bahn ins Unrecht führt und schon oft ins Unrecht geführt hat. Wo der oder die Einzelne nichts mehr gilt, öffnet sich nur zu leicht die Pforte der Grausamkeit. Die Totalitarismen des vergangenen Jahrhunderts sprechen in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache, die allerdings sowohl das Bewusstsein für die Notwendigkeit der Achtung der Menschenwürde wie eine Skepsis, was deren tatsächliche Verwirklichung angeht, nähren kann. Die Verwirklichung des Menschenrechtsgedankens zeigt sich eben in der Moderne gleichermaßen als Errungenschaft möglich, wie eben aufgrund der neuen Dimension des Unrechts in besonderem Maße als notwendig. So beschreibt Bielefeldt, der selbst in kantianischer Tradition steht, das ambivalente Verhältnis zwischen Moderne und Menschenrechten:

„In den Menschenrechten spiegelt sich die Zweideutigkeit der Moderne, insofern Menschenrechte gerade auch im Kampf gegen Unrechtserfahrungen in der modernen Gesellschaft entstanden sind und dabei zugleich ein Freiheitsethos politisch-rechtlich zur Geltung bringen, das in seiner universalen und emanzipatorischen Gestalt ebenfalls spezifisch modern ist.“⁷⁶¹

In welchem Bezug stehen nun aber die bisherigen Überlegungen zur Menschenwürde als Kern eines ethisch motivierten Zweifels zu der Unterbrechung von Gewalt im Krieg? Oder anders gefragt: Was geschieht, wenn sich eine Unterbrechung der Gewalt in einem Kontext von Gewalt und Krieg ereignet?

Nach den bisherigen Überlegungen lässt sich nun sagen, dass sich quasi ein Innehalten in der Gewaltspirale vollzieht, die zu einer Umkehrung der Gewaltlogik führen kann, aber nicht muss. Die Bewussterwerdung der eige-

⁷⁵⁹ Berger/Zijderfeld 2009, S. 140.

⁷⁶⁰ Berger/Zijderfeld 2009, S. 140.

⁷⁶¹ Bielefeldt 1998, S. 28.

nen Würde und in einem noch weit größeren Maß die Bewusstwerdung der Würde des/der Anderen schärft den Blick für die Brutalität und entfremdende Gewalthaltigkeit von Unrechtsherrschaft und Krieg. Während die Missachtung der Menschenwürde im Krieg darauf zielt, den oder die Einzelne(n) dem System zu opfern, u. U. zu zerstören, richtet sich die Bewusstwerdung der Menschenwürde gegen Systemzwänge, behauptet sie die unverrechenbare Würde jedes Menschen gegenüber dem System.

Dass die Unterbrechung in ein widerständiges Handeln führt, ist damit noch nicht gesagt, wohl aber dass sich im Innehalten eine Möglichkeit andeutet, die abschüssige Bahn in die Gewalt zu verlassen.

3.3 Impulse, die den Zweifel in Gang setzen können

Wie kommt es nun aber zur Unterbrechung von Gewalt? Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass es neben dem Zweifelskern eines Impulses bedarf, der die Dynamik des Zweifels in Gang setzen kann. Im vorangehenden Kapitel (vgl. Kapitel 2) wurde anhand dreier biographischer Linien eine Vielzahl sehr unterschiedlicher solcher Impulse beschrieben. Sie gilt es nun noch einmal unter einem ethischen Blickwinkel zu betrachten. Dabei ist zu bedenken, dass nicht nur die Art der Impulse sehr unterschiedlich ist, sondern auch die unter dem Gesichtspunkt der Unterbrechung gefassten Gedanken, Situationen und Handlungen.

3.3.1 „Nackte Soldaten“ – „Naked Soldiers“

Eine von Michael Walzer bereits eingehend untersuchte Kategorie bilden hierbei die so genannten „nackte[n, M.S.] Soldaten“⁷⁶² bzw. „Naked soldiers“⁷⁶³. Hierbei geht es um Situationen im Krieg, in denen gegnerische Soldaten ihre Bedrohlichkeit verlieren, weil sie in ihrer Verletzlichkeit oder in irgendeinem anderen Aspekt ihres Menschseins sichtbar werden, der nicht in die Kategorie „Feind“ passt. Dieses Sichtbar-Werden, das man z. B. bezogen auf den oft wochen- und monatelangen Stellungskrieg im Ersten Weltkrieg durchaus wörtlich verstehen kann, verursacht eine Irritation, und, wie jetzt gesagt werden kann, einen Zweifel, der dazu führen kann,

⁷⁶² Walzer 1982, S. 206-213.

⁷⁶³ Walzer 1977, S. 138-143.

dass der Soldat auf Gewalt verzichtet bzw. nicht schießt, wie sie Walzer beschreibt:

„In Kriegserinnerungen und Briefen von der Front findet sich immer wieder die gleiche Geschichte, die folgendermaßen verläuft: ein [sic!, M.S.] Soldat auf Patrouille oder ein Scharfschütze stößt auf einen nichts ahnenden feindlichen Soldaten, hat ihn im Visier, könnte ihn leicht töten und muß sich nun entscheiden, ob er ihn erschießt oder die Gelegenheit ungenutzt verstreichen läßt. In solchen Augenblicken schießt man nur sehr ungern, nicht immer aus moralischen Gründen, aber doch aus Gründen, die für ein moralisches Argument relevant sind. Zweifellos spielt in diesen Fällen das psychologische Unbehagen, das mit der Vorstellung des Tötens verknüpft ist, eine große Rolle. [...], M.S.] In den Fällen, die ich gleich anführen werde, scheint diese Hemmung allerdings kein entscheidender Faktor zu sein: keiner der fünf Soldaten, die die Berichte schrieben, gehörte zu der Gruppe derjenigen, die nie schossen, und dies gilt auch – soweit ich dies feststellen kann – für die anderen Männer, die wichtige Rollen in ihren Berichten spielen. [...], M.S.]

Es ist nicht gegen die Regeln des Krieges, wie wir sie bisher verstehen, auf einen Soldaten zu schießen, der komisch aussieht, der badet, seine Hose festhält, sich an der Sonne freut und eine Zigarette raucht. Die Weigerung dieser fünf Männer scheint aber trotzdem das Kernstück der Kriegskonvention zu berühren. Was bedeutet es, wenn man sagt, jemand habe ein Recht zu leben? Dies zu sagen, heißt, eine Mit-Kreatur anzuerkennen, welche mich nicht bedroht, deren Handlungen von Frieden und Kameradschaft gekennzeichnet sind und deren Person ebenso wertvoll ist wie die meine. Ein Feind muß anders beschrieben werden, und wenn auch die Stereotypen, in denen er häufig gesehen wird, oft grotesk sind, enthalten sie eine gewisse Wahrheit. Er entfremdet sich mir und der Menschlichkeit, die wir teilen, wenn er versucht mich zu töten; aber diese Entfremdung ist vorübergehend, die Menschlichkeit ist nicht weit weg. Sie wird durch die prosaischen Handlungen wiederhergestellt, die in den fünf Beispielen die Stereotypen aufbrechen. Weil er komisch, nackt und so weiter ist, wird der Feind, wie Lussu sagt, zum Menschen.“⁷⁶⁴

Eines der von Walzer angeführten Beispiele stammt aus den Erinnerungen des britischen Dichters George Orwell an seine Zeit im Spanischen Bürgerkrieg. Orwell schildert die Episode so:

„In diesem Augenblick sprang ein Mann, der vermutlich eine Meldung für einen Offizier bei sich trug, aus dem Graben und lief voll sichtbar auf der Brustwehr entlang. Er war halb angezogen und hielt beim Laufen mit beiden

⁷⁶⁴ Walzer 1981, S. 206f; S. 211f. (Originalzitat vgl. Walzer 1977, S. 138f; S. 142.)

Händen seine Hosen fest. Ich schoß nicht auf ihn. Zwar bin ich ein schlechter Schütze und hätte aus einer Entfernung von einhundert Yards einen laufenden Mann wahrscheinlich nicht getroffen..., ich schoß aber auch nicht wegen der Art, wie er seine Hosen festhielt. Ich war hergekommen, um auf ‚Faschisten‘ zu schießen, aber ein Mann, der seine Hosen festhält, ist kein ‚Faschist‘, sondern sichtbar ein Mitmensch, der einem selbst ähnlich ist, und auch auf einen solchen Menschen schießt man nur ungern.“⁷⁶⁵

Von den im Rahmen dieser Arbeit untersuchten Beispielen können dabei folgende genannt werden.

So wurde in Abschnitt 2.2.1.2.11⁷⁶⁶ die Begegnung des Soldaten Böll mit einem englischen Kriegsgefangenen geschildert, der von der deutschen Luftabwehr über dem Ärmelkanal abgeschossen wurde. Noch „pudelnass“⁷⁶⁷ erweckt er Bölls Anteilnahme („ich glaube, er hat viel Todesangst ausgestanden“⁷⁶⁸), der zudem dessen Selbstironie – der Soldat macht „eine tadellose, etwas schlaksige Verbeugung“⁷⁶⁹ – zu würdigen weiß. Neben der beschriebenen Verletzlichkeit ist es also die Selbstironie des englischen Soldaten, die hier eine Verbindung schafft.

Dass diese Verbindung gelingt, ist nicht selbstverständlich, da Böll an anderer Stelle, wie bei der eingehenden Analyse bereits dargelegt, – wenn auch selten – durchaus Hassgefühle gegenüber englischen Soldaten äußert – auch nach dieser Begegnung. Im Unterschied zu Walzers Beispielen geht es hier nicht um die Weigerung, auf den gegnerischen Soldaten zu schießen. Die kritische Situation ist bereits vorbei, der Bedrohungskontext zumindest für den beobachtenden Soldaten Böll aufgehoben. Vergleichbar ist aber der Impuls durch ein „menschliches Detail“, hier sogar verbunden mit einer humorvollen Interaktion.

765 Orwell zitiert und übersetzt in Walzer 1981, S. 209; das Originalzitat lautet: „At this moment a man, presumably carrying a message to an officer, jumped out of the trench and ran along the top of the parapet in full view. He was half-dressed and was holding up his trousers with both hands as he ran. I refrained from shooting at him. It is true that I am a poor shot and unlikely to hit a running man at a hundred yards [...], M.S.]. Still, I did not shoot partly because of that detail about the trousers. I had come here to shoot at ‘Fascists’, but a man who is holding up his trousers isn’t a ‘Fascist’, he is visibly a fellow creature, similar to yourself and you don’t feel like shooting at him.” (Orwell 1968, S. 254).

766 Vgl. Abschnitt 2.2.1.2.11 „Intermezzi der Menschlichkeit“ und die Frage der Unterbrechung von Gewalt.

767 Vgl. Böll 2003, Brief an Annemarie Böll vom 18.8.1942 (Nr. 309), S. 441.

768 Böll 2003, Brief an Annemarie Böll vom 18.8.1942 (Nr. 309), S. 441.

769 Böll 2003, Brief an Annemarie Böll vom 18.8.1942 (Nr. 309), S. 441.

Vergleichbar, wenn auch nicht ganz im Sinne von Walzer, da hier wie auch im obigen Beispiel das Unterlassen des Schießens fehlt, ist eine Episode ebenfalls aus Abschnitt 2.2.1.2.11⁷⁷⁰: Ein toter kanadischer Soldat wird an der Kanalküste angeschwemmt. Böll empfindet sofort eine Verbundenheit, sieht ihn als Bruder, wie jeden toten Soldaten. Diese Verbundenheit wird noch dadurch verstärkt, dass der Tote ein Kreuz trägt, was für Böll ein Hinweis ist, dass dieser wie er selbst katholisch ist. Des Weiteren besteht kein Bedrohungskontext.

Wie bereits mehrfach gesagt, muss die Konsequenz dieses Gewährwerdens der Verletzlichkeit des oder der Anderen nicht zwingend eine Unterbrechungshandlung sein. Es ist im Gegenteil auch ein kaltblütiges Ausnutzen der Situation denkbar.

Ein Beispiel dafür beschreibt der Schriftsteller Uwe Timm in seinem Roman „Am Beispiel meines Bruders“, in den er Tagebuch-Erinnerungen seines 16 Jahre älteren Bruders Karl-Heinz Timm eingearbeitet hat, der 1943 in einem Lazarett in der Ukraine gestorben ist. Karl-Heinz Timm hatte sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet. Eine Notiz aus dessen Tagebuch vom 21. März 1943 lautet lapidar:

„März 21

Donez

Brückenkopf über den Donez. 75m raucht Iwan Zigaretten, ein Fressen für mein MG.“⁷⁷¹

Was den einen innehalten lässt und ein kurzes Aufscheinen einer anderen Wertigkeit bedeuten kann, ist für den anderen die ideale Voraussetzung, in seinem Gewalt-Handeln fortzufahren. Diese Ambivalenz lässt sich meines Erachtens kaum umgehen, ist ein zentrales Merkmal des Krieges, dass sich Menschlichkeit nur unter eigenem Risiko und mit ungewissem Ausgang bzw. ungewisser Wirkung vollziehen kann (vgl. dazu 3.4).

An dieser Stelle ist jedoch die Möglichkeit von Interesse, dass durch den irritierenden Impuls eine Verbindung zwischen verwundbarem und potenziell verwundendem Soldaten entsteht, die das Ausüben von Gewalt hemmt.

770 Vgl. Abschnitt 2.2.1.2.11 „Intermezzi der Menschlichkeit“ und die Frage der Unterbrechung von Gewalt.

771 Timm 2005, S. 16. Für diesen Hinweis danke ich Johannes Grützmaker. Gemäß der umfassenden Untersuchung von Dorothee Frank ist ein Glücks- bzw. „Hochgefühl eine verbreitete, normale erste Reaktion auf den eigenen Tötungsakt.“ (Frank 2006, S. 186) In der Regel stellen sich dann aber Gefühle von Reue, Scham und Ekel ein. Nur eine Minderheit von Soldaten kennt „keine solchen Gewissensqualen“ (Frank 2006, S. 186).

3.3.2 Tötungshemmung

Dies trifft sich mit den Überlegungen Dave Grossmans zur Tötungshemmung. Grossmans zentraler Gedanke ist, dass neben einigen weiteren sozialpsychologischen Variablen vor allem die Nähe bzw. Distanz zwischen den gegnerischen Soldaten über die Wirksamkeit der Tötungshemmung entscheidet. Je näher sich die Soldaten sind, umso schwieriger ist es für die Soldaten zu töten.

Dass die Nähe zum potenziellen Opfer einen auch im Krieg erheblichen gewalthemmenden Faktor darstellen kann, ist bereits durch die überraschenden Ergebnisse des Armeehistorikers S.L.A. Marshall belegt. Demnach war es nur eine Minderheit von maximal 25% der nach der Schlacht befragten Soldaten, die in Face-to-Face-Situationen des Zweiten Weltkrieges, Gefechtssituationen also, in denen die gegnerischen Soldaten sichtbar waren, gezielt geschossen haben.⁷⁷²

Der andere Teil der Wahrheit ist allerdings, dass diese so genannte „killing rate“ von maximal 25% durch militärisches Abtrainieren mittels Konditionierung im folgenden Koreakrieg bereits auf 55% und im Vietnamkrieg dann auf 90-95% gesteigert werden konnte.⁷⁷³ Wie war bzw. ist das möglich?

Das moderne Schießtraining zielt Frank zufolge darauf ab, durch bewegliche menschenähnliche Ziele (also keine Zielscheiben im wörtlichen Sinn), die nach kürzester Zeit verschwinden, „das Schießen [...], M.S.] zum reinen Reflex“⁷⁷⁴ des Soldaten zu machen. Konditioniert tötet der Soldat quasi aus dem Unterbewussten, d. h. ohne eigene Überlegung. Letztlich soll der Soldat nur den Befehl – explizit wird nur davon gesprochen, „das Ziel“, nicht „etwa den Menschen“ anzugreifen – wahrnehmen, also selbst keine Entscheidung treffen und nach Möglichkeit in der Gefechtssituation keine Differenz zur Übungssituation wahrnehmen. Des Weiteren werden treffsichere Soldaten belohnt, schlechte Schützen bestraft.⁷⁷⁵

Im Grunde wird also eine Distanz zu den Opfern antrainiert. In der Wahrnehmung der Soldaten sollen sie idealerweise nichts als Schießscheiben sein, auf die der Soldat auf Befehl quasi „automatisch“ schießt.

Mit seinen Überlegungen zur Bedeutung der Nähe des Opfers für das Wirksamwerden der Tötungshemmung greift Grossman einen zentralen

772 Vgl. Marshall 1959, S. 56. Frank bringt eine gewisse Skepsis zum Ausdruck, was die von Marshall für sich in Anspruch genommene Größe der Stichprobe anbelangt, hält aber Marshalls Ergebnisse dennoch für plausibel. (Vgl. Frank 2006, S. 173.)

773 Vgl. Grossman 1995, S. 35 sowie Frank 2006, S. 173.

774 Frank 2006, S. 190 (Hervorhebung im Original, M.S.).

775 Vgl. Frank 2006, S. 189f sowie detaillierter Grossman 1995, S. 249ff und auch schon Watson 1980, S. 49ff bzw. Watson 1982, S. 58ff.

Punkt auf, den bereits Stanley Milgram⁷⁷⁶ in seiner berühmten Versuchsserie analysiert hat. Auf bloße Anordnung des Versuchsleiters war die große Mehrheit der Versuchspersonen dazu bereit, simulierte Stromstöße, die, wären sie real durchgeführt worden, in ihrer Stärke tödlich gewesen wären, an die „Opfer“ eines vermeintlichen Lernexperiments zu geben. Die Nähe des Opfers, das im Standardversuch nicht sichtbar ist, bildete allerdings einen starken gewalthemmenden Faktor:

„Die konkrete, sichtbare und körperlich greifbare Anwesenheit des Opfers wirkt sich als starke Gegenkraft gegen die Macht des Versuchsleiters aus und bewirkt Gehorsamsverweigerung“⁷⁷⁷.

Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass Grossman außerdem einen Gedanken des Psychoanalytikers Erich Fromms weiterführend⁷⁷⁸, nicht nur die räumliche Nähe, sondern auch ihre emotionale Dimension in den Blick nimmt, wenn er von sozialer, moralischer und kultureller Nähe spricht.

In diesem Sinne argumentiert schon Fromm in einem kurzen Abschnitt, in dem er die Frage erörtert, ob der Mensch eine Tötungshemmung besitzt:

„Der Mensch hat im Verlauf der Geschichte so häufig getötet, daß es auf den ersten Blick unwahrscheinlich erscheint, daß er derartige Hemmungen besitzt. Diese Antwort wird jedoch fragwürdig, wenn wir unsere Frage folgendermaßen formulieren: Hat der Mensch Hemmungen, lebende Wesen – Menschen und Tiere, mit denen er sich mehr oder weniger identifiziert, das heißt, die ihm nicht völlig ‚fremd‘ sind und mit denen ihn affektive Bande verknüpfen – zu töten?

Es spricht einiges dafür, daß derartige Hemmungen vorhanden sind und daß der Akt des Tötens ein Schuldgefühl nach sich zieht. [...], M.S.]

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Hemmungen gegen das Töten anderer Menschen existieren, vorausgesetzt, ein Gefühl der Identität und eine Art Mitgefühl sind vorhanden. Vor allem müssen wir in Betracht ziehen, daß der primitive Mensch dem ‚Fremden‘, das heißt der Person gegenüber, die nicht zur gleichen Gruppe gehört, oft nicht das Gefühl hat, dass es sich um einen Mitmenschen, sondern um ‚etwas‘ handelt, womit man sich nicht identifiziert.“⁷⁷⁹

⁷⁷⁶ Vgl. Milgram 1974.

⁷⁷⁷ Milgram 1974, S. 56.

⁷⁷⁸ Vgl. Grossman 1996, S. 160 bzw. Fromm 1977, S. 144.

⁷⁷⁹ Fromm 1977, S. 141f. Zu Gegenpositionen und dem Problem der „Pseudo-Speziation“, der menschlichen Besonderheit, dass Menschen auch Artgenossen töten, vgl. Gladigow 1986.

Die spannende Frage, die sich daraus ergibt, ist, wie es möglich werden kann, um es in eine paradox anmutende Formulierung zu fassen, einen „weiteren Begriff von Nähe“ zu bekommen, also den Schutzbereich der Nähe zu erweitern, ohne dass die Bindung so abstrakt wird, dass de facto der Schutz verloren geht. Die Frage rührt an ein Grundproblem des Menschenwürde-Gedankens, der – wie im Übrigen auch die biblische Nächstenliebe – eine Allgemeinheit des Schutzes fordert, der aber tatsächlich in der konkreten Situation so oft nicht geleistet wird.

Hinsichtlich der möglichen Ausweitung der Nächsten- zur Fernstenliebe ist die folgende Präzisierung von Fuchs entscheidend:

„Liebe beschränkt sich nicht auf das affektive Verhalten. Unabhängig von unserer emotionalen Zuwendung kann ein anderer, wenn er in Not gerät, für uns zum Nächsten werden – ob wir ihn nun (emotional) lieben oder nicht. Es geht nicht um euphorische Liebe, sondern um jene innere Einstellung und Bereitschaft, dem anderen als Mitmenschen gerecht zu werden, ihn nicht nur gelten zu lassen, sondern ihm wohl zu wollen. Was uns nottut, ist eine Sensibilität für jene Situation, in der für uns gilt: Hier bist du gefordert, hier tut deine Zuwendung und Hilfe not.“⁷⁸⁰

Meines Erachtens treffen sich hierin ein konsequentes Eintreten für die Menschenwürde und gelebte Diakonie.

Im Beispiel des oben genannten englischen Kriegsgefangenen – bei dem es, dies sei hier der Korrektheit halber gesagt, nicht mehr um eine Gefechts-situation geht – ist auch die räumliche Nähe von Bedeutung, die die indirekte Kommunikation zwischen ihm und Böll überhaupt erst ermöglicht. Als Pilot bleibt die Person des Soldaten in der Regel sonst unsichtbar.

Richert berichtet von einem Kameraden, dem ein intuitiv gemachtes Kreuzzeichen das Leben rettet, weil der ihn bedrängende britische Soldat nicht nur innehält, sondern ihn sogar vor der Gewalt eines Kameraden aktiv schützt. Den Moment der auftretenden Differenz zwischen den beiden britischen Soldaten nutzt Richerts Kamerad zur Flucht.⁷⁸¹ Nach Grossmans Klassifikation verringert sich durch die gemeinsame Religion die kulturelle Distanz.⁷⁸²

Interessanterweise hat auch Ernst Jünger in seinem dem „soldatischen Nationalismus“⁷⁸³ zuzurechnenden, anhand eigener Tagebuchaufzeichnun-

780 Fuchs 1992, S. 184.

781 Vgl. Abschnitt 2.1.3.3 Die Religion als Brücke bei „Feind“-Begegnungen an und hinter der Front.

782 Vgl. Grossman 1996 S. 16off.

783 Neitzel/Welzer 2011, S. 69.

gen verfassten Werk „In Stahlgewittern“ eine ähnliche Szene festgehalten, was für deren Authentizität sprechen mag. Ernst Jünger gehört zu den

„aktivistischen Frontoffiziere[n, M.S.], die ohne festumrissene politische und ideologische Identität von der Schule oder der Universität in den Krieg gezogen und wieder aus ihm entlassen waren [...], M.S.]. Ihr einziger ‚Besitz‘ war das ‚heroische Kriegserlebnis‘, das sie in der Nachkriegszeit in verschiedenen ideologischen Zusammenhängen ständig neu interpretierten. [... Sie verband, M.S.] eine unbedingte Feindschaft gegen die Weimarer Demokratie und die Überzeugung, dass ihrem Erlebnis des Krieges und der ‚Frontgemeinschaft‘ nur in einem diktatorischen ‚Staat der Frontsoldaten‘ Rechnung getragen werden könne, dessen oberstes Ziel die ‚Wehrhaftmachung‘ und erneuerte Kriegsbereitschaft sein müsse.“⁷⁸⁴

Kontext der betreffenden Episode ist die sogenannte Michael-Offensive der deutschen Truppen im März 1918. Die entsprechende Kapitelüberschrift in Jüngers Werk „Die Große Schlacht“ deutet noch auf die ebenso übliche Bezeichnung „Große Schlacht in Frankreich“ hin.⁷⁸⁵ Im von Jünger beschriebenen Angriff stehen sich deutsche und britische Soldaten gegenüber. Der Ich-Erzähler, der nahe an den Erlebnissen des Autors Jünger zu sein scheint⁷⁸⁶, hält dabei in seiner Tötungsabsicht inne, weil der gegnerische, verwundete Soldat ihm ein Familienbild entgegenstreckt:

„Da erblickte ich den ersten Feind. Eine Gestalt in brauner Uniform, anscheinend verwundet, kauerte zwanzig Schritt voraus in der Mitte der zertrommelten Mulde, die Hände auf den Boden gestützt. Wir nahmen uns wahr, als ich um eine Windung bog. Ich sah sie bei meinem Erscheinen zusammenfahren und mich mit weitgeöffneten Augen anstarren, während ich, das Gesicht hinter der Pistole verborgen, mich langsam und bösartig näherte. Ein blutiger Auftritt ohne Zeugen bereitete sich vor. Es war eine Erlösung, den Widersacher endlich greifbar zu sehen. Ich setzte die Mündung an die Schläfe des vor Angst Gelähmten, die andere Faust in seinen Uniformrock krallend, der Orden und Rangabzeichen trug. Ein Offizier; er mußte in diesen Gräben kommandiert haben. Mit einem Klagelaut griff er in seine Tasche, aber er zog keine Waffe, sondern ein Lichtbild aus ihr hervor, das er mir vor die Augen hielt. Ich sah ihn darauf, von einer vielköpfigen Familie umgeben, auf einer Terrasse stehen.

⁷⁸⁴ Baron/Müller 1992, S. 302f.

⁷⁸⁵ Vgl. dazu Kitchen ²2004, S. 712ff.

⁷⁸⁶ Dafür spricht u. a., dass der Ich-Erzähler explizit den Namen des Autors trägt, vgl. z. B. Jünger ³⁶1995, S. 263.

Das war eine Beschwörung aus einer versunkenen, unglaublich fernen Welt. Ich habe es später als ein großes Glück betrachtet, daß ich ihn losließ und weiter vorstürzte. Gerade dieser eine erschien mir noch oft im Traum. Das ließ mich hoffen, daß er die Heimat wiedergesehen hat.⁷⁸⁷

Durch das jüngst erschienene Original-Kriegstagebuch Jüngers ergibt sich die günstige Lage, dass wir den literarisch bearbeiteten Text mit den Originalnotizen vergleichen können. Die betreffende Episode wird dort als Eintrag vom 21.3.1918 folgendermaßen wiedergegeben:

„Wütend schritt ich voran. Da erblickte ich den ersten Feind. Ein Engländer kauerte verwundet mitten in dem zertrommelten Hohlweg. Die Pistole hebend ging ich auf ihn zu, da hielt er mir flehend eine Karte entgegen. Ich erblickte ein Photografie, auf der eine Frau und mindestens ein halbes Dutzend Kinder waren. Ich freue mich jetzt doch, dass ich meine irrsinnige Wut bezwang und an ihm vorüberschritt.“⁷⁸⁸

Im Wesentlichen stimmen die beiden Texte überein, was für die Zuverlässigkeit des literarischen Textes in diesem Punkt spricht.

Die Verbindung, die über das Familienbild entsteht, ist die des zivilen Mitmenschen, nicht die des Soldaten in Uniform. Insofern ähnelt der Effekt dem Phänomen der „naked soldiers“. Der Ich-Erzähler hat auch kein grundsätzliches Problem, im Krieg zu töten. Er stürzt sich weiter ins Kampfgeschehen. Aber der Moment der Unterbrechung hinterlässt selbst bei dem dem Ideal der Härte verpflichteten Krieger einen bleibenden Eindruck. Das lässt sich bereits in der Tagebucheintragung erahnen. Der literarische Text führt dies aus. Der verwundete Soldat verfolgt den Ich-Erzähler im Traum und sein durch die Begegnung entstandenes Mitgefühl reicht so weit, dass er sich wünscht, dass jener den Krieg überlebt.

Erleichtert wird die Verbindung durch die soziale – beide Soldaten sind Offiziere⁷⁸⁹ – wie kulturelle Nähe – es bestehen vermutlich keine ethnischen Schranken.⁷⁹⁰ Bemerkenswert ist die Episode zudem, weil der Erzähler unmittelbar davor seine Stimmung vor dem Angriff folgendermaßen beschreibt:

787 Jünger ³⁶1995, S. 262f. Einen ersten Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Stefan Knödler. Die Stelle findet sich außerdem bereits zitiert in Rieker 2007, S. 42.

788 Jünger 2010, S. 379 [Eintrag zum 21.3.1918, Heft 13].

789 Jünger ist zu diesem Zeitpunkt Leutnant und Kompanieführer, vgl. Jünger ³⁶1995, S. 249, S. 253 u. ö. sowie Volmert 1985, S. 120f. und Sieferle ²2004, S. 600.

790 Der verwundete Soldat ist Engländer, was sich zum einen aus dem erzählerischen Kontext ergibt. Des Weiteren deutet die braune Uniform „auf die khakifarbene Dienst-U[niform, M.S.]“ (Kraus ²2004, S. 936) der britischen Armee hin.

„Im Vorgehen erfaßte uns ein bersekerhafter Grimm. Der übermächtige Wunsch zu töten beflügelte meine Schritte. Die Wut entpreßte mir bittere Tränen.“⁷⁹¹

Es wird also die feste Tötungsabsicht durchbrochen, freilich nur für einen Moment, denn noch im selben Kontext empfindet er große Genugtuung, auf die fliehenden britischen Soldaten zu schießen:

„Die Vision der am Drahtverhau entlangstürzenden Hochländer löschte alle Einzelheiten aus. Wir warfen uns am oberen Rande der Böschung nieder und feuerten. Es war einer der seltenen Augenblicke, in denen man den Gegner ganz in die Enge getrieben hat und den glühenden Wunsch fühlt, sich zu vervielfältigen.“⁷⁹²

Ein Letztes ist an dieser Stelle noch zu erwähnen: So schildert Jünger ebenfalls in diesem Gefecht eine Situation, in der er mit dem von ihm zuvor selbst getöteten toten Soldaten konfrontiert wird. Diese Konfrontation, die sich als Nähe außerhalb des Bedrohungskontextes fassen lässt, macht ihm wiederum zu schaffen. Ein weiteres Mal spricht er davon, dass ihn das Bild bis in seine Träume verfolgt:

„Auch die Besatzung einer Reihe in den Hohlweg eingebauter Unterstände stürzte heraus. Ich traf einen davon, als er aus dem Eingang des ersten sprang. [...], M.S.] Davor lag mein Engländer, ein blutjunges Kerlchen, dem das Geschloß quer durch den Schädel gefahren war. Es lag da mit entspanntem Gesicht. Ich zwang mich, ihn zu betrachten, ihm ins Auge zu sehen. Nun hieß es nicht mehr: ‚Du oder ich‘. Oft habe ich später an ihn zurückgedacht und mit den Jahren häufiger. Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume hinab.“⁷⁹³

791 Jünger ³⁶1995, S. 261.

792 Jünger ³⁶1995, S. 282. Im Original-Kriegstagebuch lautet die entsprechende Episode: „Mit einem Hurra, das den fliehenden Tommys wie eine Stimme des jüngsten Gerichtes in die Ohren gellen mußte, erreichten wir | die Straße und schossen, was die Flinten hergaben, auf den fliehenden Feind. Ein langes dichtes Drahtverhau zwang sie, dicht an uns vorbeizulaufen, die wir im Hurragebrüll und vernichtendem Feuer aufrecht auf der Straßenböschung standen. Auch knatternde MG's waren im Nu aufgebaut.“ (Jünger 2010, S. 392.) Das erlebte Triumphgefühl ist auch hier deutlich zu erkennen. Auffällig ist eine Abweichung im Detail. Im Originaltagebuch schießen die Soldaten stehend, im literarischen Text liegend.

793 Jünger ³⁶1995, S. 271f. Im Original-Kriegstagebuch fällt die entsprechende Episode deutlich lakonischer aus: „Am Hohlwege lagen mehrere Unterstandsähn-

Aufs Ganze gesehen zeigt sich in den Beispielen Jüngers die Vielschichtigkeit des Unterbrechungsbegriffs. Eine Unterbrechung kann singular bleiben: Selbst wenn sie Folgen hat, ist nicht gesagt, dass der Handelnde sich in letzter Konsequenz von der Gewalt abwendet. So wie die Soldaten Jünger und Böll den Krieg trotz mancher ähnlicher Erfahrungen⁷⁹⁴ weitgehend unterschiedlich erleben – Jünger gehört im Ersten Weltkrieg zu den wenigen Trägern des höchsten preußischen Ordens „Pour le Merite“⁷⁹⁵, Böll bleibt im Zweiten Weltkrieg als Gefreiter einfacher Soldat –, können nach dem Krieg auch die Autoren Jünger und Böll völlig unterschiedliche Wege

liche [sic!, M.S.] Hütten, aus denen bei unserer Annäherung Leute liefen. Ich schoß einen nieder. [...], M.S.] Ich ließ mich jedoch nicht weiter stören, sondern legte eine Gefechtpause ein und inspizierte zunächst einmal die Hütte und ihre Umgebung. Vor der Hütte lag mein Engländer mit einem sauberen Kopfschuß. Innen war ein Fahrrad und alle Gebrauchs- und Ausrüstungsgegenstände, die uns in die Hand gefallen waren.“ (Jünger 2010, S. 384.) Es entsteht fast der Eindruck, dass der Tagebuchschreiber mehr an der „Genauigkeit“ seines Kopfschusses interessiert ist als an Mitgefühl mit dem Getöteten. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Erwähnung des Fahrrads und anderer Beutestücke im selben Atemzug, noch dazu mit der Konstruktion der Ortsangaben „vor der Hütte“ und „innen“. Der Erzähler im literarischen Tagebuch hingegen spricht explizit von eigener Trauer.

794 So arbeitet sich der Soldat Böll in seinen Briefen an Jüngers Kriegserfahrung ab. (Dies gilt Kiesel zufolge im Übrigen auch für Erich Maria Remarque, vgl. Jünger 2010, S. 597.) Trotz seines klaren Blicks für die Differenz kann Böll sich auch einer gewissen Faszination des Werks nicht entziehen, vgl. dazu den bereits zitierten Brief an Annemarie Böll vom 24.1.1943 (Nr. 423) sowie seine Brief vom 19.7.1944: „Ich habe sehr viele Bücher über den Krieg gelesen; von Binding, von Wiechert, Beumelburg; und auch von ‚Jünger‘ ein tolles Buch: ‚In Stahlgewittern‘, ein genaues Tagebuch aller 4 Weltkriegsjahre, die Jünger ununterbrochen an der Westfront im furchtbarsten Feuer erlebt hat, immer im Brennpunkt der Front. Dieses Buch möchte ich wirklich besitzen, weil es das Buch eines Infanteristen ist, real und nüchtern, erfüllt von der Leidenschaft eines Mannes, der alles sieht und alles auch mit Leidenschaft und Härte erlebt. Alle diese Bücher waren irgendwie erfüllt vom Leid am Krieg und auch von der elementaren Lust des Mannes am Kampf, aber keiner hat doch diese absolute leidenschaftliche Klarheit Jüngers, die alles Elementare gleich erkennt und zu ordnen versteht. Aber keiner, auch Jünger nicht, hat das Leid des Krieges so erlebt wie Ernst Wiechert, dessen Kriegsbuch mir am meisten nahe kommt. Wiecherts Kriegserlebnis ist das des absolut ‚Armen‘, während Jünger das Kriegserlebnis des ‚Mächtigen‘ schildert. So kann ich Jünger wohl verstehen und lieben, weil er eben den Krieg absolut erlebt, aber ich liebe Wiechert doch mehr, der, wie alle absolut ‚Armen‘, vom Krieg schwer verwundet ist und überwältigt vom Elend und von den Strömen Blut, durch die der Infanterist im Kampf buchstäblich oft waten muß.“ (Böll 2003, Brief an Annemarie Böll vom 19.7.1944 (Nr. 838), S. 1091f.)

795 Vgl. Neitzel/Welzer 2011, S. 76.

gehen. Bemerkenswert ist, dass Böll trotzdem noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg Jünger als nicht „opportunistisch“⁷⁹⁶ und Teil der „inneren Emigration“⁷⁹⁷ respektiert, so in einem Interview mit René Wintzen in den 1970er Jahren:

„Er [Ernst Jünger] hatte eine erkennbare Einstellung zum Krieg, heroisch und auch pathetisch. Es ist nicht meine Sache, ihm das vorzuwerfen, aber opportunistisch verhalten hat er sich nie. Ich glaube, dass man Jünger bei allen Reserven, die ich natürlich ihm gegenüber habe, mit Respekt bezeugen muß, daß er sich nicht angepaßt hat an den, wie er es wahrscheinlich sagen würde, Vulgär-Heroismus. Ich glaube, er hat viele Schwierigkeiten gehabt.“⁷⁹⁸

Neben der Verbindung, die die als gemeinsam erfahrene Verletzlichkeit oder andere Aspekte des Menschseins zwischen den Soldaten schaffen, ist demnach die wahrgenommene Nähe als weiterer Impuls festzuhalten.

3.3.3 Brücken

In den verschiedenen Schilderungen von Begegnungen zwischen gegnerischen Soldaten haben sich zudem bestimmte „Brücken“ gezeigt, die die Distanz überwinden oder zumindest verringern können, so dass eine Beziehung zwischen den Soldaten entsteht. Einige seien im Folgenden noch einmal genannt, bevor sie anhand einiger Beispiele genauer in den Blick genommen werden. So können die gemeinsame Religion (wie in einigen bereits erwähnten Beispielen), die grenzüberschreitende Erfahrung von Musik, Literatur, Sport, Alltagsvollzüge, der Tausch von Zigaretten, das Zeigen von Familienbildern, die gemeinsame Sprache u. a. ebenfalls eine Verbindung schaffen, die die Gewalt unterbricht.

Was die Religion betrifft, berichtet Richert, wie er wahrnimmt, dass ein tödlich verwundeter französischer Soldat mit seinem Rosenkranz betet. An anderer Stelle werden ihm Marienmedaillen zu einem wertvollen Geschenk als Erinnerung an die mit zwei Französinnen verbrachte Zeit als „Drückeberger“ jenseits des Gefechts.⁷⁹⁹

Droßel berichtet von einer gemeinsam verbrachten Adventszeit 1944 mit einer lettischen Försterfamilie.⁸⁰⁰

⁷⁹⁶ Böll 1979, S. 40.

⁷⁹⁷ Böll 1979, S. 40.

⁷⁹⁸ Böll 1979, S. 40.

⁷⁹⁹ Vgl. Abschnitt 2.1.1.3.3 Die Religion als Brücke bei „Feind“-Begegnungen an und hinter der Front.

⁸⁰⁰ Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.4. Begegnungen mit der Zivilbevölkerung.

Gemäß der getroffenen Auswahl biographischer Linien stand in den hier diskutierten Beispielen das Christentum als Religion im Vordergrund. Feldpostsammlungen wie z. B. die Eugen Tannenbaums zum Ersten Weltkrieg legen nahe, dass Ähnliches – vielleicht durch den Minderheitenstatus und den damit verbundenen noch engeren Zusammenhalt sogar in weitaus größerem Maße – für das Judentum gilt.⁸⁰¹ Es scheint mir plausibel, dass potenziell jede Religion zu einer solchen Brückenressource werden und so eine Verbindung zwischen gegnerischen Parteien herstellen kann.

Eine weitere Brücke kann die Musik bilden. Ihre maßgebliche Bedeutung für die Waffenruhen um Weihnachten 1914 wurde bereits dargestellt.⁸⁰² Droßel erlebt die verbindende Wirkung von Musik in der bereits erwähnten Adventszeit 1944 bei einer lettischen Försterfamilie⁸⁰³ und als ihm der Gesang russischer Soldaten am Lagerfeuer nahe geht⁸⁰⁴.

Ein schon fast grotesk anmutendes Kuriosum ist der Erfolg des im Ersten Weltkrieg von Hans Leip verfassten Gedichtes „Lili Marleen“, das in seiner von Lale Andersen interpretierten Vertonung von Norbert Schultze zum grenzüberschreitenden „Hit“ unter den verschiedenen Soldaten des Zweiten Weltkriegs wurde⁸⁰⁵:

„Das schlichte, melanchol[ische, M.S.] ‚Lied eines jungen Wachtpostens‘, der auf ein Wiedersehen mit seinem Mädchen hofft, geriet am 18.8.41 zufällig ins Programm des d[utschen, M.S.] Soldatensenders Belgrad. Die Resonanz war so überwältigend, daß ‚L[ili Marleen‘, M.S.] fortan tägl[ich, M.S.] um 21.57 Uhr ausgestrahlt wurde; an vielen Kampfabschnitten trat um diese Zeit eine Feuerpause ein, weil die Soldaten auf beiden Seiten der rauchigen Stimme lauschten. Goebbels, der Text und Musik ‚morbide‘ nannte und von einer ‚Schnulze mit Totentanzgeruch‘ sprach, zog seinen Einspruch zunächst zurück, erteilte dann aber 1942 der Sängerin Auftrittsverbot und untersagte die Ausstrahlung des Liedes nach der Katastrophe von Stalingrad ganz. Inzw[ischen, M.S.] war es jedoch, in 48 Sprachen übersetzt, fester Bestandteil der alliierten Rundfunkprogramme – engl[isch, M.S.] gesungen von Marlene

801 Vgl. Tannenbaum 1915, u. a. S. 35-37, S. 46-48, S. 115-117, S. 151-157. In den angegebenen Stellen der Sammlung finden sich Berichte über die gemeinsame Feier des jüdischen Neujahrsfestes Rosch ha-Schana, gemeinsames festliches Essen sowie über einen Gottesdienstbesuch mit anschließender Schabbat-Einladung. Interessanterweise berichtet ein Briefschreiber auch davon, dass er seine Vorbehalte gegen das osteuropäische Judentum korrigiert (vgl. Tannenbaum 1915, S. 49).

802 Vgl. Abschnitt 1.3.1. Die Waffenruhen um Weihnachten 1914 an der Westfront als Beispiel für die Unterbrechung von Gewalt.

803 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.4. Begegnungen mit der Zivilbevölkerung.

804 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.3 Arrangements mit der Gegenseite.

805 Vgl. Zentner/Bedürftig 1988, S. 342.

Dietrich, [französisch, M.S.] von Edith Piaf –, obwohl auch brit[ische, M.S.] Kommandeure Bedenken wegen negativer Auswirkungen auf die Kampfmentalität äußerten.“⁸⁰⁶

Ein ergreifendes Beispiel, dass auch die Literatur zu einer solchen Brücke werden kann, hat die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann in ihrem erst in jüngster Zeit posthum erschienenen „Kriegstagebuch“⁸⁰⁷ festgehalten. Im Kärnten der unmittelbaren Nachkriegszeit begegnet sie dem aus Österreich geflohenen Juden Jakob Chamicz, der als britischer Besatzungssoldat zurückgekehrt ist und nun unter dem Namen Jack Hamesh für das Büro der Field Security Section in Hermagor arbeitet.⁸⁰⁸ Die gemeinsame Wertschätzung in der Nazi-Zeit verbotener Literatur wird für die beiden zum Erkennungszeichen, das zwischen dem Kind der Täter und dem (Kind der) Opfer eine Beziehung vertrauter Verliebtheit entstehen lässt, die für Hamesh zu einer allerdings letztlich unerwiderten Liebe wird. Den entscheidenden Moment, in dem Bachmann ihre Befangenheit verliert, quasi der Bann gebrochen wird, schildert sie so:

„Wir sind auf der Bank gesessen und ich habe so furchtbar gezittert wieder im Anfang, dass er [Hamesh, M.S.] denken hat müssen, ich bin verrückt oder ich habe ein schlechtes Gewissen oder weiss Gott was. Und ich weiss überhaupt nicht warum. Ich weiss auch nicht mehr, was wir am Anfang geredet haben, aber dann auf einmal von Büchern, von Thomas [Mann] und Stefan Zweig und Schnitzler und Hofmannsthal. Ich war so glücklich, er kennt alles und er hat mir gesagt, er hätte nie gedacht, dass er ein junges Mädchen finden würde in Österreich, das trotz der Nazierziehung das gelesen hat. Und auf einmal war alles ganz anders, und ich habe ihm alles erzählt von den Büchern.“⁸⁰⁹

In der unmittelbaren Folge erzählt Hamesh ihr die Geschichte seiner Flucht, was die entstandene Vertrautheit zeigt. Bachmann empfindet ihr Zusam-

806 Zentner/Bedürftig 1988, S. 342. Einen ersten Hinweis auf das Phänomen verdanke ich Traugott Manz. Zu einer ausführlichen Darstellung von Entstehung, Hintergründen und Rezeption des Liedes vgl. außerdem die jüngst erschienenen Monographien von Leibovitz/Miller 2009 und Sala Rose 2010.

807 Bachmann 2011.

808 Vgl. Bachmann 2011, Nachwort, S. 73.

809 Bachmann 2011, S. 19f. Barbican nennt explizit u. a. die jüdischen Autoren Arthur Schnitzler und Stefan Zweig als Namen auf den „Schwarzen Listen“, die als Grundlage für die Bücherverbrennungen am 10.5.1933 dienten. (Vgl. Barbican 2010, S. 40.) Die Literatur Thomas Manns wurde Fabian zufolge „nach der Ausbürgerung des Schriftstellers 1936 auf den staatlichen Verbotsindex gesetzt.“ (Barbican 2010, S. 462, vgl. auch ebd., S. 287f.)

mensein unmittelbar nach der Befreiung im Sommer 1945 tief: „Das ist der schönste Sommer meines Lebens, und wenn ich hundert Jahre alt werde“⁸¹⁰ und sie nimmt dafür auch das antisemitische Gerede der Leute in Kauf.⁸¹¹ Nach der Trennung der beiden wird Hamesh von einer „Wendung in [seinem] Leben“⁸¹² sprechen und ihr versichern: „Durch Dich erst sah ich [sic!, M.S.] dass es doch wert ist [sic!, M.S.] an Menschen zu glauben.“⁸¹³ Dass Zuneigung bzw. Liebe in dieser Konstellation (schon wieder) möglich sind, ist keine Selbstverständlichkeit und gerade deshalb etwas Hoffnungsvolles auch im Sinne einer Unterbrechung von Gewalt, die durch die Brücke der Literatur möglich wurde.

In den biographischen Linien spielt die Literatur als Brücke nur eine untergeordnete, indirekte Rolle. Der aus ländlichem Milieu stammende Richert erwähnt seine Lektüre schlichtweg nicht, auch wenn er, wie bereits erwähnt, zweifelsohne belesen ist, wie auch einige Titel seiner Nachkriegslektüre erhalten sind.⁸¹⁴ Für den Hauptstädter Droßel ist die Teilnahme am kulturellen Leben selbstverständlich. Im Krieg sind es aber eher seine Sprachkenntnisse, die ihm die Verständigung über die Grenzen ermöglichen. Für den Soldaten Böll ist die eigene Lektüre und der Austausch mit Annemarie darüber eine der Kraftquellen, die ihn aufrecht halten, auch durch den kleinen Freiraum, den er sich dadurch verschafft. An einer Stelle spricht Böll darüber hinaus explizit davon, wie er während eines Bahnhaltes ein Gespräch mit einem jungen Paar aus Melitopol (südliche Ukraine⁸¹⁵), die vermutlich als „Volksdeutsche“⁸¹⁶ von dort evakuiert werden,

810 Bachmann 2011, S. 23.

811 Vgl. Bachmann 2011, S. 22.

812 Bachmann 2011, Brief von Jack Hamesh an Ingeborg Bachmann vom 27.6.1946, S. 33.

813 Bachmann 2011, Brief von Jack Hamesh an Ingeborg Bachmann vom 16.6.1946, S. 29.

814 Vgl. 2.1.1.1 Vorbemerkungen zur Quelle und zu Richerts Biographie, dort auch weiterführende Literaturhinweise. Zu einzelnen Lektüretiteln vgl. das Nachwort von Tramtitz/Ulrich in Richert 1989, S. 394.

815 Böll 2003: Stellenkommentar, S. 1433.

816 Zu diesem Begriff des NS-Deutsches vgl. Brackmann/Birkenhauer: „**Volksdeutscher** deutscher ‚Volkszugehöriger‘ im Ausland, der die Staatsangehörigkeit seines Gastlandes besaß; wurde deshalb auch als ‚Rumäniendeutscher‘, ‚Überseedesdeutscher‘ usw. bezeichnet und kam für die Rückführung und [...], M.S.] Umsiedlung [...], M.S.] ins Deutsche Reich in Frage; seine Volkszugehörigkeit wies er durch Eintragung der [...], M.S.] Volksdeutschen Mittelstelle, Beratungsstelle für Einwanderer, nach – wobei die Bezeichnung ‚Volksdeutscher‘ zugunsten von ‚Deutscher‘ möglichst vermieden wurde“ (Brackmann/Birkenhauer 1988, S. 195, Hervorhebung im Original, M.S.) sowie Michael/Doerr: „**Volksdeutscher**. Ethnic German. A person of German ethnic origin without

über Dostojewski führt, das ihn tief bewegt. Es handelt sich wohlgerne nicht um eine Begegnung zwischen direkten Gegnern, nur unter Fremden, von Interesse ist aber, dass über den religiösen und noch dazu russischen Schriftsteller eine zivile Logik kurzzeitig ihren Raum erhält. Böll fühlt sich für einen Moment als „Student“⁸¹⁷ und ist „glücklich, noch einmal mit Menschen gesprochen zu haben, wirklich menschlich...“⁸¹⁸ Er durchbricht auf diese Weise zudem seine Isolation, bevor er zu einem Fronteinsatz an die Krim verlegt wird, weshalb die Formulierung „noch einmal“ angesichts der akuten Todesgefahr ein besonderes Gewicht erhält.

Sport spielt vor allem beim Fraternisieren, d. h. bei der Verbrüderung von Soldaten eine wichtige Rolle. Außer den im Eingangskapitel geschilderten Fußballspielen im Rahmen der Waffenruhen um Weihnachten 1914⁸¹⁹ sind hier auch zwei Beispiele aus den Erinnerungen Droßels während des Zweiten Weltkrieges zu nennen.

Zum einen berichtet er von einem Schachturnier zwischen fraternisierenden deutschen und russischen Frontsoldaten⁸²⁰ sowie einem Fußballspiel im Rahmen des Besatzungsalltags in Frankreich⁸²¹. Bezüglich des Fußballspiels, das die Bevölkerung und die Besatzungssoldaten verfolgen, hält Droßel fest: „Es folgt noch eine Stunde gemütliches Beisammensein – das Eis ist gebrochen.“⁸²²

Das letztere Beispiel zeigt allerdings auch wieder die Ambivalenz, die in der Unterbrechung liegen kann. Es lässt sich die Frage stellen, wie wünschenswert ein gutes Verhältnis zwischen Besatzern und Bevölkerung tatsächlich ist.

In jedem Fall wird das gemeinsame sportliche Spiel zum Türöffner. Nicht anders ist es bei dem Schachturnier an der Ostfront, dazu noch einmal Droßel:

„Es geht hervorragend. Die Russen gewinnen das Turnier 5:1. Wir Offiziere sitzen mal auf der einen, mal auf der anderen Seite, trinken Wodka und – aus unseren Beständen französischen Cognac. Wir kommen uns näher und vereinbaren uns gegenseitig zu warnen, wenn etwas schief gehen sollte.“⁸²³

German citizenship or not living in Germany. Germans of foreign nationality.“ (Michael/Doerr 2002, S. 422, Hervorhebung im Original, M.S.).

817 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 7.11.1943 (Nr. 676), S. 943.

818 Böll 2003: Brief an Annemarie Böll vom 7.11.1943 (Nr. 676), S. 943.

819 Vgl. Abschnitt 1.3.1. Die Waffenruhen um Weihnachten 1914 an der Westfront als Beispiel für die Unterbrechung von Gewalt.

820 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.3 Arrangements mit der Gegenseite.

821 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.3 Arrangements mit der Gegenseite.

822 Droßel 2001, S. 165.

823 Droßel 2001, S. 171.

Aus Droßels Schilderung, der hier mehrere Begegnungen am entsprechenden Frontabschnitt zusammenfasst, geht nicht ganz klar hervor, ob die Annäherung eine direkte Folge des Schachturniers ist, es spielt aber zweifelsohne eine zentrale Rolle, wiederum als Türöffner, in diesem Fall aber noch weitergehend zur Festigung des gegenseitigen Vertrauens. Die vereinbarte Warnung erfolgt dann auch durch Droßels russischen Offizierskollegen.

Das nichtmilitärische Miteinander-Tun ist damit Vollzug und Vertiefung der Unterbrechung von Gewalt. Miteinander Alltag und in diesem Falle Sport zu teilen, heißt, aus der Feind-Konstellation herauszutreten. Auch hieraus kann ein tiefergehender Zweifel an der militärischen Logik entstehen, das muss aber nicht notwendigerweise geschehen. Ohne die Brücke des Sports ließe sich aber die Feindkonstellation leichter aufrechterhalten. Der gemeinsame Sport hat somit zumindest eine Distanz mindernde Wirkung.⁸²⁴

Eine wichtige Brücken-Ressource, wie am Beispiel Richerts zu sehen war, stellt die Bikulturalität dar. So verschafft sie ihm bei Einquartierungen das Vertrauen der Quartiersleute und sichert ihm nach der vollzogenen Desertion die friedliche Aufnahme durch die französischen Soldaten, unter denen ebenfalls Elsässer sind.⁸²⁵ In den beiden Beispielen fungiert die elsässische Heimatregion quasi als Türöffner.

Dass selbst einfache Alltagsvollzüge und menschliche Gesten zu Brücken werden können, wurde bereits im Symbol der Fraternalisierungen von Weihnachten 1914, dem Austausch von Zigaretten, deutlich. Gerade wenn die sprachliche Verständigung eingeschränkt ist, bekommen solche symbolische Handlungen einen fast „sakramentalen“ Charakter, indem sie das vollziehen, was sie bezeichnen, hier den freund(schaft)lichen Umgang miteinander.

So spricht beispielsweise der französische Schriftsteller und Pilot im Zweiten Weltkrieg, Antoine de Saint Exupéry, in seinem berühmten „Lettre à un otage“ (Bekenntnis einer Freundschaft. Briefe an einen Ausgelieferten) auf ein Erlebnis im Spanischen Bürgerkrieg zurückblickend von einem „Wunder“. Dort beschreibt er die Wirkung eines solchen Momentes, in dem sich durch eine schlichte Regung von Menschlichkeit die zuvor angespannte Situation verändert.

Als Journalist wird Saint-Exupéry von anarchistischen Soldaten gefangen genommen, als er das Verladen von Kriegsmaterial in einem Güterbahnhof beobachtet. Da er zwar des Spanischen, nicht aber des Katalanischen mächtig ist, entsteht eine angespannte und höchst brisante Situation, zumal

824 Selbstverständlich kann Sport beispielsweise im Sinne der „Wehrertüchtigung“ auch anders wirken, vgl. zum Beispiel die „Militarisierung des S[ports]...“, M.S.] in Deutschland“ (Werth 2004, S. 863) schon vor dem Ersten Weltkrieg.

825 Vgl. 2.1.1.3.2 Die Bedeutung der Bikulturalität des Elsass für den Soldaten Richert.

der Schriftsteller durch seine Krawatte bei den Anarchisten zusätzlichen Verdacht erregt. Was dann geschieht, berichtet Saint-Exupéry in einem Brief an seinen Freund Léon Werth⁸²⁶, den dieser als Vorwort eines eigenen, dann aber nicht erschienenen Buches verwenden sollte. Werth ist Jude und hält sich vor den Nazis in Frankreich versteckt.⁸²⁷ Saint-Exupéry schreibt aus dem amerikanischen Exil.

„Da geschah es, dass sich das Wunder ereignete. Oh, ein sehr verschwiegenes Wunder. Ich hatte keine Zigaretten mit. Da einer meiner Kerkermeister rauchte, bat ich ihn mit einer kleinen Bewegung, mir eine abzutreten, und ich versuchte ein vages Lächeln. Der Mann reckte sich zuerst, führte langsam die Hand an seine Stirn, hob die Augen, sodass er nicht mehr auf meine Krawatte, sondern in mein Gesicht blickte, und zu meiner größten Verblüffung machte auch er den Versuch eines Lächelns. Es war wie der Anbruch eines Tages.“⁸²⁸

Die Magie solcher Momente ist auch in den dargestellten biographischen Linien spürbar, in den bei Droßel als „Episoden der Menschlichkeit“⁸²⁹ gesammelten Beispielen, insbesondere aber in den von Böll geschilderten „Intermezzi der Menschlichkeit“⁸³⁰.

Wenn Böll berichtet, wie ihm eine Flämin ein Eis kauft und er mit ihr eine kleine Zeitspanne vertrauten Einverständnisses teilt, während sie beide am trennenden Zaun entlang laufen, bis die „Übergabe“ stattfinden kann, so wird dies zum unvergesslichen Moment.⁸³¹ Zum einen bricht sich hier eine Erinnerung an ein „ziviles“ Leben und damit ein Leben jenseits des Krieges Bahn, zum anderen findet hier eine Interaktion zwischen Mann und Frau statt, die nicht durch die Gewalthaltigkeit der Geschlechterverhältnisse im Krieg bestimmt ist. Zwar spricht Böll nicht von einem Wunder,

826 Saint-Exupéry widmete Léon Werth sein bekanntestes Werk „Der kleine Prinz (Le petit Prince)“.

827 Vgl. Saint-Exupéry 2010, (Klappentext).

828 Saint-Exupéry 2010, S. 43. Im französischen Original lautet die entsprechende Passage: „C'est alors qu'eut lieu le miracle. Oh! un miracle très discret. Je manquais de cigarettes. Comme l'un de mes geôliers fumait, je le priai, d'un geste, de m'en céder une, et ébauchai un vague sourire. L'homme s'étira d'abord, passa lentement la main sur son front, leva les yeux dans la direction, non plus de ma cravate, mais de mon visage et, à ma grande stupéfaction, ébaucha, lui aussi, un sourire. Ce fut comme le lever du jour.“ (Saint-Exupéry, 1982 (1943), S. 339).

829 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.5 Episoden der Menschlichkeit.

830 Vgl. Abschnitt 2.2.1.2.11 „Intermezzi der Menschlichkeit“ und die Frage der Unterbrechung von Gewalt.

831 Vgl. Abschnitt 2.2.1.2.11 „Intermezzi der Menschlichkeit“ und die Frage der Unterbrechung von Gewalt.

aber er beschreibt sich selbst als „unendlich glücklich“⁸³² und das Erlebnis als „ganz wunderbar“⁸³³, eine absolute Seltenheit in seinen „Briefen aus dem Krieg“.

Saint-Exupéry schließt die Schilderung seines Momentes folgendermaßen:

„Noch war nichts gesagt worden. Aber alles war entschieden. Ich legte meine Hand dankend auf die Schulter des Milizsoldaten, als er mir die Zigarette reichte. Das Eis war gebrochen; und da nun auch die anderen Soldaten wieder Menschen geworden waren, trat ich in das Lächeln aller ein, wie in ein neues und freies Land.“⁸³⁴

Ich denke, dass es das genau trifft. Wie es bei den Beispielen Walzers die „Nacktheit“ bzw. Verletzlichkeit des anderen ist, die die Gewaltstruktur unterläuft bzw. unterbricht, so ist es hier die elementare zwischenmenschliche Interaktion bzw. Kommunikation.

3.3.4 Mitgefühl

Zu den bisher genannten Impulsen des Heraustretens aus dem Bedrohungskontext, der wahrgenommenen Nähe und der entstandenen Brücken ist als weiterer starker Impuls das Mitgefühl zu nennen. Im obigen Abschnitt zur Tötungshemmung wurde anhand der Überlegungen Fromms bereits ein Hinweis darauf gegeben. Fromm sieht das Mitgefühl neben einem „Gefühl der Identität“⁸³⁵ mit dem/der Anderen als ausschlaggebend an für das Wirksamwerden einer Tötungshemmung.

Voraussetzung ist dabei, dass die Anderen als Mitmenschen empfunden werden. Dem entsprechen Überlegungen Dorothee Franks, die generell für das Töten einen „Mangel an Empathie“⁸³⁶ verantwortlich macht, der kein Charaktermerkmal des Täters/der Täterin sein muss, sondern auf die konkrete Situation beschränkt bleiben kann:

832 Böll 2003: Brief vom 10.8.1941 an Annemarie Cech (Nr. 171), S. 243.

833 Böll 2003: Brief vom 10.8.1941 an Annemarie Cech (Nr. 171), S. 243.

834 Saint-Exupéry 2010, S. 45f. Im französischen Original lautet die entsprechende Passage: „Rien encore n'avait été dit. Cependant tout était résolu. Je posai la main, en remerciement, sur l'épaule du milicien, quand il me tendit ma cigarette. Et comme, cette glace une fois rompue, les autres miliciens, eux aussi, redevenaient hommes, j'entrai dans leur sourire à tous comme dans un pays neuf et libre.“ (Saint-Exupéry 1982 (1943), S. 340).

835 Fromm 1977, S. 142.

836 Frank 2006, S. 25.

„Ein Täter muss kein insgesamt ein [sic!, M.S.] kalter, gemütsarmer Mensch sein. Im Augenblick der Tat fühlt er sich jedoch nicht in das Opfer ein, nimmt es nicht als Person wahr. Er reißt die gesamte Macht an sich, der Andere erscheint als Nichts. Das alles beherrschende Ego hat allein Recht, die eigene Emotion begräbt alles unter sich und löscht, buchstäblich, das Gegenüber aus.“⁸³⁷

Dementsprechend zielen die Kriegführenden darauf ab, die Gegenseite nicht als Mitmenschen, sondern als Feinde erscheinen zu lassen:

„Im Kriegsfall versuchen alle Regierungen, in ihrem Volk das Gefühl zu wecken, dass der Feind kein Mensch ist. Man nennt ihn nicht mit seinem richtigen Namen, sondern mit einem anderen, wie im Ersten Weltkrieg, in dem die Deutschen von den Engländern als ‚Hunnen‘ bezeichnet wurden und als ‚Boches‘ von den Franzosen. Diese Zerstörung des Menschseins des Feindes erreicht ihren Höhepunkt, wenn der Feind eine andere Hautfarbe hat. Der Krieg in Vietnam bot genügend Beispiele dafür, daß viele Soldaten wenig Einfühlungsvermögen ihren vietnamesischen Gegnern gegenüber hatten, die sie *gooks* [im Deutschen etwa „Schlitzaugen“, M.S.] nannten. Selbst das Wort ‚töten‘ wird ausgemerzt, indem man das Wort ‚beseitigen‘ benutzt. Leutnant Calley, der des Mordes an einer Anzahl vietnamesischer Zivilisten – Männer, Frauen und Kinder in My Lai – angeklagt und für schuldig befunden wurde, rechtfertigte sich mit dem Argument, man habe ihm nicht beigebracht, die Soldaten des NLF (Vietcong) als menschliche Wesen, sondern ausschließlich als „den Feind“ zu betrachten.“⁸³⁸

In Fortführung dieses Gedankens hat Richard Rorty das Mitgefühl zur zentralen Kategorie im Rahmen des Menschenwürde-Diskurses erhoben. Ausgangspunkt für Rorty ist dabei, wie ich andernorts bereits formuliert habe, eine

„Kritik an philosophischen Begründungsversuchen der Menschenrechte. So bleiben alle Bemühungen, der Menschenrechtsidee zum Durchbruch zu verhelfen, erfolglos, wenn im Konfliktfall der oder die andere nicht mehr als Mensch erkannt wird. [... , M.S.] Genau dieses ‚Nichtwahrnehmen‘ des Menschen im anderen, des anderen als Mitmenschen, begünstigt diejenigen, die schlimmste Gewalttaten begehen“⁸³⁹,

⁸³⁷ Frank 2006, S. 25.

⁸³⁸ Fromm 1977, S. 143.

⁸³⁹ Schober 2017 (2001), S. 66.

oder mit Rortys eigenen Worten:

„Denn es kommt allein darauf an, wer als Mitmensch zählt, als rationales Wesen in dem einzig relevanten Sinne, der ein Synonym für die Mitgliedschaft in *unserer* sittlichen Gemeinschaft ist. Für die meisten Weißen zählten die Schwarzen bis vor kurzem in dieser Hinsicht nicht. Für die meisten Christen zählten bis ins siebzehnte Jahrhundert die meisten Heiden in dieser Hinsicht nicht. Für die Nazis zählten die Juden in dieser Hinsicht nicht. Für die meisten Männer in Ländern mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen weniger als viertausend Dollar zählen die Frauen bis heute in dieser Hinsicht nicht. Und immer wenn Rivalitäten zwischen Stämmen und Nationen auftreten, zählen die Angehörigen der anderen Stämme und Nationen nicht.“⁸⁴⁰

Diese polemisch zugespitzten Diskrepanzen nimmt Rorty zum Anlass, für eine „Abkehr von der Begründungsorientierung“⁸⁴¹ des Menschenrechtsdiskurses zu plädieren:

„Diese Abkehr wäre effizienter, weil sie uns die Möglichkeit gäbe, unsere Energie auf die Kultivierung oder Erziehung der Gefühle zu konzentrieren. Diese Erziehung sorgt dafür, daß Menschen verschiedener Art einander kennenlernen und nicht mehr versucht sind, in andersartigen Menschen nur quasimenschliche Wesen zu erblicken. Ihr Ziel besteht darin, die Bedeutung von Ausdrücken wie ‘Leute unserer Art’ oder ‘Menschen wie wir’ zu erweitern.“⁸⁴²

Rortys Ablehnung einer philosophisch-abstrakten Kategorie des Menschseins, die er unter anderem gegenüber Kant geltend macht, läuft letztlich wieder auf den Gedanken der „weiteren“ oder „erweiterten Nähe“⁸⁴³, sozusagen „von unten“ aufbauend hinaus, wobei Rorty – letztlich aus pragmatischen Gründen⁸⁴⁴ – ganz auf die Gefühle setzt.⁸⁴⁵

840 Rorty 1996, S. 156f (Hervorhebung im Original, M.S.). In diesem Sinne ist auch auf die historische Entwicklung der Menschenrechte zu verweisen. So wurde beispielsweise die Vorenthaltung der Menschenrechte Frauen und Sklav/innen gegenüber in den USA über lange Zeit nicht als anstößig empfunden. Sie wurden nicht im vollen Sinne als Rechtsträger/innen und damit als Menschen anerkannt.

841 Rorty 1996, S. 155.

842 Rorty 1996, S. 155.

843 Vgl. oben.

844 Rorty bezeichnet sich selbst als „Pragmatist“, vgl. dazu Rorty 1996, S. 151.

845 Vgl. Rorty 1996, S. 153ff. Rorty folgt darin der Philosophin Annette Baier, die wiederum David Hume zum „Kronzeugen“ erhebt, von dessen Überlegungen aus sie ihre auf die Kategorie „Vertrauen“ (Vgl. Baier 1991, Baier 2010) gestützte

Möglicherweise sieht Rorty die Wirksamkeit einer „Kultivierung oder Erziehung der Gefühle“⁸⁴⁶ zu optimistisch – es bliebe zudem die Frage des „Wie“ der Erziehung. Um sich außerdem nicht einem momentanen Gefühl auszuliefern – aus Mitgefühl könnte beispielsweise nicht nur eine im moralischen Sinne zu befürwortende Handlung, sondern ebenso Hass auf die Täter/innen folgen – scheint mir Mieths Anliegen, auch in einer die Gefühle einbeziehenden Ethik das Moment der Reflexivität im Sinne eines „Fühlen des Fühlens“⁸⁴⁷ zu erhalten, zentral.⁸⁴⁸ Mieth warnt davor

„eine Motivethik, [...] die sich etwa auf affektive Motive der Solidarität und Sympathie stützt, M.S.] gegen die Vernunftethik zu stellen [...], M.S.], weil das moralische Verhalten zwar intuitive Quellen kennt, diese aber reflexiv überprüfen muss, denn sie bleiben wie alle spontanen Antriebskräfte, zweideutig. [...], M.S.] Die ursprünglichen vier Motive der christlichen ‚compassio‘ [...], M.S.] werden in der christlichen Ethik im Sinne einer Moral der Güte und Barmherzigkeit interpretiert, in welcher Erkenntnis die Liebe reinigt und vorantreibt, wobei letztlich doch nicht das emotionale Motiv, sondern die Vernunft die Führung in der Ethik übernimmt.“⁸⁴⁹

Mir geht es an dieser Stelle nicht darum zu klären, ob Rortys Zurückweisung des Begründungsdiskurses angemessen ist, von Bedeutung scheint mir sein Argument vielmehr als Korrektiv, um dem Mitgefühl einen angemessenen Stellenwert beizumessen, was meines Erachtens unabhängig von Rortys pragmatistischem Ansatz Gültigkeit hat.

Gerade die Beispiele der Retter/innen zeigen, wie stark der Impuls des Mitgefühls sein kann. Wie nun das Verhältnis zwischen Vernunft und Gefühls-Impulsen genau zu bestimmen ist, mag hier offen bleiben. Neben der von Mieth vorgeschlagenen Führung durch die Vernunft scheint mir auch

tugendethisch geprägte These vom „Fortschritt der Gefühle“ (Vgl. Baier 1991) entwickelt. Ausgangspunkt ist also eine alte Trennlinie zwischen der „gefühlsskeptischen“ kantianischen und der an Hume anschließenden Tradition einer „Mitleidsethik“ (Landweer 2002, S. 362) über den Stellenwert der Gefühle für die Ethik. (Vgl. Landweer 2002, insbesondere S. 361f.) Dass diese Trennlinie im Kontext einer feministischen Ethik nicht unüberwindbar ist, macht die Philosophin Herlinde Pauer-Studer geltend: „Doch eine Synthese von Humes Empfindungsmoral und Kants Einsichten über Normativität mag vielleicht den Weg zu einer kohärenten Moraltheorie weisen, die auch dem genderbezogenen Dualismus von Vernunft und Gefühl entgegen.“ (Pauer-Studer 2010, S. 155)

846 Rorty 1996, S. 155.

847 Mieth 2004, S. 30.

848 Vgl. Mieth 2004, S. 30.

849 Mieth 2000, S. 24f.

ein sich wechselseitig korrigierendes Verhältnis denkbar, in der Struktur ähnlich dem Rawls'schen Überlegungsgleichgewicht.

Das „Kennenlernen“ und Verstehen des oder der Anderen und eben auch das Mitfühlen, die Empathie für den/die Andere/n ist so ein wichtiger Faktor bezüglich der Unterbrechung und vielleicht sogar der Überwindung von Gewalt⁸⁵⁰, wie auch der Blick in die Beispiele zeigt.

Das sichtbarste Beispiel in Richerts Erinnerungen ist eine bereits gleichsam als paradigmatisch analysierte Gefechtssituation am Beginn des Ersten Weltkrieges. Gleich mehrmals schützt Richert unter hohem persönlichem Risiko verwundete französische Soldaten.⁸⁵¹ Einen persönlichen Vorteil für sein mutiges Eintreten hat Richert nicht zu erwarten. Ein weiteres Motiv neben dem Mitgefühl mag das Aufrechterhalten der eigenen Überzeugung angesichts eines völkerrechtswidrigen Befehls sein.

Auch für Droßel ist bei der Rettung seiner späteren Frau Marianne das Mitgefühl mit der ihm zunächst fremd erscheinenden verzweiferten Frau, die vor dem Suizid steht, ein maßgeblicher Faktor.⁸⁵² Ähnliches lässt sich auch bei seinem Einsatz für die Familie Hass vermuten.⁸⁵³ Gleichzeitig ist hier die schon bestehende persönliche Verbindung von Bedeutung. Droßel hilft in beiden Fällen nicht völlig fremden Menschen.

Unter den in den biographischen Linien analysierten Beispielen nehmen die zuletzt angeführten Beispiele eine Sonderstellung ein. Es handelt sich um Handlungen mit höchstem Risiko und direkter Wirkung, indem sie Menschenleben retten. Dies mag ein Indiz dafür sein, dass das Mitgefühl ein starker Impuls sein kann, selbst wenn man sich vor Augen hält, dass die inzwischen doch in einem erheblichen Ausmaße dokumentierten Rettungstaten aufs ganze von Krieg und Gewaltherrschaft gesehen eine verschwindend geringe Zahl darstellen. Mit Recht lässt sich daher die Frage stellen, wie es gelingen kann, die Immunisierung des Einzelnen gegen das Mitgefühl beispielsweise durch eine ausgrenzende Feindpropaganda zu verhindern und – ganz im Sinne Rortys – die positive Kraft des Mitgefühls zu fördern und weiterzuentwickeln. Auch das Mitgefühl kann dem-

850 Mit allerdings stärker politischer, auf den Nord-Süd-Konflikt bezogener Zuspitzung ist auch die von Metz als Begriff ins Spiel gebrachte „gerechtigkeits-suchende Compassion“ (Metz 2000) hier zu bedenken, etwa in dem Sinne, dass aus dem Wahrnehmen des Leids im Mitleiden Solidarität und Mut zur Veränderung wächst.

851 Vgl. Abschnitt 2.1.1.3.1 Richert als elsässischer Pazifist in Uniform – ein paradigmatisches Beispiel.

852 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.1 Droßels Bewährung als Retter – Widerstand aus Menschlichkeit.

853 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.1 Droßels Bewährung als Retter – Widerstand aus Menschlichkeit.

nach eine Verbindung zwischen den Soldaten schaffen, die die Gewaltlogik durchbricht.

3.3.5 Gewissen

Während bisher eher spontane, eine Verbindung schaffende Impulse in den Blick genommen wurden, die eher intuitiv bzw. über das Gefühl wirken und durch die Anwesenheit des oder der Anderen bedingt sind, sind im Folgenden Aspekte zu berücksichtigen, die sich eher an die Vernunft des Menschen richten. Insbesondere wenn es um die Frage des Widerstandes geht, spielt das Gewissen des Einzelnen eine wichtige Rolle.

Das stärkste Beispiel der in dieser Arbeit untersuchten Quellen für den Fall einer Gewissensentscheidung ist der Fall eines Kriegsdienstverweigerers, den Heinz Droßel festgehalten hat. In vollem Bewusstsein, das ihm der Tod durch Erschießen droht, hält jener an seiner Überzeugung fest.⁸⁵⁴ „Aber seit diesem Tag weiß ich, was ein Held ist!“⁸⁵⁵, verleiht Droßel seiner Bewunderung für den Kameraden Ausdruck. In Droßels Erinnerung begründet der Kriegsdienstverweigerer sein Handeln damit, dass er „keine Menschen töte, das verbiete ihm sein Gewissen und so könne er sich an diesem Krieg in keiner Weise beteiligen.“⁸⁵⁶ Im Vier-Augengespräch mit Droßel fügt er hinzu: „Das ist eine grundsätzliche Sache. Ich mache niemand anderem einen Vorwurf, aber ich kann nicht anders handeln“⁸⁵⁷.

Interessant ist hier, dass zu der konsequenten Entscheidung, der eigenen pazifistischen Maxime zu folgen, ein Moment inneren Zwangs hinzukommt („ich kann nicht anders“), das man gleichermaßen Vernunft wie Gefühl⁸⁵⁸ zuordnen könnte. Bemerkenswert ist die im Bewusstsein der

854 Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.6 Bewunderte Konsequenz – Die Begegnung mit einem Kriegsdienstverweigerer.

855 Droßel 2001, S. 133.

856 Droßel 2001, S. 133.

857 Droßel 2001, S. 133

858 Schon der insgesamt vielschichtige Gewissensbegriff selbst schillert zwischen den Polen Vernunft und Gefühl, wenn beispielsweise Forscher als dessen Aspekte unter anderem sowohl „das selbstbezüglich intuitiv richtende Bewusstsein“ (Forschner 2002, S. 94) als auch „ein moralisches Gefühl“ (Forschner 2002, S. 94) nennt. Vgl. in diesem Sinne auch Kittsteiner: „Ein *kulturhistorischer* Zugang zum Gewissensphänomen konstatiert zunächst allgemein, dass sich im Gewissen eine individuelle Erfahrung ausdrückt, in der das Wissen von einer gesellschaftlichen Norm mit einem inneren Gefühl verbunden ist, dieser Norm Folge leisten zu sollen.“ (Kittsteiner 2002, S. 371, (Hervorhebung im Original, M.S.)) Mieth unterstreicht die existenzielle Dimension des Gewissens im Bild des Schmerzes: „Das Gewissen ist ein Schmerz, der dich warnt, oder ein

Richtigkeit der eigenen Entscheidung geübte Toleranz anderen Handelnden gegenüber („ich mache niemandem einen Vorwurf“). Fuchs spricht am Beispiel Dietrich Bonhoeffers über dessen Martyrium von „unfanatischer Radikalität“⁸⁵⁹. Damit meint Fuchs „die Verbindung von absoluter Selbsthingabe und nicht beanspruchter absoluter Wahrheit bezüglich dieser doch das eigene Sein absolut betreffenden Entscheidung.“⁸⁶⁰ Mir scheint dieser Gedanke ebenso treffend für das Zeugnis des unbekannten Kriegsdienstverweigerers, wie es Droßel überliefert. Es ist nicht klar, ob der Pazifismus des jungen Mannes religiös geprägt ist oder nicht. Aber in der Art, wie er für seine Überzeugung einsteht, lebt er das, was Fuchs am Beispiel Bonhoeffers, dessen Äquivalent zur Toleranz des Kriegsdienstverweigerers in einem Sich-Gott-Überlassen besteht, festmacht:

„In einer solchen Gottesbeziehung, die Gott noch einmal die letztgültige Wahrheitsfähigkeit gegenüber der eigenen Entscheidung überlässt, auch wenn diese Entscheidung für die eigene Existenz letztgültig ist, verhindert jenen Fatalismus und Fanatismus, wie sie gerade in der radikalen Selbsthingabe oft als Versuchung aufscheinen, nämlich in der Qualität der Endgültigkeit einer Entscheidung bezüglich der eigenen Existenz gleichzeitig die endgültige Wahrheit Gottes für sich und für andere behaupten zu können.“⁸⁶¹

Die Gewissensnot, die sich als Zweifelsimpuls Bahn bricht, entsteht im Erkennen des harten Zweifelskerns bzw. in der gefühlten Verbindung mit dem harten Zweifelskern der Menschenwürde: die Analyse, als Soldat töten zu müssen und es gleichzeitig nicht nur nicht zu wollen, sondern in letzter Konsequenz zur Wahrung der eigenen Integrität aufgrund der Gewissensnot nicht zu können. Klare Analyse des unweigerlichen Verstoßes gegen die ureigenste Überzeugung im Sinne einer *erkannten Gewissensnot* und *gefühlte Gewissensnot* gehen hier ineinander und bewirken die Ausnahmehandlung der Kriegsdienstverweigerung, die dem nicht suspendierten Zweifel Ausdruck verleiht.

Schmerz über das, was dich reut. [...], M.S.] Das Gewissen ist nicht ein Zustand des Wissens, sondern des Gemütes. [...], M.S.] Das Gemüt ist wie ein anderer Körper unserer Seele, nicht der, in dem sie lebt, sondern der, um den herum als Mittelpunkt sie lebt.“ (Mieth 2004, S. 165.)

859 Fuchs 2001, S. 273.

860 Fuchs 2001, S. 274.

861 Fuchs 2001, S. 274.

3.4 Von der Sinnhaftigkeit des Ineffizienten

Dem bisher Gesagten soll an dieser Stelle eine theologische Perspektive hinzugefügt werden, die die besondere Form der Unterbrechungshandlungen würdigt.

Handeln unter Ungewissheit in Form der Unterbrechung heißt Handeln im Vor-trauen⁸⁶² darauf, dass ein Ende der Gewalt und vielleicht sogar Frieden möglich ist, im gleichzeitigen Wissen darum, dass beides noch nicht (im vollen Sinne) Wirklichkeit ist, also im theologischen Sinne unter dem eschatologischen Vorbehalt des entgegenkommenden Handelns Gottes steht, das dem Stückwerk menschlichen Handelns Sinn, Würde und Ganzheit verleiht, es vollendet und heilt.

Ein solches Handeln kommt dem sehr nahe, was Johann Baptist Metz aphoristisch „eschatologische[s, M.S.] Bewusstsein, das sich seinen apokalyptischen Stachel nicht durch Evolution ziehen läßt“⁸⁶³, genannt hat. Metz sieht ein solches Bewusstsein als Therapie gleichermaßen gegen die Apathie wie den Hass angesichts der Nöte unserer Zeit, die sich, was den Nord-Süd-Konflikt angeht, der einen Fokus des Metzschen Denkens bildet, auch in den seither vergangenen Jahrzehnten nicht wesentlich geändert haben. Gefordert ist

„Nachfolge in Naherwartung: Dies ist apokalyptisches Bewußtsein, das nicht Leid verursacht, sondern Leid auf sich nimmt – der Apathie trotzend wie dem Haß.“⁸⁶⁴

Was für den Nord-Süd-Konflikt gilt, lässt sich auch unter friedensethischer Fragestellung fruchtbar machen. So sind Apathie und Hass zwei Reaktionsweisen auf die Dynamik des Kriegsgeschehens. Wo nun Gewalt unterbrochen wird, werden genau diese beiden Muster vermieden. Menschlichkeit, Mitgefühl und Respekt dem oder der anderen gegenüber bekommen ihren Raum. Es scheint etwas von den menschlichen Möglichkeiten sowie den Möglichkeiten Gottes mit den Menschen auf. Das Reich Gottes wird für

862 Für den Hinweis auf den möglichen etymologischen Zusammenhang von Vertrauen mit einer ursprünglichen Wortbedeutung „Vor-trauen“ danke ich Kristine Hannak. (Eine Unschärfe entsteht dadurch, dass in der Vorsilbe „ver-“ verschiedene Wurzeln, unter anderem auch die mit der Bedeutung „vor“ zusammengefallen sind; u. a. wäre auch „vertrauen“ als Verstärkung von trauen im Sinne „über trauen hinaus“ denkbar, vgl. dazu auch Drosdowski 21989, S. 753, S. 756, S. 777 und S. 793; Kluge ²⁶2002, S. 926, 928 und 949f.; Pfeifer ²⁹993, S. 1451f, 1457f, S. 1497.)

863 Metz 1981, S. 90.

864 Metz 1981, S. 91.

einen kurzen Augenblick sichtbar als Zielpunkt auf dem „Weg einer Hoffnung, die auch noch Erwartungen hat“⁸⁶⁵.

In diesem Sinne argumentiert auch Weiße:

„Unterbrechung hat eine radikale Entschiedenheit und einen scharfen Stachel gegen Entwicklungen, die zu Strukturen der Hoffnungslosigkeit führen. Unterbrechung ist aber auch ein Begriff, dem eine Bescheidenheit eignet: In ihm ist das Wissen um die Grenzen des Menschenmöglichen angelegt“⁸⁶⁶.

Es ist ein wesentlicher Punkt einer Theologie, die den Menschenwürde-Gedanken ins Zentrum rückt, dass sie sich gegen reine Effizienzüberlegungen sperrt. So wie die Katholische Soziallehre den Vorrang der Arbeit vor dem Kapital geltend macht, fordert sie die Schutzrechte des Einzelnen ein, unabhängig von dem, was er oder sie leistet oder kann, und zwar ganz konkret, hier und jetzt, wo die Würde des oder der Einzelnen bedroht ist. So mahnt Möhring-Hesse zurecht

„dass Gottes Heil nicht einfach nur geglaubt werden kann, sondern getan werden muss. Menschen, die sich auf das von Gott her zugesagte Heil einlassen und sich deswegen als Subjekte dieses Heils bestimmen, stehen nicht wie Benjamins „Engel der Geschichte“ mit dem Rücken zur Zukunft, sondern werden durch unterschiedlichste Situationen herausgefordert, diese von dem erwarteten Heil her zu bestimmen und d. h. häufig, diese auf jenes Heil hin zu verändern.“⁸⁶⁷

Erst dann kann der weitere Horizont, den die Theologie öffnet, begriffen werden, wenn Gott selbst dann noch Möglichkeiten eröffnet, wenn alles „zu spät“ scheint. Das Entscheidende dieser Perspektivveränderung liegt darin, dass hier den Verfolgten, An-den-Rand-Gedrängten und Gedemütigten Trost und Hoffnung zugesprochen wird, aber eben nicht als Vertröstung auf jenseitiges Heil, die den Menschen seiner Verantwortung entbindet, sondern als Fortführung, Vollendung und Heiligung der potenziell guten Möglichkeiten des Menschen. Diese Hoffnungsperspektive verändert radikal, wirkt „subversiv“, wenn man so will, indem sie gegenüber versklavenden Gewaltlogiken eine neue Wertigkeit ins Spiel bringt: Achtung und Ehrfurcht vor dem Gebrochenen, Sinnhaftigkeit und Erfüllung selbst des Vergelichen und Nicht-Hinnehmen des scheinbar Unvermeidlichen.

865 Metz 1981, S. 94.

866 Weiße 2000, S. 102.

867 Möhring-Hesse 2008, S. 144.

Menschlichkeit im Krieg mag nicht effizient, nur ein Tropfen auf dem heißen Stein sein. Effizienzüberlegungen greifen in diesem Punkt offensichtlich nicht bzw. würden zum Unterlassen der Handlung tendieren, die Bedeutungslosigkeit der Handlungen betonen. Und dennoch verdeutlicht die Gegenfrage „Was wäre, wenn niemand im Krieg und auch sonst mehr versuchen würde menschlich zu handeln?“, dass unter theologisch-ethischer Perspektive von einer Sinnhaftigkeit des (vermeintlich oder tatsächlich) Ineffizienten gesprochen werden kann.

Worin besteht nun diese Sinnhaftigkeit?

1. Zunächst einmal lässt sich von der Bedeutung für die jeweilige Gegenwart her argumentieren: Wenn der Gesamtkontext von Krieg und Gewalt durch die Einzelhandlung auch nicht überwunden wird, so werden doch konkret Menschen vor dem Tod bewahrt – beispielsweise durch Handlungen des Rettungswiderstandes wie dem des Heinz Drosel, der durch die geglückte Rettung außerdem seine Liebe findet. Andere wie Heinrich Böll werden durch ihre Kriegserfahrung zu mutigen Kämpfern für die Verwirklichung eines echten Friedens in der Nachkriegszeit. Was aufs Ganze gesehen unerheblich scheint, macht für den Einzelnen doch den Unterschied, zumindest den Versuch gemacht zu haben, aus dem Gewaltkontext herauszutreten. Außerdem bedeutet der Moment der Unterbrechung doch so etwas wie eine Atempause, die zu einer Erfahrung der eigenen Würde werden kann.
2. Des Weiteren lässt sich auch eine Sinngebung im Hinblick auf eine andere Zukunft finden. Für die Nachgeborenen ist es nicht gleichgültig, ob es Menschen gab, die, auch wenn sie auf ihrem konkreten Weg des Widerstandes gescheitert sind, ihn wenigstens versucht haben, oder es solche Zeugnisse nicht gab. Was wäre die deutsche Erinnerungskultur beispielsweise ohne den Widerstand der „Weißen Rose“, der das nationalsozialistische Regime nicht bzw. zumindest nicht direkt gefährden konnte?
3. Selbst wenn eine solche Handlung im Sinne der bisherigen Überlegungen, also auf die unmittelbare Gegenwart bzw. auf eine nähere oder entfernte Zukunft hin, folgenlos bliebe, wäre immer noch die Frage nach einem ihr zukommenden intrinsischen oder transzendentalen Wert, wie etwa nach der bekannten fälschlicherweise Martin Luther zugeschriebenen Redensart: „Und wenn morgen

die Welt unterginge, so würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen“.⁸⁶⁸

Eine solche Perspektive richtet sich gegen eine Betrachtung allein vom diesseitigen Ende her, die Nutzen und Folgenkalkulation zu sehr betont. Deontologisch kann von einem Wert der Handlung an sich, theologisch von einem Wert der Handlung vor Gott gesprochen werden. Wir Menschen können nicht wissen, wofür es möglicherweise gut ist, das Mögliche zu tun.

In diesem Sinne formuliert Fuchs die eschatologische Hoffnung als eine ermutigende christliche Grundüberzeugung:

„Jenseits jeder Resignation glauben ChristInnen daran, dass Gott selbst das Reich in seiner Fülle und Vollendung bringen wird. Vieles ist vielleicht nur ein Tropfen auf dem heißen Stein: aber dass dieser Tropfen fällt, ist das Entscheidende! Und manchmal, so sagt ein afrikanisches Sprichwort, ist der erste Tropfen der Vorbote des Regens.“⁸⁶⁹

Handeln im Vor-Trauen verweist demnach auf die theologische Hoffnung, dass jenseits aller menschlichen Bemühungen eine Wende von Gott her jederzeit und immer noch möglich ist – eine Hoffnung, die allerdings im irdischen Jetzt unserer menschlichen Existenz in der eschatologischen Spannung zwischen einem aufscheinenden „schon da“ und einem „noch nicht“ erfahren wird und demnach ihrer Vollendung noch harrt.

4. Des Weiteren lässt sich von einer Theologie des Kreuzes her folgendermaßen argumentieren: So wie im – nach weltlichen Maßstäben schändlichen – Tod Jesu paradoxerweise für den Glaubenden Erlösung und Sinn liegen, so dass der Tod am Kreuz zum Hoffungsgrund christlichen Glaubens wird, so kann auch im von uns Menschen als Scheitern oder zumindest vergeblich empfundenen Handeln Sinn und Segen liegen.

Nun ist ein möglicher Einwand gegen eine solche Argumentation, dass sie nur im Glauben bzw. für die Glaubenden nachvollzogen werden kann, außerdem letztlich nur das „dass“ des Sinnes ausgesagt ist, nicht aber, worin er besteht, und somit in gewisser Hinsicht unbestimmt bleibt.

868 Zur Feststellung, dass das berühmte Zitat nicht von Luther stammt, sondern eine protestantische Schöpfung der Nachkriegszeit als Trostwort angesichts der Verheerungen des Zweiten Weltkrieges ist, vgl. Leppin 2006, S. 149f. Leppin folgt hier der eingehenden Untersuchung von Schloemann 1994.

869 Bauer/Schüssler 2010, S. 82.

Dem Einwand ist so weit zu folgen, dass wir uns mit einer solchermassen theologischen Argumentation tatsächlich im Sinne Alfons Auers „Autonomer Moral im christlichen Kontext“⁸⁷⁰ im Bereich des „Heilsethos“⁸⁷¹ bewegen. In diesem Sinne kann sie aber für die Glaubenden Motivation für konkretes ethisches sittliches Handeln bilden⁸⁷², sie kann ihre *integrierende* [... , M.S.] *stimulierende* [und, M.S.] *kritisierende Funktion*⁸⁷³ wahrnehmen entgegen einer Logik der Effizienz, des Sachzwangs und der scheinbaren Notwendigkeit.

Kreuzestheologisch zu Ende gedacht läge dann der Sinn – um auf den letzten Teil des Einwandes zurückzukommen – in der Nachfolge Jesu Christi. Indem gläubige Menschen sich aus den herrschenden Logiken ausklinken, eröffnen sie den Verletzlichen, Verwundeten, Marginalisierten und Opfern der Geschichte eine neue Sinn-Perspektive, in der das menschliche Ermessen nicht das letzte Wort behält. Eine solche Perspektive kann im Sinne einer „opfersensiblen Eschatologie“⁸⁷⁴ ausgedrückt werden, wie Fuchs sie in Anlehnung einer Interpretation von Paul Klees Bild „Angelus Novus“ durch Walter Benjamin formuliert:

„Nun beginnt so etwas wie ein neuer Sturm, gegenläufig zu dem der Geschichte: der Engel der Geschichte jagt nun in entgegengesetzter Richtung durch die Geschichte hindurch bis an ihren Anfang und wird nichts, aber auch gar nichts vergessend, alles einsammeln. Das ist der messianische, der eschatologische Tag, der an allen Stellen in der Vergangenheit verweilt, die Toten erweckt und das Zerschlagene zusammenfügt. Wo Menschen die Umkehr zu dieser Sicht der Geschichte wagen, mag es ihnen gelingen, im Sturm der Geschichte im Vorgriff auf das jüngste Gericht bereits jetzt Trümmer zu sehen und zusammenzufügen, Menschen zu retten und zu versöhnen.“⁸⁷⁵

Das – ethisch gesehen – gute Tun, das nach christlichem Verständnis in der Nachfolge Jesu seinen äußersten Ausdruck und seine Spitze erhalten kann, und das gleichzeitige Vertrauen auf das eschatologische Handeln Gottes, dessen Nähe der oder die Handelnde wiederum gerade in der Nachfolge erfahren kann, gehen und wirken ineinander. So wird die – in der Nachfolge unter Umständen bis ins Supererogatorische, gesteigerte – ethische Forderung durch die (auf) Gott vertrauende Hoffnung vor Über-Forderungen geschützt, während die ethische Mahnung zur Solidarität mit den Unter-

870 Vgl. Auer ²1984.

871 Auer ²1984, S. 213.

872 Vgl. Auer 1995, S. 216f.

873 Auer 1995, S. 218f (Hervorhebung im Original, M.S.)

874 Bauer/Schüssler 2010, S. 43.

875 Fuchs 1999, S. 281f.

drückten entgegen einem einseitigen spirituellen Eskapismus bzw. Fatalismus ihre Verwirklichung im Hier und Jetzt fordert, freilich angesichts der menschlichen Begrenztheit nur im Sinne des den Menschen Möglichen. Oder mit den Worten von Metz:

„Der christliche Gedanke der Nachfolge und der apokalyptischen Naherwartung gehören unbedingt zusammen. Nachfolge Jesu radikal, d. h. an der Wurzel gefaßt, ist nicht lebbar, ‚wenn die Zeit nicht abgekürzt wird‘. Jesu Ruf: ‚Folge mir nach!‘ und der Ruf der Christen ‚Komm, Herr Jesus!‘ sind untrennbar.“⁸⁷⁶

3.5 Problematik des „Gerechten“

Mit einigem Recht könnte die Problematik der wenigen „Gerechten“ in einem Unrechtssystem auch als Gesamtüberschrift für diese Arbeit gelten, folgt doch der vorläufige Status der Unterbrechung zusammen mit der Begrenztheit ihrer Wirkmöglichkeiten als „kleinerer Teil des Ganzen“ einer ähnlichen Logik. „When light pierced the darkness“⁸⁷⁷ – „Als Licht die Dunkelheit durchstieß“ – lautet der treffende Titel einer Monographie über Menschen, die in der Zeit des Nationalsozialismus Menschen gerettet haben. (Im vorangehenden Abschnitt⁸⁷⁸ wurden die Spannungen, die sich in der Betrachtung der Handlungen zwischen Mikro- und Makroperspektive sowie synchroner und diachroner Analyse ergeben, bereits diskutiert.) Angesichts eines Meers an Grauen sind solche Taten nur Lichtpunkte, aber eben nicht bedeutungslos, wie Mieth völlig zu Recht darlegt:

„Auch das Gute und Wahre im Falschen sollten wir nicht vergessen. Wir hoffen ja auch, dass das Gute und Wahre im Falschen der Gegenwart nicht um dieses Falschen willen vergessen wird. Darin hat auch Martin Walser Recht, nicht aber darin, dass wir damit die ‚Normalität‘ wieder erreichen. Denn die Ungeheuerlichkeit der geschichtlichen Schuld lässt sich nicht verkleinern. Wir sollen mit ihr anders umgehen als mit dem Mittel der Relativierung, aber auch darauf achten, dass wir nicht durch die Metaphysik des Ungeheuerlichen die Schuld ‚nach oben‘ verabschieden.“⁸⁷⁹

876 Metz 1981, S. 91.

877 Tec 1986.

878 Vgl. Abschnitt 3.4 von der Sinnhaftigkeit des Ineffizienten.

879 Mieth 2004, S. 148f.

Bezogen auf das Erinnern der Nachgeborenen warnt Mieth demnach vor dem Relativieren der Schuld einerseits wie dem Abstrahieren bzw. Distanzieren im Sinne der Unvorstellbarkeit der Menschheitsverbrechen andererseits. Einen meiner Ansicht nach außerordentlich glücklichen Weg des Gedenkens ist dabei die israelische Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem⁸⁸⁰ gegangen, indem dort einerseits als „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnete Retter/innen in der sogenannten „Allee der rechtschaffenen Nichtjuden“⁸⁸¹ durch einen dort gepflanzten Baum geehrt werden, andererseits aber der große Kontext der Shoah auf vielfältige Weise erinnert wird. Auch Drosel wurde diese hohe Ehrung, wie bereits erwähnt, zuteil. Als weiterer deutscher Offizier, dem die Ehrung in jüngster Zeit zuteil wurde, wäre Wilm Hosenfeld⁸⁸² zu nennen, dem Roman Polanski in seinem Film „Der Pianist“⁸⁸³ auch ein künstlerisches Denkmal gesetzt hat. Bereits 1966 wurde die Freiburger Caritas-Mitarbeiterin und Pionierin des christlich-jüdischen Dialogs Gertrud Luckner wie überhaupt eine ganze Reihe von Frauen ausgezeichnet, deren Biographien hier aufgrund der Eingrenzung der Thematik auf den Kontext Krieg nicht eingehend untersucht werden konnten, die aber alle Beachtung verdient hätten.⁸⁸⁴

880 Die Wortbedeutung lautet übersetzt: „ein Denkmal und ein Name.“ (Keim 1983, S. 7.)

881 Keim 1983, S. 8. „Jeder, der Yad Vashem besucht, geht, bevor er die eigentliche Gedenkhalle, das Gedenkzelt, betritt, einen schmucklosen Raum mit einem Ewigen Licht, in dessen Fußbodentafeln die Namen der Konzentrationslager eingelassen sind, durch diese Allee der Gerechten.“ (Ebd., S. 8)

882 Die nachgelassenen Briefe und Tagebücher Hosenfelds sind in einer äußerst umfangreichen und detailliert kommentierten Ausgabe 2004 erschienen. (Vgl. Hosenfeld 2004.) Die erhaltenen Dokumente geben ein faszinierendes Zeugnis von der allmählichen Bewusstwerdung des zunächst dem Nazi-Regime gegenüber unkritischen, wenn nicht sympathisierenden Hosenfeld bis hin zu seinem Weg in den Rettungswiderstand. Gerade seine Kontakte als Besatzungsoffizier zur polnischen Bevölkerung spielen dabei eine entscheidende Rolle, so dass er schon früh das Ausmaß der Verbrechen zu ahnen beginnt. Auch im Hinblick auf die Unterbrechung von Gewalt wäre eine Auswertung der Dokumente von großem Interesse. Dies hätte den Rahmen dieser Arbeit allerdings gesprengt. Zu Hosenfeld vgl. auch bereits Szpilman 1998 sowie Heinrichs³ 2003.

883 Polanski 2002.

884 Vgl. Keim 1983, zu Luckner vgl. ebd. S. 92, Gilbert 2003, S. 23, Wollasch 2005a und 2005b sowie Borgstedt 2008. Besonders erwähnen möchte ich Helene Jacobs, die 1968 von Yad Vashem geehrt wurde und die in Berlin im Umfeld der Bekennenden Kirche gewirkt hat. (Vgl. dazu Szepansky 1991). In Claus Räfles Film „Die Unsichtbaren. Wir wollen leben“ wurde ihr zudem eine späte Ehrung zuteil (vgl. Räfle 2017). Den Hinweis auf diese beeindruckende Frau und den für das erinnerungsgeleitete Lernen überaus wertvollen Film verdanke ich Saskia Davideit.

Es sind die Wenigen, die uns den Glauben, dass eine menschlichere Welt möglich ist, erhalten. Ihr Beispiel zu würdigen, ohne damit das Grauen und die damit verbundene Schuldfrage kleinzurechnen – darum soll es in dieser Arbeit gehen. Ich möchte mich deshalb ausdrücklich von Darstellungen distanzieren, die Episoden der „Menschlichkeit im Krieg“ sammeln und nutzen, um das Bild von der deutschen Wehrmacht positiv zu korrigieren nach der Devise „So ‚anständig‘ waren die deutschen Soldaten“ und damit eigentlich „gar nicht so schlimm“. Unabhängig, ob die dort berichteten Episoden historische „Tatsachen“ sind oder nicht, wird eine solche Weise der Darstellung angesichts von Shoah und Vernichtungskrieg zynisch.

Sehr wohl aber ging es mir darum, in den biographischen Linien einen Beitrag zu leisten, einzelnen Soldaten gerecht zu werden und damit eine Differenzierung ihres Wegs durch den Krieg zu erreichen. Zwänge wie Handlungsspielräume sollten dabei deutlich geworden sein.

Am Beispiel Droßels wurde bereits die prekäre Situation des „Gerechten“ thematisiert.⁸⁸⁵ Innerhalb eines menschenverachtenden Systems in der Minderheit ist der oder die Einzelne einerseits der akuten Gefahr an Leib und Leben ausgesetzt, wenn seine/ihre Distanz zum Unrechtsregime deutlich wird. Andererseits bringen ihn oder sie die Anforderungen, die das System stellt, in Konflikt mit Überzeugungen, die dem eigenen Wesenskern entspringen, mit der Gefahr, die eigene Integrität zu verlieren und schuldig zu werden. Außerdem ist Irrtum in beiderlei Richtung möglich: einerseits zu wenig oder das Falsche zu tun, andererseits zu viel zu riskieren sowie Zweifel, sich womöglich fälschlicherweise in die Opposition zu begeben. Diese Spannung scheint mir grundlegend für nonkonformes Verhalten überhaupt. Um einerseits nicht in Fanatismus abzugleiten, andererseits aber letztlich nicht doch den Konformitätszwängen zu erliegen, ist deshalb eine beständige Selbstvergewisserung notwendig.

3.6 Lernen ex negativo aus der Täterforschung

Die folgenden Überlegungen nehmen quasi als „Gegencheck“ einen weiteren wichtigen Punkt in den Blick: das Lernen ex negativo aus der Täterforschung.

Dabei nimmt die ausgrenzende Errichtung von Trennlinien als zentrales Problem eine vorrangige Stellung ein, in der die Fortführung der Ausgren-

885 Vgl. Kapitel 2.2.3.7 Das Gewissen des „Gerechten“: Leiden am eigenen „Versagen“.

zung bis hin zu einer Vernichtungslogik nur eine weitere Folge von Schritten ist, die leichter vollzogen werden kann, als wir in der Regel zu denken gewillt sind.⁸⁸⁶ „Die meisten Täter sind normale Menschen – Menschen wie du und ich“⁸⁸⁷ und „So gut wie jeder Mensch könnte töten“⁸⁸⁸, fasst Dorothee Frank ihren Eindruck aus Begegnungen mit aufgrund von Mord oder Totschlag Verurteilten zusammen. Diese verstörende Erkenntnis reicht bis in die Abgründe der Shoah. So überschreibt beispielsweise der amerikanische Historiker Christopher R. Browning sein Werk über die Mörder des an der Vernichtung der Juden beteiligten Reserve-Polizeibataillons 101 mit „Ganz normale Männer“⁸⁸⁹.

Wenn es nun aber nur zu einem geringen Maße eine genetische oder mentale Disposition ist, die Menschen das Töten möglich macht, was sind dann aus Sicht der Täterforschung die entscheidenden Faktoren, die in Kontexten von Krieg und Völkermord eine Entfesselung des latenten gesellschaftlichen Gewaltpotenzials möglich machen?

Frank formuliert bezogen auf „moderne[... M.S.] militärische[... M.S.] Konfrontationen“⁸⁹⁰ fünf Faktoren, die „massenhaftes Töten“⁸⁹¹ möglich machen⁸⁹²:

An erster Stelle braucht es eine Instanz, beispielsweise in Gestalt des Staates oder des Militärs, die die Verantwortung für die Handlungen übernimmt. Demnach wäre von „autorisierte[m, M.S.] Töten“⁸⁹³ zu sprechen. Hinzu kommen der Institution inhärente Mechanismen, beispielsweise das Prinzip von Befehl und Gehorsam im Militär.

Zweitens ist die eigene Lebensgefahr etwa in der klassischen Kampfsituation des „Er oder Ich“ ein starker Faktor, den z. B. auch Droßel bei seinem

886 Es sei hier nur angemerkt, dass auch Religionen zur Markierung solcher Trennlinien beitragen können, vgl. dazu Mieth: „Die Spirale von Angst und Gewalt geht dabei oft von der Gewalt derjenigen aus, die Menschen als nichtdazugehörende Andere markieren und ausschließen, beziehungsweise sie einem ‚Vergessen‘ überantworten. Sie wird weitergeführt von denen, die darauf reagieren und sich selbst ermächtigen, aus der angsterzeugenden Situation des Ausgeschlossenen, Nicht-Dazugehörenden herauszugelangen. Diese Spirale kann in ihrer problematischen Legitimierung der handelnden moralischen Subjekte, der politischen Entscheidungsträger, ja auch der kirchlichen Bekämpfung von Häresien analysiert werden.“ (Mieth 2008, S. 125.)

887 Frank 2006, S. 21.

888 Frank 2006, S. 22.

889 Browning 1993. Im amerikanischen Original spricht Browning von „Ordinary Men“.

890 Frank 2006, S. 168.

891 Frank 2006, S. 168.

892 Vgl. hier und im Folgenden Frank 2006, S. 168f.

893 Frank 2006, S. 168.

Vorsatz, seine Waffen nicht zu gebrauchen, als mögliche Ausnahme in Betracht zieht.⁸⁹⁴

Drittens ist es die bereits ausführlich analysierte Distanz zwischen Täter und Opfer, die das Töten „anonymisiert“⁸⁹⁵ und dadurch leichter macht.⁸⁹⁶

Viertens wären militärische Techniken, insbesondere die der Konditionierung, zu nennen, die die Tötungshemmung überwinden.

Schließlich ermöglicht die Bindung an die Kameraden sowohl eine „Diffusion“ individueller Verantwortung⁸⁹⁷ als auch, wie ich hier ergänzen möchte, einen Gruppenzwang, die Kameraden nicht im Stich zu lassen⁸⁹⁸. Verstärkend können Rachebedürfnisse und auch ein im Moment des eigenen Überlebens empfundenes Glücksgefühl wirken.⁸⁹⁹

Die Täterforschung resümierend nennt Browning folgende Faktoren für die Bereitschaft zum Töten, die sich teilweise mit dem bisher Gesagten überschneiden:

„Brutalisierung in Kriegszeiten, Rassismus, besondere Selektion der Täter, Karrierismus, blinder Gehorsam und Autoritätsgläubigkeit, ideologische Indoktrinierung und Anpassung.“⁹⁰⁰

Für den besonders verstörenden Fall des von ihm untersuchten Reserve-Polizeibataillons macht Browning jedoch vor allem die durch „Krieg und negative Rassenklischees [bedingte,..., M.S.] psychische Distanzierung zwischen Täter und Opfer“⁹⁰¹ verantwortlich.

Dies trifft sich als negatives Gegenstück mit den oben gemachten Überlegungen zur Problematik der „naked soldiers“, der Tötungshemmung, zu dem Vorhandensein bzw. zum Entstehen Distanz mindernder Brücken sowie zur Rolle des Mitgefühls und lässt sich noch weiter fundieren.

So kommt der Sozialpsychologe Harald Welzer zu folgendem Ergebnis:

„Es ist die Entbindung von Selbstzwängen, die das praktizierte Herrenmentum bereitstellt; diese Kollektivität befreit von dem, was die individualisierte Gesellschaft dem Einzelnen abverlangt und auferlegt. Auch hier wird

894 Vgl. Droßel 2001, S. 106.

895 Vgl. Frank 2006, S. 169.

896 Frank spricht hier von „physischer und psychologischer Distanz“ (Frank 2006, S. 169). Es sei hier nur angemerkt, dass die psychische Distanz auch im direkten Kontakt mit den Opfern wirken kann. (Vgl. Browning 1993, S. 211f.)

897 Frank 2006, S. 169.

898 Vgl. Frank 2006, S. 191 sowie Grossman 1996, S. 153.

899 Vgl. Frank 2006, S. 33.

900 Browning 1993, S. 208.

901 Browning 1993, S. 212.

unmittelbar sinnfällig, dass das Spüren dieser Entlastung, für die Freude über das Aufgeben von Verantwortung für das eigene Leben die nicht-zugehörigen Anderen elementar wichtig sind – deshalb beschließen Dr. Cuhorst [902, M.S.] und seine Kollegen nicht, sich überhaupt ‚saumäßig‘ zu benehmen, sondern nur den Polen gegenüber. Das Bedürfnis nach kollektivem Aufgehobensein und nach Verantwortungslosigkeit enthält, so scheint mir, das größte Potential zur Unmenschlichkeit; aus ihm resultiert die gefühlte Attraktivität einer klaren Aufteilung der Welt in Gut und Böse, Freund und Feind, zugehörig und nicht-zugehörig. Hier hat auf Seiten der Individuen die Eskalation der Vernichtungsgewalt ihren Anfang. Und am Ende bedarf es nicht viel, um aus ganz normalen Menschen Massenmörder zu machen.“⁹⁰³

Am Beispiel der Massenmorde im Rahmen des Bosnien-Krieges und des Völkermordes in Ruanda konkretisiert Welzer seine Analyse, wie es zu massenhaften Tötungen kommt. In beiden Fällen spielt die Markierung „einer Wir- und einer Sie-Gruppe“⁹⁰⁴ im Sinne einer „unüberbrückbare[n, M.S.]“⁹⁰⁵ Grenze eine entscheidende Rolle. Im Falle Ruanda kommt dabei hinzu, dass die Grenze zwischen den Bevölkerungsgruppen „unscharf war“⁹⁰⁶, also erst hergestellt werden musste. Beiden Fallbeispielen gemeinsam ist außerdem das Gefühl einer imaginierten akuten Bedrohung bis dahin gehend, „selbst ausgelöscht zu werden“^{907, 908}. Wenn diese beiden Umstände gegeben sind, finden sich Welzer zufolge immer genügend Ausführende des jeweiligen Massenmordes bzw. lassen sich die gegebenen administrativen Strukturen relativ einfach umfunktionieren.⁹⁰⁹ Eine ideologische Definition, die den Tätern das Töten „als sinnvoll und notwendig erscheinen lässt“⁹¹⁰, sowie die Gewissheit, dass es ja alle tun⁹¹¹, schaffen die nötige Entlastung, so dass es den Tätern nicht einmal schwerfällt, die Taten „in ihre ganz normalen Leben zu integrieren.“⁹¹²

902 Dr. Fritz Cuhorst war Welzer zufolge im Dezember 1939 Stadtpräsident von Lublin (vgl. Welzer 2005, S. 267).

903 Welzer 2005, S. 267f.

904 Welzer 2005, S. 245 bzw. vgl. Welzer 2005, S. 235.

905 Welzer 2005, S. 245.

906 Welzer 2005, S. 234.

907 Welzer 2005, S. 234.

908 Vgl. Welzer 2005, S. 234 bzw. 245.

909 Vgl. Welzer 2005, S. 235 bzw. 245.

910 Welzer 2005, S. 235.

911 Welzer 2005, S. 235.

912 Welzer 2005, S. 245.

Die letztgenannten Punkte hängen zusammen mit den beiden Faktoren, die Grossman „demands of authority“⁹¹³ und „group absolution“⁹¹⁴ genannt hat. Beide, der Befehl – oder zumindest die Rechtfertigung – durch eine mehr oder weniger legitime Autorität und die Tötungsbereitschaft der Kameraden, denen der oder die Einzelne sich verantwortlich fühlt, entlasten die Einzelnen von etwaigen Zweifeln an der Richtigkeit ihres grausamen Handelns. Grossman steht dabei in einer Tradition mit Milgram, der in seiner berühmten Experimentreihe⁹¹⁵ die Bedingungen der Gehorsamsbereitschaft von Menschen analysiert hat. Welzer diskutiert Milgrams Ergebnisse ebenfalls ausführlich.⁹¹⁶ Neben der starken Rolle der Autorität – bei den Milgram-Experimenten verkörpert in der Rolle des Versuchsleiters –, der die Einzelnen ihre Verantwortung übertragen können, sieht bereits Milgram die Tatsache, dass es insbesondere in einer arbeitsteiligen Gesellschaft leicht ist, die eigene „Verantwortung nicht wahrzunehmen“⁹¹⁷. Der letztgenannte Punkt trifft sich mit Welzers oben stehender Erklärung, dass es für viele zudem eine Entlastung bedeutet, die eigene Verantwortung abgeben zu können. Im militärischen Kontext wäre die Devise „Befehl ist Befehl“ der Ausdruck einer solchen Praxis.

Welzers pessimistische Analyse, dass sich immer auch zumindest einige finden, die das Töten ausführen, lässt sich anhand der Fallbeispiele, die Welzer analysiert, kaum widerlegen. Allenfalls lässt sich sagen, dass es, wie selbst die Versuche Milgrams zur Genüge gezeigt haben⁹¹⁸, immer auch Menschen

913 Grossman 1996, S. 141ff.

914 Grossman 1996, S. 149ff.

915 Vgl. Milgram 1974. Der amerikanische Sozialpsychologe Jerry M. Burger wiederholte kürzlich das Experiment im Rahmen seiner Tätigkeit an der Santa Clara University (Kalifornien). Milgrams Ergebnisse wurden unter heutigen Bedingungen quasi vollständig bestätigt. (Vgl. Bierbrauer 2009.)

916 Vgl. Welzer 2005, S. 108ff.

917 Vgl. Milgram 1974, S. 28

918 Vgl. die Versuchstabellen in Milgram 1974, S. 51, 78f, 116f und 141. Signifikant steigt die Zahl der Personen, die den Gehorsam verweigern neben dem bereits erwähnten größeren Grad der Nähe auch in folgenden Konstellationen: „Abwesenheit des Versuchsleiters“ (ebd., S. 78), „Versuchsperson wählt [die, M.S.] Schockstufe“ (ebd., S.79), „Gewöhnlicher Mensch befiehlt“ (S. 116) (Anstachelung durch einen Nichtbefugten, das gilt auch wenn nur der Schüler um den Schock bittet), „Autorität als Opfer“ (ebd. S. 117), „Zwei Autoritäten: widersprüchliche Befehle“ (ebd.) „Zwei Gleichrangige lehnen sich auf“ (ebd. S. 141). Nicht ganz gesichert ist, ob auch „Vorbedingungen des Opfers“ im Sinne einer Grenzziehung wegen angeblicher Herzbeschwerden eine spürbare Auswirkung haben. Milgram sieht sie nur als „eine schwache Verhaltensdeterminante“ (Milgram 1974, S. 85.) Insbesondere das Vorbild der Gehorsamsverweigerung durch andere (sichtbar in Experiment 17, vgl. ebd. S. 141), durch das eine Alternative,

gibt, die selbst unter großem persönlichem Risiko Widerstand leisten, wenn diese Gruppe auch zahlenmäßig gering und in der Minderheit bleibt. Auch denjenigen von Milgrams Versuchspersonen, die die Gehorsamsverweigerung wagen, fällt der Schritt in die Non-Konformität sichtlich schwer, was dafür sprechen mag, dass die Versuchsordnung hinsichtlich des empfundenen Zwangs realistisch ist. Der Versuch zeigt den entscheidenden Schritt als längeren Prozess, der mit einem „innere[n, M.S.] Zweifel“⁹¹⁹ – es ist bemerkenswert, dass Milgram explizit diesen Begriff wählt – beginnt, der allmählich „eine *äußere Form* annimmt“⁹²⁰ und über den Ausdruck von „*Dissens*“⁹²¹, der *Androhung der Gehorsamsverweigerung*⁹²² schließlich zum Ausstieg aus dem Experiment führt. Begleitet wird die Handlung von einem „nagende[n, M.S.] Gefühl, man habe treulos gehandelt, [...], M.S.] Deserteur, in einer Sache zu sein, deren Unterstützung [...man, M.S.] sich verpflichtet hatte.“⁹²³

Im Hinblick auf die untersuchten Quellen lässt sich beispielsweise Richerts langer Weg in die Desertion auch anhand dieses Schemas nachvollziehen, wobei sich allerdings die diversen Stadien auf eine Fülle von Einzelhandlungen verteilen und so von einem ganzen Komplex von Handlungen auszugehen ist. Von dem beschriebenen „Deserteursgefühl“ berichtet Richert indes nicht.

Es bleibt ein Dilemma, dass der Widerstand der Wenigen ab einer bestimmten Eskalationsstufe der Gewalt an deren verheerenden Folgen kaum noch etwas ändern kann.

Zentral bleibt die Wir-Sie- bzw. Freund-Feind-Dichotomie. Meines Erachtens wären dieser Welt- bzw. Gesellschaftsbilder entgegensetzen, die die Differenz als positiver, konstitutiver Teil der Wir-Gruppe in sich tragen: Wir, die wir an diesem Ort leben, mit unseren unterschiedlichen sozialen, kulturellen und anderen Hintergründen gestalten gleichberechtigt und frei unsere Gesellschaft mit. Bezieht man den Gedanken auf einen bestimmten Staat oder ein staatenähnliches Gebilde, so ist in Bezug auf die Außengrenzen darauf zu achten, dass nicht eine exklusive Wir-Sie-Konstruktion auf höherer Ebene entsteht. Interessant ist die von Welzer geltend gemachte Unschärfe der Grenzen als Gewalt verschärfender Faktor. Meines Erachtens wäre hier präventiv, positive Zugänge zur Andersheit zu erschließen, die Versuchen klarer Grenzziehungen, die rational in Zeiten der Globalisierung noch viel weniger möglich sind als noch vor hundert Jahren, ent-

eine „exit option“ deutlich wird, würde eine eingehendere Untersuchung verdienen, die an dieser Stelle nicht mehr geleistet werden kann.

919 Milgram 1974, S. 189 (Hervorhebung im Original, M.S.).

920 Milgram 1974, S. 189 (Hervorhebung im Original, M.S.).

921 Milgram 1974, S. 189. (Hervorhebung im Original, M.S.).

922 Vgl. Milgram 1974, S. 190 (Eigene Hervorhebung, M.S.).

923 Milgram 1974, S. 190f.

gegenwirken. Diversität als (zunehmende) Normalität wäre eine Antwort auf diese Frage.

Der Inszenierung oder Evozierung von Bedrohungsängsten gegenüber „den“ Anderen ist zum einen immer wieder argumentierende Aufklärungsarbeit entgegenzusetzen. Zum anderen ist es, wie in den biographischen Linien zu sehen war, möglich, dass selbst in einem von Feindbildern bestimmten Kontext wie dem Krieg Begegnungen stattfinden, die die Dominanz von Feindbildern zumindest momentan unterlaufen bzw. unterbrechen. Auch aus diesem Grunde wäre zu überlegen, wie durch eine intensive Begegnungsarbeit als präventive Friedensarbeit Bedingungen geschaffen werden können, die extensive Gewaltakte verhindern, wenn nicht unmöglich machen können.

Welzer selbst schließt sein Werk „Täter“⁹²⁴ mit einem Appell, entgegen dem einfachen Verfall in „Unmündigkeit“ sich die positiven Errungenschaften der Aufklärung zu eigen zu machen.

„Ganz offensichtlich haben die zwei-, dreihundert Jahre der aufklärerischen Erziehung des (westlichen) Menschengeschlechts ziemlich wenig an jener psychischen Eigenschaft hervorgebracht, die an die Stelle der fraglosen Einfügung in Gruppen treten sollte: Autonomie. Diese nun scheint in der Tat als einziges der Verlockung entgegenzustehen, verantwortungslos Teil eines mörderischen Prozesses zu werden. Autonomie ist freilich kein Produkt von Denken; die Fähigkeit zur Autonomie setzt die Erfahrung von Bindung und Glück voraus. Leider verfügen wir bislang über kein gesellschaftliches Konzept, Menschen jenes lebenspraktische Glück erfahren zu lassen, das sie davor schützt, zu Vollstreckern des Unglücks der anderen zu werden.“⁹²⁵

Welzers Plädoyer für eine gelebte, psychisch verankerte Autonomie trifft sich mit dem in den biographischen Linien dargestellten Mut zur Non-Konformität. Verantwortung zu übernehmen – und zwar sowohl für das eigene Leben als auch für das der Mitmenschen, biblisch gesprochen der „Nächsten“ – bedeutet eben, die Flucht in Apathie und Gleichgültigkeit zu vermeiden.

Gleichzeitig bedeutet widerständig sein, sich selbst der Versuchung einer klaren Freund-Feind-Dichotomie zu widersetzen. Auch dieses Element wurde in den biographischen Linien zur Genüge deutlich, insbesondere an den Stellen, wo es zu Kontakten mit den „Anderen“, Soldaten und Zivilist/innen, kam, die der Kriegslogik nicht folgten, sie durchbrachen bzw. unterbrachen.

924 Welzer 2005.

925 Welzer 2005, S. 268.

3.7 Zusammenfassung und Fortführung: Theologische Ethik des nicht suspendierten Zweifels

Somit nimmt das Konzept, was ich im Folgenden „Theologische Ethik des nicht suspendierten Zweifels“ nennen möchte, Gestalt an.

Im Zentrum steht die Menschenwürde als Kern des Zweifels, der als allen Überlegungen vorausgehend und vorrangig begriffen wird. So ist zunächst mal das Bewusstsein für die Unverrechenbarkeit der Würde jedes einzelnen Menschen zu fördern.

Zur Geltung kommt der Menschenwürde-Gedanke in Form eines Zweifels, der eine entideologisierende Dynamik in Gang bringen kann. Entscheidungen über die Ausübung möglicherweise legitimer Gewalt müssen eine Zweifelsoffenheit aufweisen bzw. anfragbar bleiben, da die Ausübung von Gewalt, insbesondere von militärischer Gewalt, grundsätzlich in Konflikt mit dem Menschenwürde-Gedanken kommt. Nur in Dilemma-Situationen lässt sich der Einsatz militärischer Mittel rechtfertigen, wenn aufgewiesen werden kann, dass ein Nicht-Einsatz noch größere Übel verursachen würde.

Ohne in eine Selbstlähmung durch eine radikale Anwendung des Zweifels auf sich selbst zu geraten, fordert die bereits eingebrachte Zweifelsoffenheit, andere nicht als Feinde zu definieren und somit aus der Freund-Feind-Konstellation herauszutreten.

Im Vorigen wurden mannigfaltige Impulse dargestellt, die beim Einzelnen in der Extremsituation des Krieges diesen Zweifel in Gang gesetzt bzw. gefördert haben. Eine wesentliche Bedeutung kam dabei der Begegnung über die Grenzen hinweg zu.

Der oder die Einzelne steht in seinen/ihren Überlegungen vor der Aufgabe, den von der Menschenwürde induzierten Zweifel mit seinen vorher gefassten Überzeugungen und den in Frage kommenden Handlungsmöglichkeiten zu vermitteln. Dies ist im Sinne von John Rawls Überlegungsgleichgewicht ein nicht völlig abzuschließender Prozess. Im Optimalfall wird der oder die Handelnde angeregt, die durch den Zweifel gegebene Unterbrechung als Anfang einer (Um-)Orientierung in Richtung einer Überwindung der Gewalt zu sehen und zu vollziehen. Ein solches Handeln geschieht im Vor-trauen auf die Möglichkeit des Durchbrechens der Gewaltstrukturen bei gleichzeitigem Wissen, dass eine solche Möglichkeit, also Frieden, noch nicht wirklich ist.

Für die gesamtgesellschaftliche Ebene ergibt sich die Revidierbarkeit politischer Entscheidungen als wichtiges Kriterium angesichts des beträchtlichen Umfangs der Unsicherheitsmarge im Bereich der Friedensethik.

Aus ethischer Sicht ist anzunehmen, dass eine Übertragung dieses Prinzips grundsätzlich für alle Entscheidungen mit einer ähnlichen Unsicherheitsmarge und damit verbundenen hohen bzw. extremen Risiken geboten ist. Dies gilt insbesondere für die Problematik der Technikfolgeabschätzungen.

Warum ist hier aber die Rede von einem „nicht suspendierten Zweifel“⁹²⁶?

Die Rede von einem nicht suspendierten Zweifel wendet sich zum einen defensiv gegen jede Form ideologischer Verhärtung. Sie beansprucht zum anderen eine mittlere Position gegenüber den Extremen fanatischer Unterdrückung des Zweifels wie destruktiven, selbstlähmenden Formen des Zweifels, die im Extremfall zur Handlungsunfähigkeit führen können.

Wenn Metz in aphoristischer Weise bezogen auf das von ihm geforderte „eschatologische Bewusstsein [von einem, M.S.] apokalyptischen Stachel“⁹²⁷ spricht, dann wählt er eine Metapher, die dem, was ich hier „nicht suspendierten Zweifel“ nennen möchte, sehr nahe kommt.

Negativfolie sind bei Metz, wie bereits beschrieben, Hass und Apathie. Dieser Stachel verhindert ein Abgleiten in „Fanatismus“⁹²⁸ und „Fatalismus“⁹²⁹.

In ähnlicher Weise wirkt der Zweifel als „stechender Dorn“, als „nicht ruhig zu stellendes Unbehagen“ einer ideologischen Verhärtung und damit der Gefahr des Fanatismus gleichermaßen wie einem resignativen Fatalismus („Man kann ja doch nichts tun“) und damit der Gefahr von Nihilismus und Apathie entgegen.

Nun liegen die Gewaltstrukturen Anfang der 1980er Jahre, als Metz seine Thesen festhält, etwas anders als in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Dennoch meine ich, dass Metz mit den Begriffen Hass und Apathie eine Negativfolie geliefert hat, durch die sichtbar wird, was das Kennzeichnende der von mir untersuchten Unterbrechungen ist.

Dass die auf den ersten Blick vielleicht ohnmächtig erscheinende Kraft des Zweifels in einem positiven Sinne hochgradig subversiv wirken kann, mag ex negativo das folgende Zitat aus einem an die Front verschickten „Soldatenkatechismus“⁹³⁰ des Deutschen Evangelischen Männerwerks aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges verdeutlichen:

926 Für die entscheidende Präzisierung dieses in einem ersten Entwurf von mir noch „pazifistischen Zweifel“ genannten Begriffs – den Kontext bildeten damals noch Überlegungen zur Legitimität von Gewalt in Bezug auf humanitär begründete militärische Interventionen (vgl. Schober 2017 (2001), S.66ff) – danke ich meinem Doktorvater Dietmar Mieth.

927 Metz 1981, S. 90.

928 Metz 1981, S. 88.

929 Metz 1981, S. 88.

930 Koch 2009, S. 132.

„Der christliche Soldat zweifelt nicht

Er glaubt! Wo er glaubt, da ist schon sein Gewissen frei und getrost. Der Soldat, der nicht zweifelt, sondern glaubt, ist immer tapfer, weil er in Bundesgenossenschaft mit der Gnade steht. Sie ist persönlicher Wille, Ruf Gottes.“⁹³¹

Der Zweifel wird also als durchaus ernstes Hindernis für die soldatische „Tapferkeit“ gesehen. Leider arbeiteten die Kirchen – die Konfession spielt hier keine entscheidende Rolle⁹³² – in diesem Sinne eher an der Stilllegung möglicher Zweifel als an einer Respektierung der autonomen Gewissensentscheidung, was sich auch bis in die späte Anerkennung couragierter christlicher Kriegsdienstverweigerer verfolgen lässt.⁹³³

Dieses Bündnis der Kirchen mit der Staatsräson, noch dazu der Staatsräson eines nationalsozialistischen Unrechtsstaates, wirft einen tiefen Schatten auch auf das nichtkonforme, mutige Zeugnis Einzelner, wie es in den historischen Beispielen des zweiten Kapitels dieser Arbeit vielfach dokumentiert wurde.

931 Zit. in Brakelmann 1979, S. 227 (Hervorhebung im Original); vgl. auch Koch 2009, S. 132.

932 Vgl. dazu Koch 2009, insbesondere Kapitel 7, S. 123–142 sowie Holzem 2005, der allerdings konfessionelle Differenzen in Bezug auf die Bedeutung von Kriegs- und Besatzungserfahrung gegenüber der Diktaturerfahrung betont: „Bei Kriegsausbruch stellten die deutschen Bischöfe nicht in Zweifel, dass der Krieg als Stragericht und Sühne zu verstehen war und Christen ihre vaterländischen Pflichten zu erfüllen hätten. Aber diesen Appellen fehlte jede nationale Begeisterung, und manche Stellungnahme legte nahe, dass es gerade der christentums- und allgemein religionsfeindliche Charakter des Regimes und der deutschen Gesellschaft sei, der durch den Krieg gesühnt werden müsse – so jedenfalls lasen es die SD-Berichte. Die Friedensvisionen zielten auf Gerechtigkeit, nicht auf Sieg. Dem individuellen Christen wurde eine sühnetheologische Interpretation des Kriegsgeschehens angeboten, [...] M.S.] die ihm ein Einbringen eigener Leiden in diese Sühneleistung der Kirche als Ganzer ermöglichte. Pflichterfüllung und ‚Hingestellt-Sein‘ trennte zwischen Gottes Geschichtsmacht und politischer Macht.“ (Ebd., S. 21.)

933 Vgl. Koch 2009, S. 139ff.

4 Ausblick: Relevanz der Überlegungen für die Friedensarbeit

Abschließend sollen die folgenden Überlegungen den Ertrag dieser Arbeit bzw. deren mögliche Relevanz für die Friedensarbeit festhalten. Dies geschieht ganz bewusst in Gestalt eines Ausblicks. Auf einen Anspruch abschließender Vollständigkeit wird verzichtet. Meine Überlegungen orientieren sich dabei an der Leitfrage: „Wie kann die vom Menschenwürde-Gedanken geforderte Achtung der Würde jedes einzelnen, individuellen Menschen in die Friedensarbeit eingebracht werden?“

Eine zentrale Aufgabe ist dabei, Feindbilder zu durchbrechen, oder, wie Sölle formuliert, die „Entfeindung als Versöhnung“⁹³⁴, und damit einhergehend Vorurteile zumindest soweit zu überwinden, dass die Achtung des oder der Anderen nicht mehr in Frage steht. Damit verbunden ist die Erkenntnis, dass es entgegen einer ideologischen Verhärtung notwendig ist, einen schematischen Dualismus von Gut vs. Böse zu vermeiden, den das stereotype Freund-Feind-Denken als klassisches Mittel der Kriegspropaganda konstruiert.

Als erstes Ergebnis dieser Arbeit ist in diesem Fall die Bedeutung von Distanz mindernden „Brücken“ zur Begegnung zu unterstreichen. Sprache, der gesamte kulturelle Bereich (u. a. Musik, Literatur, Kunst), gemeinsames Tun, Sport, Religion können zu einer solchen Brücke werden, müssen es aber nicht zwangsläufig. So kann Sport als Wettkampf und Training auch Teil der Kriegsvorbereitung sein. Die Verschiedenheit der Religionen kann auch trennenden Charakter haben. Generell wird Religionen, insbesondere deren fundamentalistischen Strömungen, ein erhebliches Gewaltpotenzial zuerkannt.⁹³⁵ Demgegenüber unternehmen beispielsweise Markus Weingardt und Verena Brenner den Versuch, das Friedenspotenzial der Religionen als Thema der Friedensforschung in die Diskussion einzubringen. In ihrer jüngst erschienenen Studie „Verpasste Chancen“ nehmen sie Hindernisse in den Blick, die das Friedenspotenzial religiöser Initiativen insbesondere im Hinblick auf deren mediatorische Fähigkeiten beeinträchtigen. Trotz des skeptischen Titels geht es Weingardt/Brenner darum, den Blick

934 Sölle 1994, S. 98 bzw. Sölle 1996, S. 119.

935 Vgl. zur kontrovers geführten Diskussion um das Gewaltpotenzial von Religion bzw. ihrer Instrumentalisierung, insbesondere für das Christentum, u. a. Schillebeeckx 2001, Wils 2004, Baudler 2005, Mieth 2008, Koch 2009 sowie mit einem erfahrungsgeschichtlichen Ansatz Holzem 2009.

für das derzeit noch zu wenig zum Zug kommende Friedenspotenzial der Religionen zu öffnen.⁹³⁶ Es sei hier nur angemerkt, dass ein vertiefter interreligiöser Dialog dazu führen könnte, dass selbst die Verschiedenheit der Religionen nicht nur kein Hindernis mehr für einen Brückenschlag ist, sondern die im Dialog erfahrene gegenseitige Achtung in Verschiedenheit zu einem verbindenden Gut im Sinne eines Erfahrungsvorsprungs im Umgang mit (inter)kultureller Diversität werden könnte. Ähnlich den Konfliktlinien in der Gender-Debatte⁹³⁷ gilt es auch im Verhältnis der Kulturen zueinander, die fundamentale gegenseitige Achtung im Sinne von grundsätzlicher Gleichberechtigung mit der Achtung des/der Anderen als Andere/n, dem Andersseinlassen im Sinne der Differenz auszubalancieren.⁹³⁸ In diesem Sinne ließen sich auch die folgenden Überlegungen Frühbauers weiterführen, der die Religionen zudem hinsichtlich ihres Gewaltpotenzials zur Selbstkritik mahnt:

„In einer selbstkritischen Auseinandersetzung sind daher die Religionen dazu aufgerufen, sich mit ihren Gewaltpotenzialen in Geschichte und Gegenwart auseinanderzusetzen. Hinzu kommt das nicht allein auf Gemeinsamkeiten zu gründende Verhältnis der Religionen untereinander. Unterschiede, Differenzen und Spannungen dürfen nicht ausgeblendet werden, will man friedliche Verständigung auf ein tragfähiges Fundament stellen. Der Blick auf die Gemeinsamkeiten, auf das, was verbindet, und nicht auf das, was trennt, wurde zwar zu Recht von der Weltkonferenz der Religionen für den Frieden (WCRP) 1970 in Kyoto programmatisch ins Zentrum gerückt. Sollen aber Konflikte zwischen unterschiedlichen Religionen und Kulturen konstruktiv und zivilisiert bearbeitet werden, bedarf es auch des klarsichtigen Umgangs mit konflikterzeugenden Unterschieden.“⁹³⁹

936 Vgl. Weingardt/Brenner 2010. Im Einleitungskapitel finden sich pointierte, resümierende Überlegungen zur Diskussion um ein Gewalt- bzw. Friedenspotenzial der Religionen in der Friedensforschung. Vgl. dazu auch schon Weingardt [2010] (erstmalig veröffentlicht 2007).

937 Vgl. dazu z. B. Pauer-Studer 2010: „Differenz muss auf den Begriff der Gleichheit bezogen bleiben, wenn eine gerechte Behandlung der Geschlechter das Ziel bildet. Die Dialektik von Gleichheit und Differenz ist also dahingehend zu gestalten, dass Gleichheit und Differenz möglich sind und Frauen gleich und verschieden sein können, ohne dass dies Benachteiligung nach sich zieht.“ (Ebd., S. 160)

938 Ähnliches gilt im Übrigen auch im „gemeinsame[n, M.S.] Lernprozess von Menschen mit und ohne Behinderungen“ (Mieth 2005, S. 12), vgl. dazu Mieth: „Es hängt jeweils von der Phase des Miteinanders ab, wann Gleichbehandlung und wann die Anerkennung der Differenz am Platz ist.“ (Ebd., S. 12.)

939 Frühbauer 2005, S. 189.

Eine zukunftsweisende Möglichkeit hat meines Erachtens Peter Hünemann unter der Überschrift „Der ‚entschränkte‘ Dialog“⁹⁴⁰ als Formel für den Dialog zwischen den Religionen ins Spiel gebracht. Ganz auf die konstruktive Kraft des interreligiösen Dialogs setzend fordert Hünemann eine Begegnung unter Glaubenden ohne Ausblenden der gegenseitigen Differenzen.⁹⁴¹

Dessen ungeachtet bleiben Bemühungen, gemeinsame Konvergenzpunkte zwischen verschiedenen Religionen herauszuarbeiten, wie es beispielsweise die Stiftung Weltethos⁹⁴² seit Jahren tut, unerlässlich.

Eine besondere Rolle, wie vorwiegend in Richerts Schilderungen aus dem Ersten Weltkrieg deutlich wurde, kann Bi- bzw. Multikulturalität als Brückenressource einnehmen, gerade in einer Zeit der Globalisierung, in der Bi- und Multikulturalität immer mehr zum Normalfall werden.⁹⁴³ Eine verstärkte Wahrnehmung von Multikulturalität als Normalfall könnte auch einer Segmentierung der jeweiligen Gesellschaften in In- und Out- bzw. Wir- und Sie-Gruppen entgegenwirken und dadurch nicht nur einem realistischen Blick förderlich sein, sondern außerdem einen beträchtlichen Anteil gesellschaftlichen Konfliktpotenzials entschärfen.

Dies führt zu einem zweiten wichtigen Punkt: dem Lernen ex negativo aus der Täterforschung. Wie in Abschnitt 3.6 bereits dargelegt, sieht die Täterforschung eine Einteilung der Gesellschaft in In- und Out- bzw. Wir- und Sie-Gruppen als höchst problematisch an. Auch von daher wäre, wie bereits gesagt, „ein positiver Zugang zur Andersheit zu erschließen“⁹⁴⁴ und die Exklusion von Gruppen innergesellschaftlich wie in der Interaktion mit anderen Gesellschaften, quasi „inter-gesellschaftlich“, zu vermeiden, die „Brücken“ nicht abzubauen. Da verborgene Gewaltpotenziale sich leichter entfesseln lassen als gemeinhin angenommen wird, ist zudem die Bereitschaft jedes/jeder Einzelnen notwendig, für sich und andere Verantwortung zu übernehmen, seine/ihre Fähigkeit zur Autonomie zu fördern, um autoritäre bzw. totalitäre Konformitätszwänge abzuwehren.⁹⁴⁵

940 Hünemann 2008.

941 Vgl. Hünemann 2008, insbesondere S. 261f.

942 Vgl. Küng 1990 sowie die Homepage der Stiftung Weltethos (vgl. Stiftung Weltethos o. J.) Kritische Anmerkungen finden sich bei Pękala 2010, S. 210-216. Einen wesentlichen Beitrag zur Konkretisierung des Weltethos-Projekts bzgl. des christlich-buddhistischen Dialogs leistet Barbara Lukoschek (vgl. Lukoschek 2013).

943 So lag beispielsweise der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund an der Bevölkerung in Baden-Württemberg im Jahr 2007 bei gut 25 Prozent. (Vgl. Statistisches Landesamt Baden-Württemberg 2009.)

944 Abschnitt 3.6 dieser Arbeit.

945 Vgl. Welzer 2005, S. 268.

Alle drei im Kapitel 2 vorgestellten Zeitzeugen haben es nach dem Krieg unternommen, sich aus ihrer Kriegserfahrung heraus für den Frieden zu engagieren. Bei aller mit Recht vorgebrachten Skepsis gegenüber den begrenzten Möglichkeiten des Lernens aus der Geschichte⁹⁴⁶ scheint es mir doch wichtig, auch die Erinnerung an diese in vielem durchaus ambivalenten Lebensläufe wachzuhalten: zum einen, um die Zwänge und Brutalität des Kriegsgeschehens gegenüber denjenigen im kollektiven Gedächtnis zu halten, die einer Heroisierung soldatischen Tuns das Wort reden, zum anderen, um die ebenfalls erinnerten Muster von Friedfertigkeit zu vermitteln, um uns Nachgeborene zu mahnen, auch in unserer Zeit Mut und Zivilcourage zu zeigen, wenn die Rechte der Schwächsten bedroht sind. Auch die pazifistische Tugend der Friedfertigkeit braucht Muster, Modelle und Vorbilder. In dieser Hinsicht ist die historisch-biographische Forschung noch längst nicht zum Abschluss gekommen.

Ein weiteres Desiderat der historischen Forschung wäre, die nach dem Zweiten Weltkrieg beginnende Verständigungs- und Versöhnungsarbeit insbesondere zwischen Deutschland und Frankreich in Hinsicht auf die hier vorgestellten Verständigungsbrücken zu untersuchen. Es ist anzunehmen, dass gerade die elementaren menschlichen Grundvollzüge in den Begegnungen eine wichtige Rolle gespielt haben. Ebenfalls von Bedeutung dürfte die Musik, zum Beispiel in Gestalt von gemeinsamen Konzerten beim Schüler/innen-Austausch gewesen sein. Ähnliches gilt – aufgrund seines Wettbewerbscharakters in eingeschränkter Weise – auch für den Sport. Ein weiterer wichtiger Punkt – gerade in den Anfängen der Partnerschaftsarbeit – wäre auch die Frage, ob und wie die Kriegserfahrungen dort eine Rolle gespielt haben.

Die im Rahmen dieser Arbeit eingeschränkte Perspektive auf die Unterbrechung von Gewalt im Krieg ließe sich auf andere gewalthaltige Kontexte ausweiten. Dabei wären insbesondere Situationen in Lagerhaft und Kriegsgefangenschaft von Interesse. So berichten beispielsweise in dem Projekt „Die letzten Gmünder Zeugen“⁹⁴⁷ des Stadtarchivs Schwäbisch Gmünd verschiedene deutsche Soldaten von Menschlichkeit, die ihnen in der Kriegs-

946 So skizziert Wette die Problematik in Form skeptischer Fragen beispielsweise nach der grundsätzlichen Übertragbarkeit historischer Beispiele auf zukünftige Situationen oder nach den Akteuren, an die sich ein solcher Lernprozess richten sollte. Zu Recht kritisiert er so die Annahme, eine direkte Übernahme von „Lehren“ aus der Geschichte sei möglich (vgl. Wette 2004a, S. 83). Allerdings könne sie, so Wette, in einem „vermittelten Sinne [...] M.S.] durchaus gesellschaftliche Lernprozesse befördern.“ (Wette 2004a, S. 96)

947 Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd 2004. Einige der Zeugen äußern sich außerdem ausführlich in dem Film „Die letzten Zeugen. Wir Soldaten im 2. Weltkrieg“ des Dokumentarfilmers Günter Moritz, vgl. Moritz 2008.

gefangenschaft zuteil geworden ist, bis hin zur Fluchthilfe.⁹⁴⁸ In einem Fall ist sogar eine in der Kriegsgefangenschaft entstandene dauerhafte Freundschaft festgehalten.⁹⁴⁹ Von prägenden spirituellen Gestalten des 20. Jahrhunderts wie die des Gründers der Ordensgemeinschaft von Taizé Frère Roger Schutz und des späteren Papstes Johannes XXIII. sind Zeugnisse des Rettungswiderstandes für jüdische Verfolgte wie der Humanität gegenüber deutschen Kriegsgefangenen bekannt.⁹⁵⁰

Als ergänzender Untersuchungsgegenstand bieten sich zudem erfolgreiche Friedensbemühungen als Gegenstand der Untersuchung an, durch die ebenfalls Gewalt unterbrochen wird. Auch in dieser Hinsicht wären inner- und intergesellschaftliche Versöhnungsprozesse, wie etwa die Rolle der Wahrheitskommissionen in Südafrika, von Bedeutung.

Wenn im vorangegangenen Kapitel die Möglichkeiten einer „theologischen Ethik des nicht suspendierten Zweifels“ skizziert wurden, ist an dieser Stelle noch zu ergänzen, dass die Bedeutung des Zweifels als ein Element, das vor ideologischen Verhärtungen schützt bzw. diese aufbricht, auch als ein Element der praktischen Friedensarbeit zentral ist. Befreiender Zweifel kann so als Schutz vor Fanatismus wirken. In diesem Sinne geht es auch darum, „Zweifelsgründe“ zu festigen und zu verankern, zu „säen“ und zu vermitteln, die uns in Erinnerung rufen, was es bedeutet, wenn ein Mensch in seiner Würde verletzt wird⁹⁵¹, egal, welches die Ziele sein mögen, um dretwillen man die Verletzung in Kauf zu nehmen bereit ist.

948 Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd 2004, S. 170; S. 205f. Es handelt sich um Berichte der Zeitzeugen Guido Brühl bzw. Wilfried Daul.

949 Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd 2004, S. 233. Es handelt sich um einen Bericht des Zeitzeugen Günther Martis.

950 Zu Frère Roger vgl. die Homepage der Gemeinschaft von Taizé: Taizé Community 2012; zu Papst Johannes XXIII., vgl. Franzen 2001, S. 377 sowie Nürnberger 1992, S. 87 und S. 95.

951 Matthias Möhring-Hesse weist auf die Spannung im Menschenwürdebegriff hin, die einerseits „als transzendente Eigenschaft“ (Möhring-Hesse 2010, S. 24) „unverbrüchlich“ (ebd.) ist und „nicht in graduellen Stufen gedacht werden“ (ebd.) kann, andererseits „auf der Ebene von Selbst- und Fremderfahrung [...] M.S.] von Menschen beschädigt werden kann“ (ebd.) und in diesem Sinne „zerbrechlich“ (ebd.) ist. Die Nichtabstufbarkeit des Würdebegriffs gewährleistet, dass sie „keinen Anlass dafür geben [kann, M.S.], Menschen aus den von daher begründeten Anerkennungs- und Schutzforderungen auszunehmen.“ (Ebd.). Dass dies de facto nicht nur im Kontext des Krieges immer wieder geschieht, wurde bereits in Auseinandersetzung mit Rortys Polemik gegen den philosophischen Begründungsdiskurs der Menschenwürde erörtert. Möhring-Hesses Argumentation zeigt meines Erachtens, dass beides möglich ist: ein Begründungsdiskurs der uns gegenüber den fatalen Konsequenzen der Exklusion Einzelner oder Gruppen die „unverbrüchliche Menschenwürde“ (ebd.,

Schließlich zeigt sich die Bedeutung eines solchermaßen von der Menschenwürde induzierten Zweifels in Kontexten, in denen Folgenüberlegungen unter einem hohen Grad der Ungewissheit vorgenommen werden müssen. Dies gilt für die Frage der Legitimation humanitär begründeter militärischer Interventionen⁹⁵² etwa zu Verhinderung eines Völkermords ebenso wie die Frage der Legitimation von Risikotechnologien wie die der Atomkraft und der Gentechnik. Bei den letztgenannten Beispielen wendet sich eine Ethik, die den Zweifel nicht suspendiert, gegen Entscheidungen, durch die irreversible Fakten geschaffen werden und entwickelt so ein kritisches Potenzial aus der Menschenwürde heraus im Sinne der kommenden Generationen.

Damit schließt sich der Kreis unserer Überlegungen, der mit einem lyrischen Appell aus der Feder Bertolt Brechts an uns Nachgeborene begonnen hat und die sich jetzt selbst in die Zukunft richten. Der Blick in die Vergangenheit hat uns Menschen gezeigt, die darum gekämpft haben, einen Weg durch das dunkelste Kapitel unserer Geschichte zu finden. Dabei sind sie in mancherlei Hinsicht auch selbst nicht frei von Schuld geblieben. Keiner der drei ist den Weg der offenen Kriegsdienstverweigerung gegangen, alle drei waren auch Soldaten im Kampf. Und dennoch haben sie Manches versucht. So erscheint der Weg, dem eigenen Gewissen zu folgen und Gewalt zu unterbrechen, als ein oft einsamer und von den Anfechtungen des ehrlichen Zweifels keinesfalls freier Weg. Wenn wir die eigene Würde wahren und die anderer nicht verletzen wollen, führt jedoch oft kein Weg daran vorbei, als das Risiko des Nicht-Verstandenwerdens, der Isolation und im Extremfall der Bedrohung des eigenen Lebens einzugehen. Für uns, die wir aufgetaucht sind „aus der Flut“⁹⁵³, ist es ein Glück, dass es – wenn auch wenige – solche Menschen gab. Für uns müsste es um vieles einfacher sein, diesen Weg zu gehen. Mag uns Gott dabei helfen.

S. 12) in Erinnerung ruft, an der sich letztlich alle begrenzten Ausdeutungen messen und korrigieren lassen müssen und die realistische Wahrnehmung ihrer Verletzung ganz konkret, wo sie geschieht und sei es in „Grenzbereichen“ (ebd., S. 25) durch den Menschenwürdediskurs selbst.

952 Vgl. dazu Schober 2017 (2001).

953 Brecht 1993a, S. 724.

5 Literatur

5.1 Quellen/Primärliteratur

- Bachmann, Ingeborg 2011: Kriegstagebuch. Mit Briefen von Jack Hamesh. Hg. und mit einem Nachwort von Hans Höller, Berlin (Suhrkamp).
- Böll, Heinrich 1971: Im Gespräch: Heinrich Böll mit Heinz Ludwig Arnold. Fotos von Renate Oesterheld. Edition Text und Kritik, München (Boorberg).
- Böll, Heinrich/Lindner, Christian 1975: Drei Tage im März. Ein Gespräch, Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Böll, Heinrich 1979: Eine deutsche Erinnerung. Interview mit René Wintzen, Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Böll, Heinrich 1981: Was soll aus dem Jungen bloß werden? Oder: Irgendwas mit Büchern, Bornheim (Lamuv).
- Böll, Heinrich/Kopelew, Lew 1981: Warum haben wir aufeinander geschossen? Mit Beiträgen von Klaus Bednarz, Bornheim-Merten (Lamuv); (zitiert als Böll/Kopelew 1981).
- Böll, Heinrich 1986: Brief an einen jungen Katholiken. Brief an einen jungen Nicht-katholiken. Mit einem Vorwort von Franz Alt, Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Böll, Heinrich 2001: Briefe aus dem Krieg. 1939-1945. Herausgegeben und kommentiert von Jochen Schubert. Mit einem Vorwort von Annemarie Böll und einem Nachwort von James H. Reid, Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Böll, Heinrich 2002ff: Werke. Kölner Ausgabe. Hg. v. Árpád Bernáth u.a., Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Böll, Heinrich 2003: Briefe aus dem Krieg. 1939-1945. Herausgegeben und kommentiert von Jochen Schubert. Mit einem Vorwort von Annemarie Böll und einem Nachwort von James H. Reid. 2 Bände, München (dtv).
- Böll, Heinrich 2007 (1985): Brief an meine Söhne oder vier Fahrräder. (1985). In: Heinrich Böll Werke. Kölner Ausgabe Band 23. 1984-1985. Hg. v. Hans Joachim Bernhard und Klaus-Peter Bernhard, Köln (Kiepenheuer & Witsch), S. 239-264.
- Böll, Heinrich 2008 (1969): An die Mitglieder des „Politischen Nachtgebets“. (1969). In: Heinrich Böll Werke. Kölner Ausgabe. Band 16. 1969-1971. Hg. v. James H. Reid, Köln (Kiepenheuer & Witsch), S. 108-110.
- Brecht, Bertolt ⁷1993a: An die Nachgeborenen. In: Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band. Hg. v. Suhrkampverlag für die Gedichte 1 bis 3 in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 722-725.
- Brecht, Bertolt ⁷1993b: Lob des Zweifels. In: Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band. Hg. v. Suhrkampverlag für die Gedichte 1 bis 3 in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 626-628.
- Buchbender, Ortwin/Sterz, Reinhold (Hrsg.) 1982: Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe. 1939-1945, München (Beck).
- Buchbender, Ortwin/Sterz, Reinhold (Hrsg.) 1982: Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe. 1939-1945, München (Beck).
- Büchner, Georg ⁴1994: Werke und Briefe. Münchner Ausgabe, München (dtv).

- Degen, Michael ⁸2002: Nicht alle waren Mörder. Eine Kindheit in Berlin, München (List).
- Deutschkron, Inge 2002: Ein Todesurteil und vier Leben. In: Dies./Wolfgang Benz: Stille Helden. Zeugnisse von Zivilcourage im Dritten Reich. Mit einem Beitrag von Johannes Rau, Frankfurt a. M. (Kulturstiftung der Deutschen Bank), S. 21-60.
- Droßel, Heinz 1988: Die Zeit der Füchse, Bensheim (Selbstverlag).
- Droßel, Heinz ²2001: Die Zeit der Füchse. Lebenserinnerungen aus dunkler Zeit, Waldkirch (Waldkircher Verlagsgesellschaft).
- Hosenfeld, Wilm 2004: „Ich versuche jeden zu retten“. Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes herausgegeben von Thomas Vogel, München (Deutsche Verlags-Anstalt).
- Jünger, Ernst ³⁶1995: In Stahlgewittern, Stuttgart (Klett-Cotta).
- Jünger, Ernst 2010: Kriegstagebuch 1914-1918. Hg. v. Helmuth Kiesel, Stuttgart (Klett-Cotta).
- Kurz, Josef ²2003: „Aber Du warst doch Soldat!“ War ich nicht auch ein Christ? Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und Reflexionen des Soldaten Sepp K., Linz (Wagner/Edition Kirchen-Zeit-Geschichte).
- Lersch, Heinrich 1916: Herz! Aufglühe dein Blut. Gedichte im Krieg, Jena (Diederichs).
- Lersch, Heinrich 1965: Ausgewählte Werke in zwei Bänden. Gedichte. Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Johannes Klein, Düsseldorf/Köln (Diederichs).
- Orwell, George 1968: Looking Back on the Spanish war. In: Ders.: The Collected Essays, Journalism and Letters of George Orwell. Volume II. My Country Right or Left. Hg. v. Sonia Orwell und Ian Angus, London (Secker & Warburg).
- Reese, Willy Peter 2004: Mir selber seltsam fremd. Die Unmenschlichkeit des Krieges. Russland 1941-44. Hg. v. Stefan Schmitz, Berlin (List).
- Richert, Dominik 1989: Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914-1918. Hg. v. Angelika Tramitz und Bernd Ulrich, München (Knesebeck & Schuler).
- Rieker, Heinrich 2007: Nicht schießen, wir schießen auch nicht! Versöhnung von Kriegsgegnern im Niemandsland. 1914-1918 und 1939-1945, Bremen (Donat).
- Saint-Exupéry, Antoine de 1982: Lettre à un otage. In : Ders.: Écrits de Guerre. 1939-1944, Paris (Gallimard), S. 327-344.
- Saint-Exupéry, Antoine de 2010: Bekenntnis einer Freundschaft. Briefe an einen Ausgelieferten. Ins Deutsche übertragen von Josef Leitgeb, Düsseldorf (Rauch).
- Schulze, Harald 2008: Otto Hahn und der Weihnachtsfrieden 1914. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24.12.2008.
- Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd (Hrsg.) 2004: Die letzten Gmünder Zeugen. Wir Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Redaktion: Hermann Kissling mit Gerhard Faigle, Fritz Lachenmaier und Anton Monzer. Schwäbisch Gmünd (Remsdruck).
- Szepansky, Gerda 1991: Für die anderen da sein: Helene Jacobs. In: Dies.: Frauen leisten Widerstand: 1933-1945. Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten, Frankfurt a. M. (Fischer), S. 57-90. (2019 ist eine unveränderte Neuauflage dieses Bandes erschienen.)

- Szpilman, Władysław 1998: Das wunderbare Überleben. Warschauer Erinnerungen. 1939 bis 1945. Aus dem Polnischen von Karin Wolff. Vorwort von Andrzej Spilman. Anhang von Wilm Hosenfeld. Mit einem Essay von Wolf Biermann, Düsseldorf/München (Econ).
- Tannenbaum, Eugen (Hrsg.) 1915: Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, Berlin (Neuer Verlag).
- Timm, Uwe 2005: Am Beispiel meines Bruders, München (dtv).
- Toller, Ernst 1933: Eine Jugend in Deutschland, Amsterdam (Querido).
- Ulrich, Bernd/Ziemann, Benjamin (Hrsg.) 1995: Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Ulrich, Bernd/Ziemann, Benjamin (Hrsg.) 2008: Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Ein Historisches Lesebuch, Essen (Klartext).
- Vercors (Jean Bruller) 1949: Das Schweigen des Meeres, Berlin (Aufbau). (frz. Original: *La silence de la mer* Paris (Editions de minuit) 1942; weitere Ausgaben: Mailand 1962, Paris 1964, Amsterdam 1965, New York 1969, Paris 1986).

5.2 Sekundärliteratur

- Adorno, Theodor W. 1951: *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Berlin/Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Albrecht, Dieter 1990: Der Hl. Stuhl und das Dritte Reich. In: Klaus Gotto/Konrad Repgen (Hrsg.): *Die Katholiken und das Dritte Reich*, Mainz (Grünewald), S. 25-47.
- Alten, Philipp 2008: Heinrich Böll: Der lesende Soldat – eine Teilrekonstruktion auf Grundlage der veröffentlichten Feldpostbriefe. In: Werner Jung/Jochen Schubert (Hrsg.): „Ich sammle Augenblicke“. Heinrich Böll 1917-1985, Bielefeld (Aisthesis), S. 49-79.
- Aly, Götz 2006: *Hitlers Volksstaat*. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Ashworth, Tony 1980: *Trench Warfare. 1914-1918. The Live and Let Live System*, London u. a. (The MacMillan Press).
- Askani, Hans Christoph 2003: Lévinas, Emmanuel. In: Bernd Lutz (Hrsg.): *Metzler. Philosophenlexikon*. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen, Stuttgart/Weimar (Metzler), S. 410-413.
- Auer, Alfons 1984: *Autonomie Moral und christlicher Glaube*. 2. Auflage, mit einem Nachtrag zur Rezeption der Autonomievorstellung in der katholisch-theologischen Ethik, Düsseldorf (Patmos).
- Auer, Alfons 1995: Die Bedeutung des Christlichen bei der Normfindung. In: Ders.: *Zur Theologie der Ethik*. Das Weltethos im theologischen Diskurs, Freiburg/Schweiz (Universitätsverlag)/Freiburg im Breisgau/Wien (Herder), S. 205-223.
- Baier, Annette C. 1991: *A Progress of Sentiments*. Reflections on Hume's *Treatise*, Cambridge Massachussetts/London (Harvard University Press).
- Baier, Annette C. 2010: *Reflections on How We Live*, Oxford (Oxford University Press).
- Barbian, Jan Pieter 2010: *Literaturpolitik im NS-Staat*. Von der Gleichschaltung bis zum Ruin, Frankfurt a. M. (Fischer).

- Baron, Ulrich/Müller, Hans-Harald 1992: Die Weltkriege im Roman der Nachkriegszeiten. In: Gottfried Niedhart/Dieter Riesenber (Hrsg.) *Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 – 1945. Beiträge zur historischen Friedensforschung*, München (Beck), S. 300-318.
- Baudler, Georg 2005: *Gewalt in den Weltreligionen*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Bauer, Christian/Schüssler, Michael 2010: *Jeder Fluss hat seine Strudel. Praktisch-theologische Interventionen von Ottmar Fuchs, Ostfildern (Grünwald)*.
- Benz, Wolfgang 2002: ‚Stille Helden‘ Hilfe für Juden unter nationalsozialistischer Verfolgung. In: Ders./Inge Deutschkron: *Stille Helden. Zeugnisse von Zivilcourage im Dritten Reich. Mit einem Beitrag von Johannes Rau*, Frankfurt a. M. (Kulturstiftung der Deutschen Bank), S. 61-90.
- Benz, Wolfgang (Hrsg.) 2006: *Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer*, München (dtv).
- Berger, Peter L./Zijderfeld, Anton 2009: *Lob des Zweifels. Was ein überzeugender Glaube braucht*, Freiburg i. B. (Kreuz).
- Bielefeldt, Heiner 1998: *Philosophie der Menschenrechte. Grundlagen eines weltweiten Freiheitsethos*, Darmstadt (Primus).
- Bierbrauer, Günter 2009: *Das Milgram-Experiment. Gehorsamkeitsstudie wiederholt*. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 16.12.2009.
- Biesinger, Albert 1993: Unterbrechung des Üblichen. Meditation als „Realisierung“ des christlichen Weges. In: *Lebendige Katechese. Beihefte zu Lebendige Seelsorge*, 15. Jahrgang, S. 46-49.
- Böll, Viktor/Schäfer, Markus/Schubert, Jochen 2002: *Heinrich Böll*, München (dtv).
- Borgstedt, Angela 2004: *Hilfen für Verfolgte: Judenretter und Judenhelfer*. In: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hrsg.): *Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945*, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung), S. 307-321.
- Borgstedt, Angela/Wette, Wolfram 2005: *Judenretter während des Zweiten Weltkriegs. Ausgewählte Literatur*. In: Wolfram Wette (Hrsg.): *Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkriegs*, Freiburg/Basel u. a. (Herder), S. 253-270.
- Borgstedt, Angela 2008: *Gertrud Luckner. 1900-1995. Menschen aus dem Land 12/2008*, Stuttgart (Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg).
- Brackmann, Karl-Heinz/Birkenhauer, Renate 1988: *NS-Deutsch. „Selbstverständliche“ Be-griffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus*, Straelen (Straelener Manuskripte Verlag).
- Brakelmann, Günther (Hrsg.) 1979: *Kirche im Krieg. Der deutsche Protestantismus am Beginn des Zweiten Weltkriegs*, München (Kaiser).
- Brock, Lothar 1995: *Gewalt in den internationalen Beziehungen*. In: Paul Hugger/ Ulrich Stadler (Hrsg.): *Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart*, Zürich (Unionsverlag), S. 167-187.
- Bröckling, Ulrich/Sikora, Michael 1998: *Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Broszat, Martin 1981: *Resistenz und Widerstand. Eine Zwischenbilanz des Forschungsprojekts*. In: Ders./Elke Fröhlich/Anton Grossmann (Hrsg.): *Bayern in*

- der NS-Zeit. Band IV. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt. Teil C. München/Wien (Oldenbourg), S. 691-709.
- Brown, Malcolm/Seaton, Shirley 2001: Christmas Truce. The Western Front, December 1914, London (Pan Books).
- Browning, Christopher R. 1993: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibattalion 101 und die „Endlösung“ in Polen. Deutsch von Jürgen Peter Krause, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt). (Originalausgabe: Ders. 1992: Ordinary Men: Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland, New York (HarperCollins Publishers, Inc./Aaron Asher Books))
- Brune, Jens Peter 2002: Dilemma. In: Marcus Düwell/Christoph Hübenthal/Michael H. Werner (Hrsg.): Handbuch Ethik, Stuttgart (Metzler), S. 325- 331.
- Buchbender, Ortwin 2011: Zur Geschichte der Rezeption und Sammlung von Feldpost in Deutschland. Oder „Auf den Spuren von subjektiven Wirklichkeiten“. In: Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hrsg.): Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen (Klartext), S. 17-21.
- Bürger, Peter (Hrsg.) [2018]: „Es droht eine schwarze Wolke“. Katholische Kirche und Zweiter Weltkrieg, Bremen (Donat).
- Bullion, Constanze von 2009: Bescheidene Retterin. Irena Sendler erhält posthum einen Preis, weil sie 2500 jüdische Kinder vor den Nazis bewahrte. In: Süddeutsche Zeitung vom 5.5.2009.
- Denzler, Georg 2003: Widerstand ist nicht das richtige Wort. Katholische Priester, Bischöfe und Theologen im Dritten Reich, Zürich (Pendo).
- Didczuneit, Veit/Ebert, Jens/Jander, Thomas (Hrsg.) 2011: Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen (Klartext).
- Drobisch, Klaus 1994: Nationalsozialistische Verbrechen und widerständige Reaktionen. In: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hrsg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn (Bundeszentrale für politischen Bildung), S. 97-106.
- Drosdowski, Günther 1989: Duden. Band 7. Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim/Leipzig u.a. (Dudenverlag).
- Eksteins, Modris 1990: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Fahle, Günter 1990: Verweigern – Weglaufen – Zersetzen. Deutsche Militärjustiz und ungehorsame Soldaten 1939-1945. Das Beispiel Ems-Jade, Bremen (Edition Temmen) (= Dokumentations- und Informationszentrum Emslandlager (Hrsg.): DIZ-Schriften. Band 3).
- Føllesdal, Dagfinn/Walløe, Lars/Elster, Jon 1988: Rationales Argumentieren. Ein Grundkurs in Argumentations- und Wissenschaftstheorie, Berlin/New York (de Gruyter).
- Förster, Stig 2002: Einführende Bemerkungen. In: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hrsg.): Erster Weltkrieg. Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, Paderborn/München/u.a. (Schöningh), S. 33-42.
- Förster, Stig 2004a: Der globalisierte Krieg. Der Erste Weltkrieg war nicht nur eine europäische Katastrophe. In: Stephan Burgdorff/Klaus Wiegrefe (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Lizenzausgabe, Darmstadt (WBG), S. 198-210.

- Förster, Stig 2004b: Totaler Krieg. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 925f.
- Forschner, Maximilian 2002: Gewissen. In: Otfried Höffe (Hrsg.): Lexikon der Ethik, München (Beck), S. 94-96.
- Frank, Dorothee 2006: Menschen töten. Mit einem Vorwort von Wolfgang Schmidbauer, Düsseldorf (Patmos).
- Franzen, August 2001: Kleine Kirchengeschichte, Freiburg/Basel u. a. (Herder).
- Freyer, Thomas 1993: Zeit – Kontinuität und Unterbrechung. Studien zu Karl Barth, Wolfhart Pannenberg und Karl Rahner, Würzburg (Echter) (= Bonner Dogmatische Studien, Band 13).
- Freyer, Thomas 1995: Kontinuität und Unterbrechung. Theologische Anmerkungen zur Zeitproblematik bei J. Moltmann und J. B. Metz. In: Theologie der Gegenwart. 38. Jahrgang, S. 179-199.
- Fritz, Stephen G. 1995: Frontsoldaten. The German Soldier in World War II, Kentucky (University Press).
- Fromm, Erich 1977: Anatomie der menschlichen Destruktivität, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) (= Originalausgabe: The Anatomy of Human Destructiveness, New York/ Chicago/San Francisco (Holt, Rinehart and Winston) 1973).
- Frühbauer, Johannes J. 2005: Konfliktüberwindung und Kultur des Friedens. In: Marianne Heimbach-Steins (Hrsg.): Christliche Sozialethik. Ein Lehrbuch. Band 2. Konkretionen. Kapitel VI, Regensburg (Pustet), S. 163-192.
- Fuchs, Ottmar 1992: Nächsten-, Fernsten- und Feindesliebe. In: Johannes Gründel (Hrsg.): Leben aus christlicher Verantwortung. Ein Grundkurs der Moral. Band 2. Schöpfung – Wirtschaft – Gesellschaft – Kultur, Düsseldorf (Patmos), S. 167-185.
- Fuchs, Ottmar 1999: Neue Wege einer eschatologischen Pastoral. In: Theologische Quartalschrift. 179. Jahrgang, Heft Nr.4, S. 260-288.
- Fuchs, Ottmar 2001: Was sie „kostet“, das ist sie wert: die Menschenwürde. Universalisierung und Radikalisierung der Menschenwürde im Horizont jüdisch-christlicher Gottesbeziehung. In: Menschenwürde. Jahrbuch für Biblische Theologie (JBTh). Band 15 (2000). Hg. v. Ingo Baldermann/Ernst Dassmann u. a., Neukirchen-Vluyn (Neukirchener Verlag), S. 265-292.
- Fuller, J. G. 1990: Troop Morale and Popular Culture in the British and Dominion Armies 1914-1918, Oxford (Clarendon Press).
- Galtung, Johan 1975: Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Galtung, Johan 1998: Frieden mit friedlichen Mitteln. Friede und Konflikt, Entwicklung und Kultur, Opladen (Leske und Budrich).
- Gantzel, Klaus Jürgen 1998: Krieg. In: Dieter Nohlen (Hrsg.): Wörterbuch Staat und Politik, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung), S. 372-375.
- Garbe, Detlef 1995: „Du sollst nicht töten“. Kriegsdienstverweigerer 1939-1945. In: Norbert Haase/Gerhard Paul (Hrsg.): Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt a. M. (Fischer), S. 85-104.
- Gilbert, Martin 2003: Geistliche als Retter – auch eine Lehre aus dem Holocaust, Tübingen (Mohr Siebeck).

- Gladigow, Burkhard 1986: Homo publice necans. Kulturelle Bedingungen kollektiven Tötens. In: Saeculum 37. Jahrgang, S. 150-165.
- Goodman, Nelson 1975: Tatsache, Fiktion, Voraussage, Frankfurt a. M. (Suhrkamp). Englische Originalausgabe: Ders. 1955: Fact, Fiction, and Forecast, Cambridge/Mass. (Harvard University Press).
- Grossman, Dave 1996: On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society, Paperback-Ausgabe (zuerst 1995) Boston/New York/Toronto/London (Little, Brown and Company). (Deutsche Übersetzung des Teils IV von Annette Jander, Wilhelm Nolte und Thomas Kühne: Dave Grossman 2004: Eine Anatomie des Tötens. In: Peter Gleichmann/Thomas Kühne (Hrsg.): Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert, Essen (Klartext), S. 55-104.)
- Gugel, Günther 2006: Gewalt und Gewaltprävention. Grundfragen, Grundlagen, Ansätze und Handlungsfelder von Gewaltprävention und ihre Bedeutung für die Entwicklungszusammenarbeit. Unter Mitarbeit von Ana Mijic, Tübingen (Institut für Friedenspädagogik).
- Gutmann, Hans-Martin 2009: Gewaltunterbrechung. Warum Religion Gewalt nicht hervorbringt, sondern bindet. Ein Einspruch, Gütersloh (Gütersloher Verlagshaus).
- Haase, Norbert/Paul, Gerhard (Hrsg.) 1995: Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt a. M.
- Haase, Norbert 2006: Kriegsdienstverweigerer und Deserteure aus protestantischem Glauben als Opfer der Wehrmachtsjustiz. In: Harald Schulze/Andreas Kurschat (Hrsg.): „Ihr Ende schaut an...“ Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts. Unter Mitarbeit von Claudia Bendick, Leipzig (Evangelische Verlagsanstalt), S. 115-125.
- Habbe, Christian 2004: Der Wettlauf der Ingenieure. Neue Waffentechnik und moderne Produktionsmethoden entschieden über Sieg und Niederlage. In: Stephan Burgdorff/Klaus Wiegrefe (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Lizenzausgabe, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), S. 79-83.
- Hämmerle, Christa 2011: Entzweite Beziehungen? Zur Feldpost der beiden Weltkriege aus frauen- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In: Veit Diczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hrsg.): Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, S. 241-252.
- Hassan, Riffat 1982: On Human Rights and the Qur'anic Perspective. In: Arlene Swidler (Hrsg.): Human Rights in Religious Traditions, New York (The Pilgrim Press), S. 51-65.
- Heinrichs, Dirk 2003: Hauptmann d. R. Wilm Hosenfeld. Retter in Warschau. In: Wolfram Wette (Hrsg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt a. M. (Fischer), S. 69-87.
- Heitmeyer, Wilhelm/Schrötte, Monika (Hrsg.) 2006: Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung).
- Hoffmann, Gabriele 1986: Heinrich Böll, Bornheim-Merten (Lamuv).
- Holzem, Andreas 2005: Erfahrungstreit und Erinnerungsrecht: Katholiken und Protestanten deuten Krieg und Diktatur in spannungsreicher Unterschiedlich-

- keit. In: Ders./Christoph Holzapfel (Hrsg.): Zwischen Kriegs- und Diktaturerfahrung. Katholizismus und Protestantismus in der Nachkriegszeit, S. 11-26.
- Holzem, Andreas 2009: Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens. Einführung. In: Ders. (Hrsg.): Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens, S. 13-104.
- Hünemann, Peter 2008: Der „entschränkte“ Dialog. Reflexionen zum Dialog zwischen Juden – Christen – Muslimen. In: Theologische Quartalschrift. 188. Jahrgang Heft Nr. 4, S. 245-262.
- Hürten, Heinz 1992: Deutsche Katholiken 1918-1945, Paderborn/München u. a. (Schöningh).
- Hüttenberger, Peter 1977: Vorüberlegungen zum Widerstandsbegriff. In: Jürgen Kocka (Hrsg.): Theorien in der Praxis des Historikers. Forschungsbeispiele und ihre Diskussion, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), S. 117-139.
- Hugger, Paul 1995: Elemente einer Kulturanthropologie der Gewalt. In: Paul Hugger/Ulrich Stadler (Hrsg.): Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart, Zürich (Unionsverlag), S. 17-27.
- Humburg, Martin 1998: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtsoldaten aus der Sowjetunion 1941-1944, Opladen/Wiesbaden (Westdeutscher Verlag).
- Imbusch, Peter 2002: Der Gewaltbegriff. In: Wilhelm Heitmeyer/John Hagan (Hrsg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden (Westdeutscher Verlag), S. 26-57.
- Imbusch, Peter 2005: Moderne und Gewalt. Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert, Wiesbaden (VS).
- Irrgang, Astrid 2007: Leutnant der Wehrmacht Peter Stölten in seinen Feldpostbriefen. Vom richtigen Leben im falschen, Freiburg i. Bg./Berlin/Wien. (Rombach).
- Iserloh, Erwin 1989: Abschluss und Bedeutung des Reichskonkordats. In: Raymund Kottje/Bernd Moeller (Hrsg.): Ökumenische Kirchengeschichte. Band 3. Neuzeit, Mainz/München (Kaiser/Grünwald), S. 299-303.
- Jahr, Christoph 1998: Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914-1918, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Jahr, Christoph 2004a: Soldatenverbrüderung. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 846f.
- Jahr, Christoph 2004b: Weihnachten 1914. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 957-959.
- Jahr, Christoph 2004c: Desertion. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 435-437.
- Jüngel, Eberhard 1989: Unterbrechungen. Predigten IV, München (Kaiser).
- Jürgs, Michael 2003: Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten, München.
- Kant, Immanuel 1998 (1785): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Hg. v. Theodor Valentiner. Einleitung von Hans Ebeling, Stuttgart (Reclam).
- Keim, Anton Maria (Hrsg.) 1983: Yad Vashem. Die Judenretter aus Deutschland, Mainz/München (Kaiser/Grünwald).

- Kersting, Wolfgang 2006: *Gerechtigkeit und öffentliche Vernunft. Über John Rawls' politischen Liberalismus*, Paderborn (mentis).
- Kitchen, Martin ²2004: Michael-Offensive. In: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 712-715.
- Kittsteiner, Heinz Dieter 2002: Gewissen. In: Marcus Düwell/Christoph Hübenthal/Micha H. Werner (Hrsg.): *Handbuch Ethik*, Stuttgart/Weimar (Metzler), S. 371-375.
- Kluge, Friedrich ²⁶2002: Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin/New York (de Gruyter).
- Knoch, Peter 1989: Kriegsalltag. In: Ders. (Hrsg.): *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*, Stuttgart (Metzler) (= Didaktische Reihe der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg), S. 222-251.
- Koch, Heribert 2009: *Der geopferte Jesus und die christliche Gewalt*, Düsseldorf (Patmos).
- Koller, Christian 2000: „Alsacien, Déserteur!“ Die Kriegserfahrung des Elsässer Bauern Dominik Richert im Spiegel seiner Memoiren. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 13. Jahrgang, Heft 2, S. 225-239.
- Kramer, Alan ²2004: Kriegerrecht und Kriegsverbrechen. Völkerrecht und Kriegerrecht 1914. In: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 281-292.
- Kraus, Jürgen ²2004: Uniform. In: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 936f.
- Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (Hrsg.) 2000: Was ist Militärgeschichte? Hg. in Verbindung mit dem Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. und dem Institut für soziale Bewegungen der Ruhr-Universität Bochum, Paderborn/München u. a. (Schöningh) (= *Krieg in der Geschichte (KRiG)*, Band 6)
- Kühne, Thomas 1996: „...aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert. In: Ders. (Hrsg.): *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt/New York (Campus), S. 174-192.
- Kühne, Thomas ²2004: Kameradschaft. In: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 602f.
- Kühne, Thomas 2006: *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Küng, Hans 1989: Ein heimatloser Katholik? Heinrich Böll und die Sehnsucht nach Humanität. In: Ders./Walter Jens: *Anwälte der Humanität. Thomas Mann. Hermann Hesse. Heinrich Böll, München (Kindler)*, S. 241-317.
- Küng, Hans 1990: *Projekt Weltethos*, München/Zürich (Piper).
- Kugler, Lieselotte 2011: Geleitwort. In: Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hrsg.): *Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege*, Essen (Klartext), S. 11-12.

- Kuschel, Karl-Josef 1987: Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. Über Gott, Jesus und Christus. Gespräch mit Heinrich Böll. In: Ders.: Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur, München (Piper), S. 64-76.
- Kuschel, Karl-Josef 1991: Heinrich Böll und die Vision von einer anderen Katholizität. In: Ders.: „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter...“ Literarisch-theologische Porträts, Mainz (Grünewald), S. 307-336.
- Kuschel, Karl-Josef 2004: Das Weihnachten der Dichter. Große Texte von Thomas Mann bis Reiner Kunze, Düsseldorf (Patmos).
- Lamprecht, Gerald 2001: Feldpost und Kriegserlebnis. Briefe als historisch-biographische Quelle, Innsbruck/Wien/u. a. (= Grazer zeitgeschichtliche Studien, Band 1).
- Landweer, Hilge 2002: Gefühl/moral sense. In: Marcus Düwell/Christoph Hübenhal/Micha H. Werner (Hrsg.): Handbuch Ethik, Stuttgart/Weimar (Metzler), S. 360-365.
- Latzel, Klaus 1998: Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945, Paderborn/München u. a. (Schöningh).
- Latzel, Klaus 2004: Feldpost. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 473-475.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 1996a: Essais de Théodicée sur la bonté de dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal. Die Theodizee von der Güte Gottes, der Freiheit des Menschen und dem Ursprung des Übels. Hg. und übersetzt von Herbert Herring (= Die Theodizee. Philosophische Schriften. Band 2.1 und 2.2. Französisch und deutsch), Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 1996b: Theodicee, das ist, Versuch von der Güte Gottes, Freiheit des Menschen und vom Ursprung des Bösen. Nach der 1744 erschienenen, mit Zusätzen und Anmerkungen von Johann Christoph Gottsched ergänzten, vierten Ausgabe hg. und kommentiert und mit einem Anhang versehen von Hubert Horstmann, Berlin (Akademie).
- Leibovitz, Liel /Miller, Matthew 2009: Lili Marleen. Ein Lied bewegt die Welt. Aus dem amerikanischen Englisch von Nathalie Lemmens, München (Bertelsmann).
- Leick, Roman 2004: Das große Sterben. Der zermürbende Stellungskrieg in Frankreich, der Millionen Soldaten das Leben kostete. In: Stephan Burgdorf/Klaus Wiegrefe (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Lizenzausgabe, Darmstadt (WBG), S. 59-72.
- Leppin, Volker 2006: Martin Luther, Darmstadt (WBG).
- Linder, Christian 1978: Böll, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Linder, Christian 1987: Heinrich Böll (1917-1985). Mut zum Widerstand. In: Christiane Rajewsky/Dieter Riesenberger (Hrsg.): Wider den Krieg. Große Pazifisten von Immanuel Kant bis Heinrich Böll, S. 395-411.
- Linder, Christian 2009: Das Schwirren des herannahenden Pfeils. Heinrich Böll eine Biographie, Berlin (Matthes & Seitz).
- Löwenthal, Richard 1982: Widerstand im totalen Staat. In: Ders./Patrik von Mühlen: Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933 bis 1945, Berlin/Bonn (J.H.W. Dietz), S. 11-24.

- Lüdtke, Alf 1994: Geschichte und Eigensinn. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster, S. 139-153.
- Lüdtke, Alf 2002: Eigensinn. In: Stefan Jordan (Hrsg.): Lexikon der Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart (Reclam), S. 64-67.
- Lukoschek, Barbara 2013: Ethik der Befreiung: Engagierter Buddhismus und Befreiungstheologie im Dialog, Paderborn (Schöningh).
- Lustiger, Arno 2011: Rettungswiderstand. Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit, Göttingen (Wallstein).
- Marshall, S.L.A. 1959: Soldaten im Feuer. Gedanken zur Gefechtsführung im nächsten Krieg. Übersetzt von Rudolf C. Vetter, Frauenfeld (Huber & Co. Aktiengesellschaft). (Amerikanische Originalausgabe „Men against fire“)
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf 2008: Geschichte der Männlichkeiten, Frankfurt/New York (Campus).
- Mehring, Hartmut 1998: Widerstand und Emigration. Das NS-Regime und seine Gegner, München (dtv).
- Metz, Johann Baptist 1981: Unterbrechungen. Theologisch-politische Perspektiven und Profile, Gütersloh (Mohr).
- Metz, Johann Baptist 2000: Compassion. Zu einem Weltprogramm des Christentums im Zeitalter des Pluralismus der Religionen und Kulturen. In: Ders./ Lothar Kuld/Adolf Weisbrod: Compassion. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, Freiburg/Basel u.a (Herder), S. 9-18.
- Michael, Robert/Doerr, Karin 2002: Nazi-Deutsch/Nazi German. An English Lexicon of the language of the Third Reich. Forewords by Paul Rose, Leslie Morris, Wolfgang Mieder, Westport, Connecticut/ London (Greenwood Press).
- Mieth, Corinna 2002: Rawls. In: Marcus Düwell/Christoph Hübenthal/Micha H. Werner (Hrsg.): Handbuch Ethik, Stuttgart (Metzler), S. 179-190.
- Mieth, Dietmar 2000: Mitleid. In: Johann Baptist Metz/Lothar Kuld/Adolf Weisbrod: Compassion. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, Freiburg/Basel u. a. (Herder), S. 21-25.
- Mieth, Dietmar 2003: Menschenbild und Menschenwürde angesichts des Fortschritts der Biotechnik. In: Ders./Rolf J. Lorenz (Hrsg.): Die „Würde des Menschen“ – beim Wort genommen, Tübingen/Basel (Francke), S. 59-78.
- Mieth, Dietmar 2004: Kleine Ethikschule, Freiburg/Basel u.a. (Herder).
- Mieth, Dietmar 2005: Leistungsfähig und nützlich – ein Mensch ist viel mehr als das. In: Neue Caritas. 106. Jahrgang, Heft 15, S. 10-14.
- Mieth, Dietmar 2008: Aggression durch den Glauben? Eine christliche Sicht zum Thema „Religion und Gewalt“ unter besonderer Berücksichtigung des Toleranzbegriffs. In: Christine Abbt/Donata Schoeller (Hrsg.): Im Zeichen der Religion. Gewalt und Friedfertigkeit in Christentum und Islam, Frankfurt a. M. (Campus), S. 118-141.
- Milgram, Stanley 1974: Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) (Deutsch von Roland Fleissner; Originalausgabe: Obedience to Authority, New York (Harper & Row)).
- Möhring-Hesse, Matthias 2008: Aber jenseits der Berge... Theologische Sozialethik im Spiegel der Politischen Theologie. In: Jürgen Manemann und Bernd Wacker

- (Hrsg.): Politische Theologie – gegengelesen. Jahrbuch Politische Theologie. Band 5, Berlin (LIT), S. 132-155.
- Möhring-Hesse, Matthias 2010: Und weil der Mensch ein Mensch ist... Unverbrüchliche Menschenwürde und deren Verletzung. In: Theologie der Gegenwart, 53. Jahrgang, Heft Nr. 1, S. 12-25.
- Mollenhauer, Daniel ²2004: Elsaß-Lothringen. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 454-456.
- Moltmann, Jürgen 1995: Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie, Gütersloh (Kai-ser/Gütersloher-Verlagshaus).
- Mommsen, Wolfgang J. 2004: Der Erste Weltkrieg. Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung).
- Mühlhauser, Regina 2010: Eroberungen. Sexuelle Gewalt und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion, 1941-1945, Hamburg (Hamburger Edition).
- Münkler, Herfried 2002: Die neuen Kriege, Berlin (Bundeszentrale für politische Bildung).
- Neitzel, Sönke 2008: Weltkrieg und Revolution. 1914-1918/19, Berlin-Brandenburg (be.bra).
- Neitzel, Sönke/Welzer, Harald 2011: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Neudeck, Rupert 2002: „Gott verläßt uns doch nicht“ – Sechs Jahre Krieg – gespiegelt in den Briefen Heinrich Bölls. In: Georg Langenhorst (Hrsg.): 30 Jahre Nobelpreis Heinrich Böll. Zur literarisch-theologischen Wirkkraft Heinrich Bölls, (= Literatur – Medien – Religion, Band 7), Münster/Hamburg u. a. (LIT), S. 239-250.
- Nowak, Kurt 1995: Das Dritte Reich – Christentum und Diktatur. In: Ders.: Geschichte des Christentums in Deutschland, (München (Beck), S. 243-251.
- Nürnberger, Helmuth ¹1992: Johannes XXIII., Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Nunner-Winkler, Gertrud 2004: Überlegungen zum Gewaltbegriff. In: Wilhelm Heitmeyer/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme, Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 21-61.
- Pauer-Studer, Herlinde ²2010: Einführung in die Ethik, Wien (facultas.wuv).
- Paul, Gerhard 2004: Dissens und Verweigerung. In: Peter Steinbach/Johannes Tüchel (Hrsg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung), S. 226-248.
- Pełkala, Urszula 2010: Eine Offenbarung – viele Religionen. Die Vielfalt der Religionen aus christlicher Perspektive auf der Grundlage des Offenbarungsbegriffs Wolfhart Pannebergs, Würzburg (Echter) (= Bonner Dogmatische Studien Band 48).
- Pfeifer, Wolfgang ¹1993: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. M-Z, Berlin (Akademie Verlag).
- Pöhlmann, Markus ²2004: Stellungskrieg. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 864-867.
- Rawls, John 1971: A theory of Justice, Cambridge/Massachusetts (Harvard University Press).

- Rawls, John 1979: Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Reemtsma, Jan Philipp 2008: Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne, Hamburg (Hamburger Edition).
- Reich-Ranicki, Marcel 1986: Mehr als ein Dichter. Über Heinrich Böll, Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Reid, James. H. 1991: Heinrich Böll. Ein Zeuge seiner Zeit, München (dtv).
- Renoldner, Severin 2007: Religion als Unterbrechung. In: Theologisch-praktische Quartalschrift. 155. Jahrgang, S. 153-162.
- Rings, Werner 1979: Leben mit dem Feind. Anpassung und Widerstand in Hitlers Europa. 1939-1945, München (Kindler).
- Röhrich, Lutz 2006: Buridan. In: Ders.: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Band 1. A-Hampelmann, S. 282f.
- Rorty, Richard 1996: Menschenrechte, Rationalität und Gefühl. In: Stephen Shute/Susan Hurley (Hrsg.): Die Idee der Menschenrechte, Frankfurt a. M. (Fischer), S. 144-167.
- Rudolf, Peter 1998: Krieg. In: Lexikon der Politik. Band 7. Politische Begriffe. Hg. v. Dieter Nohlen, Rainer-Olaf Schultze und Suzanne S. Schüttemeyer, München (C.H. Beck), S. 338f.
- Sala Rose, Rosa 2010: Lili Marleen. Die Geschichte eines Liedes von der Liebe und vom Tod. Aus dem Spanischen von Andreas Löhrer, München (dtv).
- Schatz, Klaus 1986: Zwischen Säkularisation und Zweiten Vaticanum. Der Weg des deutschen Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. (Knecht), S. 239-283.
- Scherstjanoi, Elke 2011: Als Quelle nicht überfordern! Zu Besonderheiten und Grenzen der wissenschaftlichen Nutzung von Feldpostbriefen in der (Zeit-)Geschichte. In: Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hrsg.): Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen (Klartext), S. 117-125.
- Schillebeeckx, Edward 2001: Religion und Gewalt. In: Dietmar Mieth/Hadewych Snijdewind (Hrsg.): Religion zwischen Gewalt und Beliebtheit, Tübingen/Basel (Francke), S. 9-23.
- Schloemann, Martin 1994: Luthers Apfelbäumchen? Ein Kapitel deutscher Mentalitätsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Schmitz, Ingolf 1994: Dominik Richert's First War Memoirs: The story of a last minute deserter. In: Krieg und Literatur/War and Literature, 6. Jahrgang, Heft Nr. 11 und 12, S. 17-32.
- Schneider, Thomas F. 2004: Lersch, Heinrich. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 677f.
- Schnell, Ralf 1982: Innere Emigration und kulturelle Dissidenz. In: Richard Löwenthal/Patrik von zur Mühlen (Hrsg.): Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933 bis 1945, Bonn (Dietz), S. 211-225.
- Schober, Michael [2018a]: „Ich weiß nur, daß der Krieg ein Verbrechen ist ...“ Versuche, die Gewalt zu unterbrechen – Nonkonformismus und Widerstand katholischer Soldaten im Zweiten Weltkrieg. In: Peter Bürger (Hrsg.): „Es droht

- eine schwarze Wolke“. Katholische Kirche und Zweiter Weltkrieg. Erster Band: Lesesaal – Diskussion – Impulse, Bremen (Donat), S. 143-162.
- Scholder, Klaus 1977/1985: Die Kirchen und das Dritte Reich. 2 Bände, Frankfurt a. M./Berlin (Ullstein).
- Scholder, Klaus 1989: Die Kirchen im Zeitalter der Machtergreifung Hitlers (1933-1934). In: Raymund Kottje/Bernd Moeller (Hrsg.): Ökumenische Kirchengeschichte. Band 3. Neuzeit, Mainz/München (Kaiser/Grünewald), S. 280-299.
- Schrep, Bruno 2004: Gebrochen an Leib und Seele. Das Heer der Krüppel, Zitterer und Blinden. In: Stephan Burgdorff/Klaus Wiegrefe (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Lizenzausgabe, Darmstadt (WBG), S. 178-184.
- Schröter, Klaus 1982: Böll, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Schubert, Klaus/Klein, Martina 2006: Krieg. In: Dies: Politiklexikon, Bonn (bpb), S. 178f.
- Schultze, Harald/Kurschat, Andreas (Hrsg.) 2006: „Ihr Ende schaut an...“ Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts. Unter Mitarbeit von Claudia Bendick, Leipzig (Evangelische Verlagsanstalt).
- Schwarz, Ulrich 2004: „Überall Leichen, überall Tod“ - Der Bombenhagel auf die Städte. In: Stephan Burgdorff/Christian Habbe (Hrsg.): Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bombenkrieg in Deutschland, Bonn (bpb), S. 70-84.
- Schwikart, Georg 1996: Heinrich Böll – Ein Heiliger gegen den Strich. Auf der Suche nach der eigenen Lebensspur, Würzburg (Echter).
- Scott, James C. 1990: Domination and the Arts of Resistance. Hidden Transcripts, New Haven/London (Yale Univ. Press).
- Seidler, Werner 2013: Die Hildesheimer Gymnasien im „Dritten Reich“: Ein Beitrag zur Ideologisierung von Bildung und Erziehung, Hildesheim (Gerstenberg).
- Sieferle, Rolf Peter 2004: Jünger, Ernst. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn/München u.a. (Schöningh), S. 600f.
- Sölle, Dorothee 1994: Gewalt. Ich soll mich nicht gewöhnen, Düsseldorf (Patmos).
- Sölle, Dorothee 1996: Gewöhnung an die Gewalt – Unterbrechung der Gewalt. In: Dialog der Religionen, 6. Jahrgang, Heft Nr. 2, S. 114-122.
- Sölle, Dorothee 2002: Gegenwind. Erinnerungen, München (Piper).
- Sofsky, Wolfgang 2002: Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Sowinski, Bernhard 1993: Heinrich Böll, Stuttgart/Weimar (Metzler).
- Stadler, Ulrich 1995: Zur Ästhetik des Erhabenen. Gewaltdarstellungen in der Literatur. In: Paul Hugger/Ulrich Stadler (Hrsg.): Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart, Zürich (Unionsverlag), S. 62-79.
- Stegemann, Katharina 2013: Bleib immer Mensch. Heinz Drossel. Ein stiller Held 1916-2008.
- Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (Hrsg.) 1994: Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung).
- Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (Hrsg.) 2004: Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung).
- Tec, Nechama 1986: When light pierced the darkness. Christian Rescue of Jews in Nazi-occupied Poland, New York/Oxford (Oxford University Press).

- Thoß, Bruno 2004: Etappe. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn/München u.a. (Schöningh), S. 465.
- Trotha, Trutz von 1999: Formen des Krieges. Zur Typologie kriegesischer Aktionsmacht. In: Sighard Neckel/Michael Schwab-Trapp (Hrsg.): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges, Opladen (Leske + Budrich), S. 71-95.
- Tyrkian, Edward A. 2000: Krieg: Die verborgene Seite der Moderne. In: Wolfgang Knöbl/Gunnar Schmidt (Hrsg.): Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne, Frankfurt a. M. (Fischer), S. 194-213.
- Ueberschär, Gerd R. 2005: Für ein anderes Deutschland. Der deutsche Widerstand gegen den NS-Staat. 1933-1945. Lizenzausgabe, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Ulrich, Bernd 1994: Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges - Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen, 53. Jahrgang, S. 73-83.
- Ulrich, Bernd 1997: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen.
- Ulrich, Volker 1994: Resistenz. In: Manfred Asendorf/Jens Flemming/Achatz von Müller/ Volker Ulrich: Geschichte. Lexikon der wissenschaftlichen Grundbegriffe, S. 545f.
- Virilio, Paul 1989: Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Volmert, Johannes 1985: Ernst Jünger „In Stahlgewittern“, München (Fink).
- Vormweg, Heinrich 2002: Der andere Deutsche. Heinrich Böll. Eine Biographie, Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Vossenkühl, Wilhelm 2002: Entfremdung. In: Otfried Höffe (Hrsg.): Lexikon der Ethik, München (Beck), S. 51.
- Wakefield, Alan 2006: Christmas in the Trenches, Thrupp/Stroud u. a. (Sutton Publishing).
- Waldenfels, Bernhard 2000: Aporien der Gewalt. In: Ders./Mihan Dabag/Antje Kapust (Hrsg.): Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen, S. 9-24.
- Walle, Heinrich 1994: Widerstehen im NS-Regime. Methodologische Überlegungen über das Spektrum von Artikulationen gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft. In: Ders. (Hrsg.): Aufstand des Gewissens. Militärischer Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime 1933-1945. Katalog zur Wanderausstellung. Hg. im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Berlin/Bonn/Herford (E.S. Mittler & Sohn), S. 493-502.
- Wallmann, Johannes 2006: Kirchengeschichte Deutschlands seit der Reformation, Tübingen (Mohr/Siebeck).
- Walzer, Michael 1977: Just and Unjust Wars. A Moral Argument with Historical Illustrations, New York.
- Walzer, Michael 1982: Gibt es den gerechten Krieg? Aus dem Amerikanischen übersetzt von Christiane Ferdinand, Stuttgart (Originalausgabe: vgl. Walzer 1977).
- Warburg, Jens 1999: Maschinen der Vernichtung. Das industrialisierte Schlachtfeld. In: Sighard Neckel/Michael Schwab-Trapp (Hrsg.): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges, Opladen (Leske + Budrich), S. 97-117.

- Weber, Thomas 2011: Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Weltkrieg – Mythos und Wahrheit, Berlin (Propyläen).
- Wehler, Hans-Ulrich 2004: Der zweite Dreißigjährige Krieg. Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg. In: Stephan Burgdorff/Klaus Wiegrefe (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Lizenzausgabe, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), S. 23-35.
- Weingardt, Markus [2010]: Religion Macht Frieden. Das Friedenspotenzial von Religionen in politischen Gewaltkonflikten, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung). Erstmalige Veröffentlichung 2007.
- Weingardt, Markus/Brenner, Verena 2010: Verpasste Chancen. Hindernisse für religiöse Friedensinitiativen, Baden-Baden (Nomos).
- Weintraub, Stanley 2001: Silent night. The story of the World War I. Christmas truce, New York (Free Press).
- Weiß, Wolfram 2000: Unterbrechung hin auf das Reich Gottes. In: Sönke Abeldt/Walter Bauer u.a. (Hrsg.): „...was es bedeutet, verletzbarer Mensch zu sein“ Erziehungswissenschaft im Gespräch mit Theologie, Philosophie und Gesellschaftstheorie. Helmut Peukert zum 65. Geburtstag, Mainz (Grünwald), S. 95-106.
- Welzer, Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline 2002: „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Welzer, Harald 2005: Täter. Wie aus ganz normalen Männern Massenmörder werden. Unter Mitarbeit von Michaela Christ, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Werner, Dietrich 2000: Von der Heiligkeit der Unterbrechung. Schutz und Gestaltung des Sonntags als göttliches Gebot menschlicher Humanität. In: Friedemann Green/Gisela Groß u.a. (Hrsg.): um der Hoffnung willen: Praktische Theologie mit Leidenschaft, Hamburg (EB), S. 369-379 (= Kirche in der Stadt. Band 10).
- Werth, German 2004: Sport. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 862f.
- Wette, Wolfram 1990: Die lange Vorgeschichte einer Desertion. Dominik Richerts unheroische Kriegserinnerungen aus den Jahren 1914-1918. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (Sowi), 19. Jahrgang, Heft 2, S. 92-96.
- Wette, Wolfram (Hrsg.) 1992: Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München/Zürich.
- Wette, Wolfram (Hrsg.) 1999: Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933. Unter Mitwirkung von Helmut Donat, Bremen (Donat).
- Wette, Wolfram 2003a: Helfer und Retter in der Wehrmacht als Problem der historischen Forschung. In: Ders. (Hrsg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt a. M. (Fischer), S. 11-31.
- Wette, Wolfram 2003b: Oberleutnant Heinz Drossel. Judenretter in Berlin 1945. In: Ders. (Hrsg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt a. M. (Fischer), S. 209-229.
- Wette, Wolfram (Hrsg.) 2003c: Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Wette, Wolfram 2004a: Kann man aus der Geschichte lernen? Historische Friedensforschung. In: Ulrich Eckern/Leonie Herwartz-Emden/Rainer-Olaf Schultze

- (Hrsg.): Friedens- und Konfliktforschung in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften), S. 83-97.
- Wette, Wolfram (Hrsg.) 2004b: Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS, Frankfurt a. M. (Fischer).
- Wette, Wolfram 2004c: Rettungswiderstand aus der Wehrmacht. In: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hrsg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung), S. 322-337.
- Wette, Wolfram 2011a: Heinz Drossel. In: Arno Lustiger: Rettungswiderstand. Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit, Göttingen (Wallstein), S. 90-91.
- Wette, Wolfram 2011b: Vorwort. In: Arno Lustiger: Rettungswiderstand. Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit, Göttingen (Wallstein), S. 12-16.
- Wildt, Michael 2008: Geschichte des Nationalsozialismus, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Wils, Jean-Pierre 2004: Sakrale Gewalt. Elemente einer Urgeschichte der Transzendenz. In: Ders. (Hrsg.): Die Moral der Religionen. Kritische Sichtungen und konstruktive Vorschläge, Paderborn/München u.a. (Schöningh), S. 9-51.
- Wollasch, Hans-Josef 2005a: Gertrud Luckner: „Botschafterin der Menschlichkeit“, Freiburg/Basel u. a. (Herder).
- Wollasch, Hans-Josef 2005b: Hilfe für Verfolgte. Die Freiburgerin Gertrud Luckner, eine „Botschafterin der Menschlichkeit“. In: Wolfram Wette (Hrsg.): Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkriegs, Freiburg i. B./Basel u. a. (Herder), S. 67-86.
- Woltmann-Zeitler, Johanna 1996: Vercors. Le silence de la mer. In: Kindlers neues Literatur-Lexikon. Band 17. Hg. von Walter Jens, München (Kindler), S. 43f.
- Zentner, Christian/Bedürftig, Friedemann (Hrsg.) 1988: Das große Lexikon des Zweiten Weltkriegs. Artikel „Lili Marleen“, München (Südwest), S. 342.
- Ziemann, Benjamin 2004: Soldaten. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn/München u. a. (Schöningh), S. 155-168.

5.3 Internet-Dokumente

- Artikel „Buridans Esel“. Online zugänglich unter: http://de.wikipedia.org/wiki/Buridans_Esel (Letzter Zugriff am 19.05.2011).
- Döscher, Hans-Jürgen 2001: Kein Befehlsnotstand. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 11.09.2001. Internet-Dokument: http://www.buecher.de/shop/buecher/die-zeit-der-fuechse-/drossel-heinz/products_products/content/prod_id/09851821/#faz (Letzter Zugriff am 13.04.2011).
- Nicht alle waren Mörder. Archiv, o. J. (Materialien zu einem Film von Jo Baier). Retter auf Fronturlaub. Interviewausschnitt als Text lesen: Zeuge eines Mordes. Online zugänglich unter: <http://www.swr.de/nicht-alle-waren-moerder/barrierefreie-version/rolf-erwin-redlich/schicksale/heinz-drossel.html> (Letzter Zugriff am 07.04.2011).
- Schober, Michael 2017 (2001): Die humanitär begründete militärische Intervention – eine theologisch-ethische Bewertung anhand des Kosovo-Krieges, Tü-

- bingen (Zulassungsarbeit). Online zugänglich unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-dspace-786818> (Letzter Zugriff am 31.10.2019).
- Schober, Michael 2018b: Frieden im Niemandsland - Die Waffenruhen um Weihnachten 1914 an der Westfront. Online veröffentlicht unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:hil2-opus4-8279>. (Letzter Zugriff am 02.11.2019)
- Schober, Michael 2018c: Ungewissheit und die Ethik humanitär begründeter militärischer Interventionen. Online veröffentlicht unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:hil2-opus4-8361>. (Letzter Zugriff am 02.11.2019)
- Shepard, Aaron 2001: The Christmas Truce. Online zugänglich unter: <http://www.aaronshp.com/stories/061.html>. (Letzter Zugriff am 03.01.2012)
- Statistisches Landesamt Baden-Württemberg 2009: Statistik. Aktuell. Bevölkerung mit Migrationshintergrund in Baden-Württemberg. Online zugänglich unter: http://www.statistikportal.de/Veroeffentl/Statistik_AKTUELL/803409002.pdf (Letzter Zugriff am 07.12.2011).
- Stiftung Weltethos o. J.: Homepage. Online zugänglich unter: <http://www.weltethos.org/> (Letzter Zugriff am 25.01.2012).
- Taizé Community 2012: Aus der Geschichte. Die Anfänge. Online zugänglich unter: http://www.taizé.fr/de_article6600.html (Letzter Zugriff am 24.01.2012).
- Weltgesundheitsorganisation (WHO) 2003: Weltbericht Gewalt und Gesundheit. Zusammenfassung. Online zugänglich unter: http://www.who.int/violence_injury_prevention/violence/world_report/en/summary-ge.pdf (Letzter Zugriff am 24.01.2012).

5.4 Filme

- Carion, Christian 2005: Merry Christmas, München (Universum Film GmbH/Senator Film-Verleih/Nord-Ouest Production/Senator Film Produktion in Koproduktion mit The Bureau u. a.).
- Moritz, Günter 2008: Die letzten Zeugen. Wir Soldaten im 2. Weltkrieg. Zwölf ehemalige Wehrmachtssoldaten erzählen ihre ganz persönlichen Kriegsgeschichten. Ein Dokumentarfilm inspiriert von dem Buch „Die 12 Gmünder Zeugen“, Stuttgart (Mouna/teamWERK. Die Filmproduktion GmbH).
- Polanski, Roman 2002: Der Pianist (Originaltitel: The Pianist), Paris/Warschau/Babelsberg/Harrow, Middlesex (R.P. Productions/Heritage Films/Studio Babelsberg/ Runteam III LTD. Production).
- Räfle, Claus 2017: Die Unsichtbaren. Wir wollen leben, Berlin (TOBIS Film GmbH).

Weihnachten 1914 an der Westfront. Für einen Moment schweigen die Waffen, begegnen sich die Soldaten im Niemandsland, teilen gemeinsam die Sehnsucht nach Frieden. Was wäre, wenn aus dieser „Unterbrechung“ im Krieg das Ende des Ersten Weltkrieges geworden wäre, wenn Millionen von Menschen nicht getötet worden wären?

Ausgehend von der modellhaften Analyse der Waffenruhen um Weihnachten 1914 untersucht diese friedensethische theologische Arbeit weitere „Unterbrechungen von Gewalt“ im Ersten und im Zweiten Weltkrieg. Inspiriert durch den amerikanischen Sozialphilosophen Michael Walzer entwickelt der Verfasser seine These anhand der Analyse historischer Beispiele. Er folgt dabei den biographischen Linien dreier katholischer Soldaten (Dominik Richert, Heinrich Böll und Heinz Droßel), die auf deutscher Seite gekämpft haben, ganz bewusst aus der Sicht eines „Kriegsenkels“.

Anhand zahlreicher Beispiele wird die Tragfähigkeit des Konzepts der „Unterbrechung von Gewalt“ ausgewiesen und unter anderem in Auseinandersetzung mit Konzepten der historischen Widerstandsforschung konturiert. Der Kerngedanke ist, dass sich in diesen Handlungen, die von beginnender Nonkonformität bis hin zum Rettungswiderstand reichen, ein Zweifel an der militärischen Logik, ein Zweifel an Feindbildern zeigt, der von der Menschenwürde ausgeht. Von dem Gedanken her, diesen Zweifel nicht stillzulegen, nicht zu „suspendieren“, entwickelt Michael Schober einen ethischen Zugang, den er für die Friedensarbeit fruchtbar zu machen sucht. Nicht nur in den extremen Kontexten der beiden Weltkriege und der Shoah ist es notwendig, Alternativen zur Gewalt zu denken, im Sinne der Menschenwürde Machtstrukturen in Zweifel zu ziehen, Frieden zumindest für möglich zu halten, sich vorzustellen, was wäre, wenn ...

ISBN 978-3-96424-017-0

